Digitized by Google

Digitized by Google

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Siebenter Band.

Gabriele.

Erster Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.

Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Digitized by Google

Digitized by Google

Meinen

lieben und treuen Freundinnen,

der verwittweten Oberkammerherrin

Karoline Freifrau von und zu Egloffstein,

geb. Freyin von Aufseeß,

Henrietten von Pogwisch,

geb. Gräfin Henkel von Donnersmark,

Hofdame Ihro Königl. Hoheit der Frau Großherzogin Louise zu Sachsen-Weimar-Eisenach ꝛc. ꝛc.

und

Karolinen Gräfin Egloffstein,

Hofdame Ihro Kaiserl. Hoheit, der Frau Großfürstin Maria Pawlowna von Rußland, vermählten Erbgroßherzogin zu Sachsen-Weimar-Eisenach ꝛc. ꝛc.

zur Erinnerung an froh und traurig, aber immer in treuer Liebe durchlebte Tage

freundlich gewidmet

von

der Verfasserin.

Digitized by Google

Digitized by Google

Vorwort.

Der freundliche Empfang, welcher den Beschreibungen meiner Reisen durch mancherlei Städte und Länder widerfuhr, munterte mich auf, auch mit einigen Ansichten hervorzutreten, die ich auf der großen Reise durch das Leben sammelte.

Jene Reisebeschreibungen sind Abbildungen nach der Natur, mit möglichster Wahrheit wiedergegeben, wie ich sie auffaßte. Ich möchte sie Landschaftsgemälde nennen, auf denen ich mich bemühte, jeden treu kopirten Gegenstand genau an den Platz hinzustellen, wo er in der Wirklichkeit sich befindet, indem ich mich wohl hütete, den Regeln der Gruppirung oder dem Zauber des Effekts das kleinste Opfer zu bringen. Diese Blätter hingegen bieten willkührliche Zusammensetzungen einzelner Studien nach Gegenständen, wie sie mir auf dem Lebenswege begegneten, die ich nach Gefallen

Digitized by Google

turnte und vereinte, so daß ich zu einer meiner Figuren mehrere Individuen und Oertlichkeiten benutzen mußte. Obgleich diesen noch keine einzige derselben ein Portrait im strengen Sinne genannt werden darf, so würde es mich doch freuen, wenn jede einzelne für ein solches gehalten würde. Denn so wäre mir gelungen, wonach jeder Hohlkreatmaler streben muß, und was unser großer Meister durch Wahrheit und Dichtung so trefflich bezeichnet.

Uebrigens bitte ich mich in meinem Gesichen nachsichtig zu bekennen, daß mir die Gabe des Gesanges vom Himmel versagt ward und daß daher die in diesen Bände enthaltenen Gedichte nicht von mir sind. Ich danke sie einem Freunde, den ich gern vor die Welt nenne, Friedrich von Mendelssohn, von dem wir schon so manches schöne Lied, so manche zarte Dichtung mit Dank und Freude empfingen, der Verfasser der „Kalendergeschichten Erzählungen" und der „Phalanx", jenerer meine Gedichte mit diesem Schmucke aus.

Geschrieben zu Weimar am ersten Pfingsttage 1819.

Johanna Schopenhauer.

Digitized by Google

Gabriele.

Erſter Theil.

Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen,
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt,
Ein guter Engel ſchienſt du hingeſtellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen;
Mein erſt Empfinden war des Himmels Glück,
In dein Herz fiel mein erſter Blick.

Schiller.

„Niemand liebt seine Freunde inniger als ich, mein Leben gäbe ich willig für sie hin, aber Unmöglichkeiten darf mir niemand zumuthen.“ Mit diesen Worten verließ Gräfin Eugenia ziemlich erhitzt den Salon der Gräfin Rosenberg, in welchem die Hauptprobe einer für den folgenden Abend bestimmten Darstellung von Tableaux so eben gehalten ward, und rauschte mit einer leichten Verbeugung an der eintretenden Aurelia vorüber. Flammend vor Zorn, blieb die Gräfin Rosenberg auf ihrem königlichen Throne sitzen. Ein reichgestickter Baldachin erhob sich über ihrem Haupte, ein Purpurmantel umwallte in weiten Falten ihre majestätische Gestalt, in ihrem schwarzen Haare funkelte ein Diadem von Brillanten, und ihre Hand hielt das goldne Zepter. Vor ihr stand ein mit reichen Teppichen und Prachtvasen geschmückter Tisch, um sie her waren mehrere

Herren und Damen in altrömiſcher und ägyptiſcher Kleidung eifrig, aber fruchtlos, bemüht, ſie zu beruhigen. Die Scene ging in einer alkovenartigen, von einem großen goldnen Rahmen umfaßten Vertiefung der Zimmerwand vor, gerade der Thüre gegenüber, verborgne Lampen goſſen einen magiſchen Strom von Licht über ſie aus, im Zimmer ſelbſt herrſchte tiefe Dämmerung, doch verrieth ein leiſes Flüſtern und Rauſchen die Gegenwart mehrerer Perſonen.

Sprachlos vor Erſtaunen über das ihr unbegreifliche, plötzlich hereingebrochne Unheil, blieb Aurelia, die Tochter der Gräfin, in der eben geöffneten Thüre ſtehen; hinter ihr ſchmiegte ſich furchtſam die ſechszehnjährige Gabriele, welche in dieſem Momente aus der tiefſten Einſamkeit eines alten Bergſchloſſes angelangt war, um einige Monate im Hauſe ihrer Tante zuzubringen. Aurelia, ihre Couſine, hatte ſie mit der Verſicherung empfangen, daß ſie zum Glücke heute ganz unter ſich wären; und nun ſtand ſie da, einen freundlichen Empfang erwartend, und wußte bei dem wunderbaren Anblick, der ſich ihr darbot, nicht, ob ſie wache oder träume.

„Thue mir die Liebe," rief die Gräfin Aurelien entgegen, ſo wie ſie ihrer anſichtig ward, „thue mir die einzige Liebe und werde morgen krank, bleib den ganzen Tag im Bette; ich laſſe früh alles abſagen, mit der Feier deines Geburtstages iſt es vorbei, wir haben weder Konzert, noch Ball, noch Tableaux; Eugeniens prätentiöſer Eigenſinn vernichtet alles. Mit ihrer winzig-kleinen Figur beſteht ſie darauf, an meiner Stelle die Kleopatra vorzuſtellen, und da ich ihr beweiſe, wie unmöglich dies ſey und ihr die Rolle der Dienerin, welche das Schmuckkäſtchen trägt, zutheile, eilt ſie davon und derangirt mir den ganzen Plan." „Könnten wir nicht die Dienerin ganz weglaſſen?" ſtammelte furchtſam ein junger Mann in römiſcher Tracht, welcher wahrſcheinlich den Antonius vorſtellte. „Unmöglich," erwiederte Kleopatra, „wo ſoll ich die köſtliche Perle hernehmen, wenn das Schmuckkäſtchen fehlt? und überdies iſt die Figur zur Gruppirung des Ganzen unentbehrlich. Es iſt vorbei!" fuhr ſie fort, indem ſie ſich in höchſt unmuthiger Stellung auf ihrem Throne zurück warf: „Eugenia macht heute Abend und morgen früh gewiß noch funfzig Viſi-

ten, um ihren Triumph zu ſichern. Keine Dame wird an die Stelle treten, welche ſie verſchmähte, und alle Welt iſt doch ſchon von der Darſtellung unſrer morgenden Tableaux voll. Um ſie zu ſehen beſchleunigt Ottokar ſeine Zurückkunft von der Reiſe, er trifft morgen ein, und nun iſt alles zerſtört! Ich könnte vor Verdruß weinen," ſetzte ſie hinzu, das Geſicht in beide Hände verbergend.

Aurelia benutzte dieſe Pauſe in der heftigen Rede ihrer Mutter, um Gabrielens Ankunft zu melden. „Laß die Couſine von Aarheim an Eugeniens Stelle treten," rieth ſie, indem ſie das bange Kind hinter ſich hervor zog und vor den Rahmen hinſtellte. „Die Kleine?" fragte die Gräfin, ſich emporrichtend und Gabrielen von oben bis unten mit prüfendem Blicke betrachtend. „Nun," fuhr ſie fort, „ſtehen wird ſie ja können; nöthigen Falls ſtellen wir ſie auf eine Erhöhung. Willkommen, liebes Kind!" Mit dieſen Worten zog ſie Gabrielen zu ſich in den Rahmen, küßte ſie auf die Stirn, gab ihr ein goldnes Käſtchen in die Hand, ſtellte ſie in die gehörige Attitüde und ſchob ſie an den von der Gräfin Eugenia verlaſſenen Platz, indem ſie ſelbſt wieder

ihren Thron einnahm. Alle andere, zur Gruppe gehörende Personen reihten sich im nämlichen Moment in gebührender Ordnung um sie her.

„Es geht!“ rief hocherfreut die ganze Gesellschaft im Zimmer. „Aber,“ setzte lachend Aurelia hinzu, „deliziös sieht es jetzt aus, das blasse Gesicht, die rothen Augen und das schwarze Kleid mitten in all der bunten Pracht und Herrlichkeit; doch sey nur getrost, Gabriele, morgen soll es besser werden; Wind und Staub haben dir heut auf der Reise übel mitgespielt, das ist morgen vorüber und ich will dich schon kostümiren.“ Die arme Gabriele, welche bei allen diesen Vorgängen noch kein Wort hatte aufbringen können, flüsterte jetzt, halb nur hörbar und in großer Beklommenheit, die Frage: was sie denn eigentlich morgen thun solle? „Was du heute thust,“ war die kurze Antwort, „hier einige Minuten stehen und das Kästchen halten.“ „In dem tiefen Traueranzug?“ wandte Gabriele zur großen Belustigung der Uebrigen ein. Kaum konnte Aurelia vor Lachen dazu kommen, ihr zu bedeuten, daß sie morgen ohnehin auf einen Tag die Trauer ablegen müßte.

Gabriele blickte sehr ernst um sich her. „Wie?“ sprach sie, „die Trauer um meine Mutter ablegen, ehe die Zeit verflossen ist, während welcher die Sitte mir erlaubt, dieses Zeichen meines Schmerzes zu tragen? Nein, gnädige Tante! Das befehlen Sie mir nicht,“ setzte sie mit fester Stimme hinzu, obgleich dabei zwei große Thränen, die schon lange in ihren dunkeln Augen geschimmert hatten, über ihre jetzt hochroth erglühenden Wangen herab rollten. „Nur zwei Monate sind es, seit meine Mutter begraben ward; wie könnte ich ihr Andenken nur Eine Stunde verleugnen! Ich kann es nicht, ich werde es nicht, ich will es nicht,“ sprach sie höchst entschieden, und hob dabei, dennoch wie flehend, ihre kleinen zarten Händchen empor. Die Gräfin und Aurelia schwiegen eine Weile vor Erstaunen über Gabrielens plötzlichen Muth, ehe sie anfingen auf das arme Mädchen heftig einzustürmen. Gabriele mußte verstummen, ängstlich blickte sie, wie Beistand suchend, um sich her und erschrak dennoch nicht wenig, als ihr dieser höchst unerwarteter Weise zu Theil ward.

Aus dem dunkelsten Winkel des Zimmers,

dicht neben dem Rahmen, erſcholl mitten durch den Streit eine männliche Stimme: „Ich vereinige meine Bitte mit der des jungen Fräuleins; mir dünkt wahrlich, ſie hat nicht ganz Unrecht.“ „Ottokar!“ rief Aurelia; „willkommen, ſo viel früher als wir es erwarteten,“ die Gräfin. Aller Zwieſpalt ward augenblicklich beſeitigt, und die ganze Geſellſchaft drängte ſich freudig um den unbemerkt Hereingetretenen her. Gabriele taumelte faſt in freudiger Ueberraſchung, ſie ſchlug die Augen nicht auf, ſie wagte keinen Blick auf ihren Fürſprecher, aber ſie wußte dennoch, wer er ſey.

Jedermann beeiferte ſich nun um die Wette, Eugeniens unverantwortliches Benehmen mit allen ſeinen entſetzlichen Folgen dem eben Angekommenen auf das weitläuftigſte auseinanderzuſetzen. Er hörte alle gelaſſen an und ſchlug dann an der Stelle der Dienerin einen Edelknaben vor, deren er am folgenden Tage wenigſtens ein Dutzend zur Auswahl in aller Frühe zu ſtellen verſprach. Dieſer Ausweg war niemanden von der Geſellſchaft eingefallen, und die Idee ward mit dem allgemeinſten Beifall ergriffen.

Kleopatra verließ beruhigt ihren Königsſitz,

den ein herabrollender seidner Vorhang verhüllte, Römer und Aegypter begaben sich in die Nebenzimmer, um als moderne Herren und Damen wiederzukehren, die Lichter im Saal wurden angezündet, der Theetisch hereingebracht, und alles ordnete sich in friedlicher Eintracht um ihn her.

Die Gesellschaft bestand größtentheils aus dem engen Ausschusse der Bekannten der Gräfin, aus sogenannten Hausfreunden, die sich an freien Abenden gewöhnlich bei ihr versammelten; das Gespräch wogte rasch und lebendig, nur Gabriele blieb stumm. Niemand achtete sonderlich auf sie, denn ihr erstes auffallendes Erscheinen war über Ottokars unerwarteten Eintritt gänzlich vergessen. Desto mehr Zeit gewann sie, fürs erste Athem zu schöpfen, und dann die neue Welt, in die sie versetzt war, zu betrachten. Zum erstenmal in ihrem Leben befand sie sich unter so vielen, ihr gänzlich fremden Gestalten, und das Gefühl, daß auch sie ihnen fremd sey und es wohl lange noch bleiben würde, machte ihr Herz beklommen. Der Anblick der Gräfin versetzte sie in immer neues Erstaunen, sie erschien ihr um zwanzig Jahre jünger als sie vor wenig Tagen zum erstenmal

im Schloß ihres Vaters sie gesehen hatte, dessen Schwester sie war. Dem mit allen Toilettenkünsten unbekannten Kinde kam diese Verwandlung ganz unbegreiflich vor, ja sie hätte geglaubt, daß es gar nicht die Tante sey, wäre Aurelia nicht zugegen gewesen und hätte sie nicht Mutter genannt. Aurelien betrachtete sie mit dem heißen Wunsch, sogar mit dem Entschlusse, sie zu lieben, und fühlte doch innerlich, daß ihr dies nie gelingen würde. Der scharfe Blick der großen dunkelblauen Augen, das spöttische Lächeln, welches bei jedem Anlaß um die Rosenlippen der schönen Aurelia spielte, vernichtete jede Möglichkeit herzlichen Vertrauens zu ihr.

Endlich wagte Gabriele es auch, den Blick zu Ottokarn zu erheben. Sie konnte es unbemerkt; er stand hinter Aureliens Stuhl im eifrigen Gespräche mit dieser. Seine hohe schlanke Gestalt, die Anmuth seiner Bewegungen waren von Gabrielen schon früher als heute bemerkt worden. Sie erkannte ihn jetzt daran; auch die edlen Züge seines Gesichts waren ihr nicht fremd, sie erschienen ihr wie die eines längst Bekannten, obgleich sie sie noch nie deutlich erblickt hatte. Eine Fülle

hellbrauner Locken kräuselte sich um seine hochgewölbte Stirn, die blauen, muthig und kühn um sich her blitzenden Augen hatten bei allem Feuer etwas unbeschreiblich Mildes und Freundliches, und die dünnen Lippen des festgeschloßnen Mundes gaben seinem Gesicht einen sehr ernsten, fast wehmüthigen Ausdruck, der aber beim Sprechen in ein höchst anmuthiges Lächeln verschwebte. Sein ganzes Wesen trug das Gepräge kräftiger, zum Manne herangereifter Jugendblüthe. Er schien etwa achtundzwanzig bis dreißig Jahre alt.

Es that Gabrielen heimlich weh, daß er sie so gar nicht bemerkte, obgleich sie sich auch freute, ihn ungestört ansehen zu können. Da stimmte er das einseitige Gespräch zum allgemeinen um, und sie konnte nun mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes seiner Worte horchen. Er erzählte von seiner eben beendigten Reise, und seine lebendige Darstellung wußte auch dem Allergewöhnlichsten Leben und Interesse zu geben. Dabei entging es Gabrielen nicht, daß er dem Gespräch absichtlich diese Wendung gab, um nur die ewigen Spöttelein über die abwesende Eugenia zu beenden, und ihr Gefühl wußte es ihm

heimlich Dank. Es lag ein eigener, aller Herzen sich bemächtigender Zauber in dem vollen, reinen Klange seiner Stimme. Gabriele horchte so lange auf diesen Ton, daß sie zuletzt nur ihn hörte, wie man einer lieblichen Musik sich hingiebt, ohne dabei die Worte des Gesanges zu beachten. Alles andere um sich her vergessend, saß sie da, als ganz unerwartet ein ältlicher Mann, ihr Nachbar am Tische, sie durch eine gleichgültige Frage auf eine unangenehme Weise aus dieser süßen Selbstverlorenheit riß. Erschrocken darüber, fuhr sie zusammen, zerbrach beinah ihre Tasse und stammelte endlich hocherröthend eine Antwort, die niemand verstehen konnte. Die Augen der ganzen Gesellschaft wandten sich plötzlich ihr zu, und die Verlegenheit des armen Mädchens war entsetzlich, sie stieg bis zur qualvollsten Pein, als Aurelia nach ihrer schonungslosen Art laut ausrief: „Ich glaube, die Kleine war eingeschlafen: kein Wunder, sie ist müde von der Reise!“ und indem sie aufstehend ihre Hand ergriff, hinzusetzte: „Komm, Liebchen, ich bringe dich zu deiner Bonne, die wohl auch mit Schmerzen auf dich harrt; die Abschiedsknixe kannst du übrigens sparen;“ und

damit zog sie das tiefgekränkte Mädchen zur Thüre.

Beinahe weinend vor Scham und Zorn über Aureliens unfreundliches Benehmen und ihre eigne Ungeschicklichkeit, langte Gabriele bei der guten Frau Dalling an, der Pflegerin ihrer Kindheit, und vermochte es kaum über sich, ihr die Begebenheiten dieses Abends nur ganz im Allgemeinen kund zu thun. Alles schwamm in bunter Verworrenheit vor ihrem betäubten Sinn; nur Ottokars Gestalt, seine Stimme, seine Worte waren ihr deutlich in der Erinnerung geblieben. In ihrer jungen Brust gegen einander ankämpfend, wogten tausend nie zuvor gekannte süße und bittre Empfindungen und machten sie verstummen; Freude über Ottokars Wiederbegegnen, Schmerz, daß er sie gar nicht bemerkte, und dazu das herbe Gefühl des Alleinseyns, mitten unter fröhlichen Menschen. Noch nie war Gabriele sich selbst so unbedeutend erschienen, nie zuvor hatte sie Demüthigung vor Zeugen, Unzufriedenheit mit sich selbst, wie heute, empfunden, und es gelang ihr nur mit großer Anstrengung, sich zum tröstenden Selbstbewußtseyn endlich wieder empor zu ringen

und den festen Entschluß zu fassen, äußere Zufälligkeiten nicht höher zu stellen, als deren eigentlicher Standpunkt es fordert. Eine unaussprechliche Sehnsucht nach ihrer Mutter ergriff ihr tief verwundetes Gemüth, wie ein müdes Kind weinte sie sich endlich spät in den Schlaf; aber alle die vielen neuen Gestalten des vergangnen Abends umschwirrten sie noch im ängstlichen Traume, und zwischen ihnen hindurch tönte tröstend Ottokars Stimme, mit der er die Worte sprach: „Ich bitte für das junge Fräulein, es hat wahrlich nicht Unrecht!“

Ehe wir Gabrielen auf ihrem fernern Lebenspfade begleiten, wird es nöthig seyn, den Leser zu ihrer früheren Jugendgeschichte zurückzuführen und ihn mit ihren Eltern bekannt zu machen.

Ihr Vater, Baron Aarheim, war schon im frühen Jünglingsalter unumschränkter Gebieter seiner eignen Thaten und eines sehr bedeutenden Vermögens geworden. Er verbrachte seine Jugend theils auf Reisen, theils an Höfen auswärtiger Fürsten, und fand überall die Aufnahme, zu welcher Rang, Reichthum und eine ausgezeich-

net vortheilhafte Gestalt ihn berechtigten. Durch keinen äußern Zwang zurückgehalten, stürzte er sich in den Strudel des großen Lebens, suchte rastlos alle Genüsse, gab sich ohne Maaß und Ziel allen Freuden hin, welche es bietet, bis er, erschöpft und abgestumpft, im reifern Alter des ewig wiederkehrenden Einerleis überdrüssig ward und ihm entsagte, um ernstern Plänen zu folgen. Herrschsucht und Ehrgeiz traten jetzt in seinem Gemüth an die Stelle der Sucht nach ewigem Wechsel des Vergnügens; die Gunst des Fürsten, an dessen Hofe er eben lebte, zeichnete ihn vor allen andern aus und steigerte seinen Wunsch nach dem nächsten Platz neben dem Thron bis zur Leidenschaft, indem sie ihm ein Recht darauf zu geben schien. Anfänglich war es, als ob das Glück sein Streben begünstigen wollte; er erklimmte eine Stufe nach der andern, stieg immer höher und höher; aber das Gelingen machte ihn unvorsichtig, es schläferte seine Wachsamkeit ein, Feinde, die er gar nicht beachtete, arbeiteten im Verborgnen ihm entgegen, und so ward auch ihm das Schicksal, das schon so viele in seiner Lage traf: er fiel plötzlich, als er am sichersten zu ste-

hen glaubte, und um so tiefer, je höher er gestiegen war.

Barbenius Fall zerriß die Verbindung mit der Tochter eines großen, glänzenden Hauses, wenig Tage vor dem zur Vermählungsfeste bestimmten, und als er Besinnung genug gewann, um sich zu schauen, sah er sich kinderlos verlassen. Kein einziger Freund war ihm geblieben, seine Jugend früh und Jugend an ihm vorüber geschwunden, den größten Theil seiner Vermögens hatten seine seinere Lebensweise und seine seltsam großen Pläne verschlungen, seine Gesundheit war zerrüttet, er selbst erkannte in sich nur noch den Schatten von dem, was er einst gewesen war.

Sein Gemüth erkrankte in bittrem Haß, in tiefer Verachtung aller Menschen, vor allem der Frauen, und er schwur sich selbst, jeden geselligen Umgang so viel möglich Zeitlebens zu meiden. Von seinen vielen Gütern war ihm nur sein Stammgut geblieben; es lag tief im Gebirge, im Gebiet eines andern Fürsten; darthin beschloß er von dem Anblick der Welt zu flüchten, die ihn so unbarmherzig gemißhandelt hatte. Er raffte die Trümmer seiner übrigen Habe zusam-

Digitized by Google

men und eilte, sich in die tiefste Einsamkeit zu vergraben, in welcher nur demüthige Diener und zitternde Unterthanen seine Umgebung bildeten. So lebte er mehrere Jahre und ward mit jedem Tage härter, schroffer und finsterer.

Der Brief eines Verwandten erinnerte ihn endlich einmal an die Außenwelt, die er so gern ganz vergessen hätte; es fiel ihm ein, daß sein noch immer sehr beträchtliches Gut Mannlehn sey und nach seinem Tode an einen entfernten Vetter fallen müsse, den er allein schon deshalb als seinen ärgsten Feind betrachtete, ohne ihn weiter zu kennen. Er war es leider gewohnt worden, von allen Menschen das Aergste zu vermuthen, und ahnete also auch bei seinem muthmaßlichen Erben das sehnlichste Verlangen nach seinem baldigen Tode, vielleicht gar Pläne, ihn zu beschleunigen; daher beschloß er plötzlich, sich noch im Spätherbst seines Lebens zu vermählen, um seinem Agnaten diese Hoffnung und Freude zu verderben.

Seine Wahl fiel auf Augusten von Rohrbach, die elternlos und arm auf einem kleinen Gute unfern Schloß Aarheim einsam traurige Tage bei einer alten Tante verlebte. Er hatte das Fräu-

lein nie gesehen, ehe er um die Hand desselben sich bewarb; aber der Ruf der seltnen Schönheit Augustens und der unermüdeten Geduld, mit der sie den Launen einer höchst wunderlichen Frau sich fügte, war bis in seine Einsamkeit gedrungen, und dies hinlänglich, ihn für sie zu bestimmen. An Liebe glaubte er nicht und war weit entfernt, sie zu fordern; ihm genügte Gehorsam von seiner künftigen Gattin, und diesen zweifelte er nicht unter solchen Umständen zu erlangen oder zu erzwingen.

Auguste von Rohrbach war in frühester Kindheit zur mutterlosen Waise geworden; ihr Vater hatte sie erzogen. Sein diplomatischer Beruf erlaubte ihm keinen festen Wohnsitz, sondern trieb ihn rastlos durch fast alle die glänzendsten Städte Europens; doch ließ er sich dadurch nicht hindern, seinem einzigen Kinde die möglichste Sorgfalt zu weihen. Ueberallhin mußte Auguste ihrem Vater folgen, und sobald ihr Alter es erlaubte, benutzte er alle Gelegenheiten, ihr in jeder Stadt, wo sie längere Zeit lebten, die besten Lehrer zu verschaffen, um sie in allen, ihrem Geschlechte zusagenden Wissenschaften und Künsten unterrichten zu lassen.

Die freigebige Natur hatte das Kind nicht nur mit einer höchst anmuthigen Gestalt ausgestattet, sie begünstigte es auch mit seltenem Talent und schneller Fassungsgabe. Und so geschah es denn gar bald, daß Auguste der Stolz ihres Vaters ward, ein Kleinod, mit dem er gern bei jeder Gelegenheit prunkte und auf dessen seltnen Werth er große Pläne für kommende Zeiten erbaute. So wie sie älter ward, suchte er alle ihre Vorzüge in's hellste Licht zu stellen; kein Schmuck, der ihre schöne Gestalt erheben konnte, war ihm zu kostbar, überall mußte das junge Mädchen vor den erlesensten Zirkeln ihr musikalisches Talent üben, im einzelnen Tanz oder durch die zu jener Zeit als etwas ganz neues bewunderten Attitüden der Lady Hamilton die Zuschauer entzücken, und auf alle Weise bestmöglichst glänzen und schimmern.

Bei dieser Erziehung wäre Auguste eine eitle Thörin geworden, wenn nicht zum Glück den Kindern auffallende Fehler ihrer Eltern oft zu schützenden Warnern auf ihrem Lebenswege würden, besonders wenn sie sich durch sie in ihrer angebornen Eigenthümlichkeit behindert fühlen.

Dies war eben bei Auguſten der Fall. Bis zur Furchtſamkeit beſcheiden, koſtete es ihr, als ganz jungem Mädchen, manche heiße, bittre Thräne, wenn ſie auf Befehl ihres Vaters vor großen Geſellſchaften mit ihren Künſten auftreten mußte. Späterhin gewann ſie freilich durch lange Gewohnheit mehr Muth, aber auch hellern Beobachtungsgeiſt. Das heimliche, neidiſche Hohnlächeln der Anweſenden und deren leiſe geflüſterten Anmerkungen entgingen Auguſtens Scharfblick nicht, obgleich ihr Vater nichts davon ahnete. Dieſen blendete der rauſchende Beifall, welchen alle dieſe Herren und Damen ſeiner Tochter um ſo reichlicher zollten, je ſchärfer ſie, von ihm unbeachtet, die Geißel der Kritik über ſie ſchwangen. Auguſte wagte es nicht, gegen ihren Vater ihre Bemerkungen laut werden zu laſſen; er war zu glücklich in ſeiner Verblendung, als daß es ſie nicht hätte ſchmerzen ſollen, ihn daraus zu wecken; aber innerlich fühlte ſie ſich durch dieſe Falſchheit ſeiner vorgeblichen Freunde oft ſchmerzlich verwundet. Sie ſelbſt ward indeſſen wenigſtens dadurch in der anſpruchloſen Beſcheidenheit erhalten, zu welcher ihr ganzes Weſen ſich ohnehin neigte, und ihr

tiefes Erröthen bei jedem laut ausgesprochenen Lobe zeigte deutlich, wie wenig sie sich bewußt war, es zu verdienen.

Ihre reine, schöne Natur wäre dennoch vielleicht dem ewigen Entgegenarbeiten des eitlen Vaters erlegen, doch frühe Liebe erhob sich ihr zum Schutzgeist. Rein und innig loderte die stille Flamme heißer Neigung zu einem edeln jungen Manne in ihrer jungen Brust, ihr selbst fast unbekannt und nur im Schmerz der Trennung sich zuerst ihr ganz offenbarend.

Ihr Geliebter war Sekretär bei der Legation ihres Vaters und in seinem Hause, zum Theil mit Augusten, erzogen. Er lebte mit ihr unter einem Dache, theilte mit ihr alle ihre Freuden, half ihr bei ihren musikalischen Uebungen, war am Tische und auf Reisen überall in ihrer Nähe. Was konnten beide mehr vom Schicksal zu erlangen wünschen? Sie waren glücklich wie Kinder, die sich des heutigen Tages freuen, ohne dabei an Morgen zu denken.

Augustens Vater dachte aber nicht nur an Heute und Morgen, sondern auch an alle diesen folgenden Tage und Jahre. Ein Zufall entdeckte

ihm das Geheimniß der Liebenden, es ſtimmte nicht zu ſeinen hohen Plänen mit der einzigen, glänzend erzogenen Tochter; aber er ſchwieg dazu, weil er das menſchliche Herz genug kannte, um zu wiſſen, daß hier mit Einreden wenig abgeändert werden würde. Er handelte lieber, wie er es gewohnt war, ſobald ſein Vortheil es heiſchte, kalt und ruhig, beſonnen und ſicher. Eines Morgens erwartete Auguſte vergebens ihren Freund bei ihren muſikaliſchen Uebungen; bei Tafel vermißte ſie ſein Couvert; er war ſpurlos verſchwunden, und ihre erbleichende, zitternde Lippe vermochte nicht, eine Frage nach ihm auszuſprechen. Unter dem Vorwande eines geheimen Auftrags von der äußerſten Wichtigkeit war er in der Nacht weit weg verſendet worden, am Orte ſeiner Beſtimmung hatte man ſchon dafür geſorgt, daß er in noch entferntere Länder geſchickt wurde, und ſo war er auf ewig von Auguſten geſchieden, ohne eine Ahnung davon zu empfinden. Die Argusaugen ſeines Gebieters bewachten ihn zu ſorgfältig in jener verhängnißvollen Nacht, als daß er nur ein Wort des Abſchieds an Auguſten hätte gelangen laſſen können; überdem glaubte er auch, nur

auf wenige Wochen ſich von ihr zu trennen. Späterhin ward es ihm ganz unmöglich gemacht, einen Brief auf ſicherm Wege in ihre Hände zu bringen. Beide hatten keine Vertrauten, ihre reine jugendliche Liebe bedurfte deren nicht, ſie ſcheute jede Berührung der Außenwelt; wie hätten ſie Fremden ein Geheimniß geſtehen können, das ſie gegen einander ſelbſt kaum in Worten auszuſprechen verſucht hatten!

Ganz auf ſich zurückgeworfen, blieb nun Auguſte in der glänzendſten Geſellſchaft einſam, wie in einer Wüſte. Kein Laut des einzigen Weſens in der Welt, zu dem ſie allein zu gehören ſich bewußt war, tönte zu ihr herüber; nie hörte ſie mehr den geliebten Namen nennen, als wenn ſie ſelbſt in ſtiller Mitternacht, unter heißen, langverhaltnen Thränen, ihn den ſtummen Wänden ihres einſamen Zimmers zurief. Ihr Vater wußte in aller Freundlichkeit ſo abſchreckend-ſchroff vor ihr zu ſtehen, daß das bange Mädchen es kaum wagen mochte, in ſeiner Gegenwart nur an den Geliebten zu denken. Er ſah wohl ihre ſtille Trauer, aber er fragte nie nach der Urſache derſelben und hoffte alles von der Zeit.

Dem Anſchein nach verfehlte dieſe auch nicht, ihre gewohnte Macht zu bewähren. Auguſte fand allmählich eine wehmüthige Freude im Schmerz um das verlorne Glück, in der unausſprechlichen Sehnſucht, die jetzt einzig in ihrem Buſen lebte, und auch ihr Aeußeres wurde von dieſem Gefühl verklärt. Sie gewöhnte ſich daran, ihren Freund unter den Todten zu denken. Ihr Vater, der es bemerkte, ſuchte ſchweigend ſie in dieſem Glauben zu beſtärken, und nun wandte ſie ihren Blick einzig nach oben, der Heimath ihres Lebens und ihrer Liebe. Hier unten ging ſie willig den ihr von ihrem Vater vorgezeichneten Pfad, lächelte freundlich zu allen ſeinen Wünſchen und ſuchte wenigſtens ihn zu erfreuen, da für ſie auf der Erde keine Freude mehr blühte.

So verlebte Auguſte noch drei Jahre in verſchiedenen Ländern und äußern Umſtänden, ohne eine befreundete Seele um ſich zu wiſſen. Selbſt des Mädchenglücks, eine gewöhnliche Jugendfreundin zu beſitzen, hatte ſie Zeitlebens entbehrt. Sie war ſelten viel länger als ein Jahr an dem nämlichen Orte geblieben, hatte unzähligemal alle ihre Umgebungen wechſeln müſſen, und nie Zeit oder Ge-

legenheit gefunden, irgend eine dauernde Verbindung zu knüpfen. Die letzte Stadt, in welcher sie mit ihrem Vater längere Zeit verweilte, war Stockholm. Auf einer Reise von dort aus erkrankte er plötzlich in einem kleinen schwedischen Städtchen und starb.

Nie war eine Waise verlassener, als die jetzt zwanzigjährige Auguste am Grabe ihres Vaters. Sie harrte dort, bis der ihr in den letzten Augenblicken vom Verstorbenen bestimmte Vormund sie nach Deutschland abzuholen kam. Der Nachlaß ihres Vaters war sehr gering; eignes Vermögen hatte er nie besessen und dabei in der Welt zu glänzend Haus gehalten, um beträchtliche Summen für seine Tochter zurücklegen zu können; ihr blieb kaum genug, um davon nothdürftig zu leben. Willenlos, wie sie von jeher war, folgte sie jetzt ohne Widerrede dem Rath ihres Vormunds, und ließ sich von ihm zu der einzigen Verwandtin führen, die sie ihres Wissens noch in der Welt hatte, und die allein ihrer Jugend einen anständigen Zufluchtsort bieten konnte.

Unter Entsagungen aller Art, unter steten Uebungen unbeschreiblicher Geduld, schwanden von

nun an Auguſtens Tage auf dem einſamen Landgute ihrer Tante, einer nach dem andern, einer wie der andre. So lebte ſie mehrere Jahre lang. Erinnerungen der glänzenden Vergangenheit machten ihr die düſtre Gegenwart nicht noch trüber, denn ſie hatte keine Freude an deren flüchtigem Schimmer gefunden; aber das verklärte Bild des verlornen Geliebten wohnte noch immer tief verborgen in ihrem Herzen, von ewigem Jugendglanz umfloſſen, wie das Bild eines Heiligen in einem dunkeln Grabmal, das eine nie erlöſchende Lampe erleuchtet.

Uebrigens war Auguſte weder fröhlich noch traurig, nur freundlich und ſtill. Die Wenigen, welche ſie kannten, ahneten nicht die ganze Freudenloſigkeit ihres Daſeyns, aber alle bewunderten ihre Anmuth, ihr anſpruchloſes Weſen, und prieſen die unerſchöpfliche Langmuth und engelgleiche Gelaſſenheit, mit denen ſie den wunderlichſten, unerträglichſten Launen ihrer Tante gefällig entgegen kam.

Letztere war eine jener ſcheinheiligen alten Betſchweſtern, die unter dem Mantel der Frömmelei die abſchreckendſten Eigenſchaften zu ver-

decken ſuchen, und mit dem glatteſten, herzloſeſten Egoism die ganze Welt nur einzig zu ihrer Bequemlichkeit erſchaffen glauben. In der ſchriftlich an ſie gerichteten Bewerbung des Baron Aarheim um Auguſtens Hand, ſah ſie nur den Finger Gottes, der ſie von einer ihr läſtigen Hausgenoſſin befreien wollte, und verkündete daher ſchonungslos ihrer Nichte das ihr unverdienter Weiſe zugefallene große Glück; dabei ermangelte ſie nicht, dieſes einzig ihrem eifrigen Gebet für Auguſtens Wohlfahrt zuzuſchreiben. Das Leben dieſer Armen war jetzt mehr als je ganz nach Innen gekehrt, die Außenwelt kümmerte ſie wenig, weniger noch ihr eignes Schickſal; an Glück auf der Erde zu glauben hatte ſie längſt verlernt, und all ihr Hoffen ging weit über dieſes Prüfungsleben hinaus. Daher fügte ſie ſich ohne Widerſtreben dem deutlich ausgeſprochenen Willen der Tante, wie ſie ſich früher dem ihres Vaters gefügt hatte. Mit ruhiger Faſſung reichte ſie dem Baron die Hand, als er ſie heimzuführen kam. Sie war es ſich bei dieſem Schritte deutlich bewußt, daß ſie nur ein unerfreuliches Daſeyn mit einem ähnlichen, vielleicht noch unerfreulicheren,

vertauſche, aber ſie folgte willenlos dem Winke des Schickſals.

Feſt entſchloſſen, durch Treue, Sorgfalt und jede Aufopferung, dem Manne, der ſie gewählt hatte, alles zu werden, was ſie ihm zu werden vermochte, und bei allen ihren Handlungen einzig ſein Glück zu bezwecken, betrat ſie die dunkle Schwelle vom Schloß Aarheim. Und doch fühlte ſich Auguſte unendlich glücklicher, wie ſie es je zu träumen gewagt hatte, als ſie nach Jahresfriſt Gabrielens Mutter ward. Nun hatte ſie ein lebendes Weſen, das ſie umfaſſen und beglücken konnte, mit all der bis jetzt tiefverborgnen Liebe, die der Grundton ihres Daſeyns war. Sie lebte nun nicht mehr ohne Plan und Zweck in dieſer Welt; ſie wußte jetzt, für wen ſie lebte, und trug nicht mehr bloß ergeben, ſondern freudig alle andere Zumuthungen des ihr im übrigen noch immer nicht freundlicher gewordnen Geſchicks.

Gabriele ward beim Eintritt in das Leben vom Vater nicht freundlich willkommen geheißen. Er hatte auf einen Erben ſeines alten Namens und ſeines Stammgutes gehofft, und ſuchte nicht den Unmuth über die getäuſchte Erwartung ſeiner

Gemahlin ſchonend zu verhehlen. Jahre vergingen, Gabriele blieb das einzige Kind, und der Vater blickte nie mit Liebe, oft mit verbißnem Zorn auf ſie herab.

Auguſtens unausſprechliche Milde, ihre unermüdete, allen Wünſchen des Barons zuvorkommende Sorgfalt für ihn, ſiegten doch endlich einigermaßen über ſein von der Welt verwahrloſetes Gemüth. Ihm war jetzt zu wohl in ſeinem Hauſe geworden, als daß er die Urheberin dieſes ihm bis jetzt unbekannt gebliebnen behaglichen Zuſtandes nicht hätte von den übrigen Menſchen unterſcheiden ſollen. Zwar blieb er im Leben hart und kalt wie zuvor; aber er duldete Auguſtens ſtilles Walten, in ſeinem Schloß ſowohl als auf ſeinem Gute, und ließ ihr ſchweigend die Freiheit, das Schickſal ſeiner Unterthanen auf mannigfache Weiſe zu erleichtern. Allmählich ward ſein Vertrauen zu ihr immer größer, ſo daß er zuletzt die ganze Verwaltung ſeiner Geſchäfte ihr allein übertrug, allem menſchlichen Umgang, außer mit ihr und den ihn zunächſt umgebenden Dienern, völlig entſagte und ſich auf den entfernteſten Flügel des weitläuftigen Schloſſes zurückzog,

wo er sich eine von allen übrigen Bewohnern desselben ganz abgesonderte Wohnung einrichten ließ.

Eine von seinen Vorfahren vor langer Zeit gesammelte Bibliothek war in der von ihm erwählten gänzlichen Abgeschiedenheit der einzige Zeitvertreib, welcher sich dem Baron gewissermaßen entgegendrängte. Zuerst bewog ihn Langeweile, die alten Bücher zu mustern und zu ordnen, aus welchen sie bestand; bald aber zog ihn der Inhalt eines Theils derselben unwiderstehlich an. Eine sehr vollständige große Sammlung alter alchymistischer Schriften, gedruckt und im Manuscript, war ihm in die Hände gefallen; er hatte sie Anfangs nur aus bloßer Neubegier durchblättert, aber diese Blätter fingen bald an, ihn immer ernstlicher zu beschäftigen, so daß er zuletzt mit unermüdetem Eifer sie Tag und Nacht studirte und alles Uebrige dabei vergaß, bis ihm die Möglichkeit, mit der Natur in ihrem geheimsten Walten zu wetteifern, völlig erwiesen schien.

Schon lange hatte er mit einem, aus gekränktem Stolz und Mitleid gemischten, bittern Gefühl auf seine Gemahlin und seine Tochter geblickt,

wenn er bedachte, daß dieſe nach ſeinem Tode Schloß Aarheim verlaſſen müßten, und in einer, wenn auch nicht hülfloſen, doch gegen jetzt ſehr beſchränkten Lage zurückbleiben würden. Nun, da die Möglichkeit, Gold zu machen, ihm immer deutlicher, ja zuletzt zur Gewißheit ward, regte ſein alter eingeſchlummerter Ehrgeiz aufs neue die Flügel. Schon ſah er im Geiſt Gabrielen zur reichſten Erbin von Europa erhoben, um deren Hand einſt Fürſten werben würden. Im voraus genoß er den hohen Triumph über ſeine Feinde, die ihn in den Staub getreten zu haben wähnten, aus dem er jetzt zu ihrer Beſchämung glorreich empor zu ſteigen hoffte, und er beſchloß, ſein ganzes übriges Leben an dieſes große Ziel zu ſetzen, zu deſſen Erreichung ihm nichts zu koſtbar ſchien.

Er ließ dicht neben ſeinem Zimmer ein eignes Laboratorium erbauen, in welchem er ſich unabläſſig mit alchymiſtiſchen Verſuchen beſchäftigte, wenn er nicht über den Schriften brütete, die ihm jetzt als das Höchſte erſchienen. Den Seinigen ward er nur bei der Mittagstafel ſichtbar, und ſaß ſelbſt dann ſtumm und in Gedanken ver-

loren, ohne auf irgend etwas zu achten, was um ihn her geſchah. Niemand im Hauſe konnte den eigentlichen Zweck ſeines Strebens nur ahnen, denn er arbeitete immer bei verſchloßnen Thüren, und nahm nur im äußerſten Nothfall einen alten Diener zur Hülfe, der gar nicht wußte, was er that, indem er ſeinem Herrn bei alchymiſtiſchen Prozeſſen Handreichung leiſtete. Auguſte ſelbſt durfte nie die Schwelle der Zimmer ihres Gemahls betreten. Sie glaubte mit allen übrigen Hausgenoſſen, daß der Baron ſich mit Erfindung neuer Färbeſtoffe beſchäftige, denn er ſelbſt hatte auf eine geſchickte Weiſe dieſe Meinung zu veranlaſſen gewußt. Herzlich gern gönnte ſie ihm dieſe harmloſe Beſchäftigung, ohne weiter darüber zu grübeln, und war nur beſorgt, jede Störung mit verdoppelter Aufmerkſamkeit von ihm abzuwenden.

Auguſte erfreute ſich jetzt der glücklichſten Zeit ihres Lebens. Jede Stunde des Tages durfte ſie ungehindert dem Liebling ihrer Seele weihen, nie ſtörte die Außenwelt ſie in dieſer ſüßen Beſchäftigung, denn kein Beſuch betrat jemals das Schloß, und die alte Tante war bald nach ihrer Verheirathung geſtorben.

Die kleinen Sorgen für das Hauswesen hatte Frau Dalling anfangs redlich mit ihr getheilt, zuletzt sie deren völlig enthoben. Diese wackere, nicht ungebildete Frau war noch vor Gabrielens Geburt in Augustens Dienste getreten und hatte bald nicht nur Vertrauen, sondern auch Achtung und Liebe ihrer Herrschaft und der übrigen Hausgenossen sich erworben. Sogar der finstre, strenge Gebieter Aller bemerkte ihre treue Ergebenheit nicht ohne Wohlgefallen. Frau Dalling selbst hing mit der innigsten Liebe an ihrer freundlichen Herrin und dem holdseligen Kinde, und hätte im Fall der Noth ihr Leben für beide willig geopfert.

Den schwachen Lebensfunken, mit welchem Gabriele zur Welt kam, konnte nur Mutterliebe und die sorgsamste Pflege vor frühem, völligen Erlöschen bewahren; sehr langsam wuchs sie kräftiger heran und ward endlich ein zwar gesundes, aber kein blühendes Kind. Ihre ganze Erscheinung hatte etwas Aetherisches. Wenn das kleine zierliche Geschöpf durch den Garten hüpfte, die vollen, goldnen Locken um den blendend weißen Hals flogen, das dunkelbraune Auge fröhlich blitzte, und ein blasses Roth das einer weißen

Rosenknospe ähnliche Gesichtchen sanft überhauchte; dann glich es mehr der Elfenkönigin Titania, als einem sterblichen Wesen. So blieb Gabriele bis in ihr sechszehntes Jahr dem Ansehen nach völlig ein Kind. Die köstlichsten Blumen zögern ja immer am längsten, ehe sie die schützende Knospe durchbrechen.

Wehmüthig bange sah Auguste dem Zeitpunkt entgegen, in welchem der goldne Traum der Kindheit dem ihr vom Himmel zum Trost gesandten Engel entschweben mußte; sie suchte ihn so lange als möglich zu entfernen; aber das ohne alle Gespielen ihres Alters, einzig bei dieser Mutter aufwachsende Mädchen reifte im Innern weit früher heran, als im Aeußern.

Augustens Natur war die reinste, alles opfernde Liebe. Schüchtern geworden in der ihr so unfreundlichen Welt, hatte sie sich immer tief verborgen gehalten, und nur gestrebt, alles, was sie berührte, unbemerkt zu beglücken, bis sie in Gabrielen ein Wesen fand, bei dem es Pflicht ward, sich unverschleiert zu zeigen. Nun ward die mütterliche Liebe in ihrem so lange verwaist gebliebenen Gemüth zur hell lodernden Flamme der Lei-

denſchaft. Sie zog Gabrielen mit ſich in ihre ſchöne innerliche Welt, dort lebten Mutter und Tochter ein, allen Uebrigen verborgenes, engelgleiches Leben, in gegenſeitigem Verſtehen, wie dieſe Erde es ſelten birgt. Vertrauen auf Gott, Muth und Ergebung zum Schutz gegen die unvermeidlichen Stürme des Lebens wußte Auguſte frühe dem jungen Herzen ihrer Tochter einzuflößen. Gabriele lernte von ihr, ſtilles Dulden, bei feſtem Anhalten an das Rechte, als der Frauen höchſte Pflicht erkennen; aber in wehmüthig vertrauten Stunden lernte ſie auch von der Mutter, daß nur in der Bruſt des Weibes ſtille, durch ſich ſelbſt beglückte und beglückende Liebe wohnt, die ſelten echte Gegenliebe findet, und ihrer auch nicht bedarf, um des Lebens höchſte, ſchönſte Blüthe zu ſeyn.

Fröhlich ſuchte Auguſte nun alles wieder hervor, was ſie früher im Geräuſch der ihr jetzt ſo fernen Welt erlernt hatte, um auch äußerlich ihren Liebling damit zu ſchmücken. Sie brachte dadurch in ihre düſtre Einſamkeit ein wunderliches Feenleben voll Wechſel und Glanz, von dem, außer der vertrauten Frau Dalling, niemand et-

was ahnen konnte. In den ausländiſchen Sprachen, die der Mutter während ihres langen Aufenthalts in fremden Ländern ſo geläufig als die eigene geworden waren, lernte Gabriele ſich mit Leichtigkeit ausdrücken. Muſik und bildende Kunſt blieben auch in den trübſten Tagen Auguſtens freundliche Tröſter; jetzt übte ſie ſie mit Gabrielen und fühlte die reinſte entzückendſte Freude bei deren Fortſchritten in beiden. Sie lehrte ſie, die unſterblichen Lieder der Dichter durch den Wohllaut der Stimme zu beleben. Uebung jeder ſchönen Kunſt machte aus jedem Tage ihres ſtillen Beiſammenſeyns ein Feſt. Gabriele lernte ſogar, von der Mutter geleitet, ſich durch Blumenkränze mit gemeßnem Schritte winden, oder mit einem Shawl die reizendſten Stellungen der Antike nachbilden. Auguſte ſah oft mit wonneglänzendem Auge die kleine Grazie, das Tamburin ſchwingend, im leichten, ſüdlichen Tanze auf und niederſchweben; ſie gedachte dabei der trüben Tage ihrer eignen Jugend, in denen ſie lächelnd, wenn gleich mit halb gebrochnem Herzen, ſich auf Befehl ihres Vaters vor ſchimmernden Verſammlungen ſo zeigen mußte, und pries dankbar das Geſchick ih-

res glücklichen Kindes und seine ungetrübte Freude an der heitern Kunst.

Stunden ernstern Unterrichts wechselten mit diesen, dem Schmuck des Lebens geweihten. Auguste selbst hatte eine zu sorgfältige Erziehung genossen, als daß sie nicht ihrer Tochter eine sehr vorzügliche Lehrerin hätte werden können. Sie las mit ihr aufmerksam, und nöthigen Falls erläuternd, das Beste, was in unsrer und in fremden Sprachen für den Unterricht der Jugend geschrieben ward; sie führte sie früh in die Geschichte der Völker ein, aber sie öffnete ihr auch früh das Wunderreich der Poesie; Gabrielens leicht bewegliche Phantasie versank in seinem Zauber, und das rege Mutterherz mit ihr.

So geschah es denn, daß Gabrielens liebliche Erscheinung allen Reiz kindlich unbefangener Unschuld mit Kenntnissen und Talenten vereinte, welche sonst nur durch die liberalste Erziehung reicher Eltern in großen Städten erworben werden können. In ihrer tiefen Einsamkeit kam ihr keine Ahnung von dem, was sie eigentlich war; alle Mädchen ihres Alters und Standes dachte sie sich weit unterrichteter, kunstreicher, liebenswürdi-

ger als ſich ſelbſt, denn ſie hatte noch nie eines geſehen, und fremdes Lob noch nie ihr Ohr berührt. Selbſt ihr Vater hatte keine Ahnung von dem, was ſie wußte und war; er ſah ſie nur bei Tiſche, wo Frau und Tochter in bangem Schweigen vor ihm erſtarrten, und er ſelbſt nur den Mund öffnete, um nach Vollziehung früherer Befehle zu fragen, oder neue zu ertheilen. Gabrielen fiel übrigens der Zwang, welchen ſeine Gegenwart ihr und der Mutter auflegte, nicht im geringſten auf. Von Jugend an deſſen gewohnt, glaubte ſie, es ſey in allen Familien ſo, könne und dürfe nicht anders ſeyn, und Auguſte hütete ſich, ſie in dieſem Glauben irre zu machen.

Nie hätte das Band gelöſt werden ſollen, das Mutter und Tochter ſo beglückend vereinte, ihre Herzen hätten immer zuſammen, in gleicher Bewegung ſchlagen müſſen, bis von Einem Grabe beide in einer Stunde aufgenommen worden wären. Aber im Buche dort oben war es anders geſchrieben. Auguſte erkrankte plötzlich und ſtarb. Wenige Tage nur hatte das verzehrende Fieber in ihrem Innern gewüthet, der Schmerz des Todes war ſchonend an ihr vorüber gegangen; aber

die Krankheit zerstörte gleich anfangs ihr Bewußtseyn, sie entschlief ohne auch nur einigermaßen für Gabrielens künftige Verhältnisse sorgen zu können. Das Bild dieser Tochter am Grabe dieser Mutter verdecke ein undurchdringlicher Schleier; wer könnte es unternehmen, solch einen Schmerz beschreiben zu wollen!

Baron Aarheim erstarrte vor Schrecken über das so plötzlich über ihn hereingebrochene Unheil. Geliebt hatte er Augusten nicht, denn sein versteinertes Gemüth konnte nicht lieben; ihren vollen Werth hatte er nie klar erkannt, nur dumpf empfunden; aber schmerzlich fühlte er die durch ihren Tod entstandne Unbequemlichkeit, für sein Haus und sein Kind selbsteigen sorgen zu müssen. Sobald er nur einigermaßen wieder zur Besinnung kam, war er ernstlich darauf bedacht, sich dieser Sorgen zu entledigen, um nur wieder ungestört seinen alchymistischen Arbeiten leben zu können, von denen er sich hoffnungsreicher als je, den glänzendsten Erfolg ganz nahe versprach. Zum erstenmale würdigte er seine Tochter eines ernstlichen Bemerkens; ihre jugendliche Anmuth gefiel ihm. Von der seltnen Ausbildung ihres Geistes

und ihrer Talente wußte und ahnete er fortwährend nichts, sie blieben ihm verhüllt, denn früherer Gewöhnung eingedenk, wagte es das traurige, schüchterne Mädchen kaum in seiner Ehrfurcht gebietenden Nähe zu athmen.

Des Barons eifrigstes Bestreben ging jetzt dahin, Gabrielen irgendwo unterzubringen, wo sie alles lernen sollte, was ihr seiner Meinung nach noch fehlte. Seine Schwester, die Gräfin Rosenberg, schien ihm bei reiflichem Nachsinnen die Einzige, an die er sich in dieser Angelegenheit wenden konnte. Sie war mehrere Jahre jünger als er, frühe verwittwet, und lebte in Glanz und Pracht, mit ihrer einzigen Tochter, mitten im Geräusch einer drei Tagereisen vom Schloß Aarheim entfernten großen Stadt. Hier sollte Gabriele für den ausgezeichneten Platz gebildet werden, auf dem sie, wie der Vater fest glaubte, in der Welt zu glänzen bestimmt war. Seit mehr als zwanzig Jahren ergriff der Freiherr zum erstenmal wieder die Feder, um seiner Schwester zu schreiben. Er machte sie mit seinem Verluste bekannt, stellte ihr die Verlegenheit vor, in der er sich wegen der Erziehung seiner einzigen Tochter

befand, und wandte alles an, um sie zu einem Besuch auf seinem einsamen Schlosse zu bewegen.

Aurelien war diese Einladung höchst unwillkommen, ihre Mutter hingegen ergriff sie mit einer Art von Begeisterung, die ihr sogar den Muth gab, dem Willen ihrer Tochter für dieses Mal gerade entgegen zu handeln. Eine Wallfahrt zum Stammhause ihrer Vorfahren, welches die Gräfin noch nie besucht hatte, schien ihr so romantisch, sie dachte sich die dunkeln, hohen Gemächer, die gemalten Fensterscheiben, die langen Gallerieen voll alter Bilder ihrer Ahnen so interessant, sie freute sich so sehr auf den neuen Stoff zur geselligen Unterhaltung, daß sie ungeachtet aller Einwendungen Aureliens, die Reise so viel möglich beschleunigte, und mehrere Tage früher im Schloß Aarheim eintraf, als der Baron es erwarten konnte.

Doch kaum hatte sie einige Stunden dort verlebt, so sehnte sie sich schon wieder recht herzlich in ihre gewohnten Umgebungen zurück. Alles was sie sah, machte auf sie einen weit andern Eindruck, als sie erwartet hatte. Die todte Stille in dem großen öden Gebäude ängstigte sie,

die dunkeln winkligen Gänge und Säle, die viele Ellendicken Mauern ſchienen ſie erdrücken zu wollen, vor allem aber erregte ihr der Anblick ihres Bruders ein nie gefühltes unübertwindliches Grauſen. Als einen großen ſtattlichen Mann hatte ſie ihn zum letztenmal erblickt, nach einer langen Reihe von Jahren ſah ſie ihn jetzt wieder zum hinfälligen, hagern Greiſe gealtert, und ſuchte vergebens in ſeinen von mannigfachen Leidenſchaften durchwühlten Zügen, in ſeinen tiefliegenden, dunkel glühenden Augen nach einer Spur von dem, was er in frühern Tagen geweſen war. Seine ganze Erſcheinung blieb ihr nur eine ſtete ernſte Erinnerung an die mächtige Gewalt der Zeit, die ſie ſo gern für immer vergeſſen hätte, er ſtand vor ihr wie ein Geſpenſt, das aus einem ſchönen Traum ſie erweckte, und ſeine Gegenwart war ihr um ſo entſetzlicher, je mehr ſie zu verbergen ſtrebte, was ſie dabei empfand.

Auf Aurelien, die, vier Jahre älter als Gabriele, in der höchſten Pracht völlig erblühter Schönheit ſtrahlte, machte der Baron freilich nicht den Eindruck als auf ihre Mutter, dafür aber fühlte ſie ſich beim erſten Schritt in das Schloß

von der gräßlichsten Langenweile ergriffen. Besonders aber war sie ärgerlich über die kleine blasse Cousine, der unschuldigen Veranlassung dieser ihr widerwärtigen Reise. Um diesem Zorn Luft zu machen, auch wohl, um sich doch auf irgend eine Weise zu amüsiren, verfolgte sie die arme Gabriele mit tausend lustigen Einfällen über das, was sie altmodisch-empfindsames Wesen nannte, und spottete ganz ohne Erbarmen, wenn das arme verschüchterte Kind dadurch in Verlegenheit gerieth, und sich irgend eine kleine Unbehülflichkeit zu Schulden kommen ließ. In bessern Stunden kramte sie vor ihr alle die Künste aus, um derentwillen man sie in der Stadt unter dem Namen einer zweiten Korinna zu vergöttern pflegte. Gabrielens sprachloses Staunen dabei schien ihr ein großer Triumph, ihr ahnete nicht, daß diese nur zu begreifen suchte, wie man von solchen Künsten so viel Wesens machen könne, die sie selbst nur gewohnt war als Erholung von ernstern Beschäftigungen zu üben. Noch weniger fiel es ihr ein, daß die unbedeutende Kleine in Manchem wohl nicht ohne Erfolg mit ihr zu wetteifern fähig wäre, denn Gabriele war zu furchtsam, und

auch zu bescheiden gewöhnt, um auf die entfernteste Weise etwas davon zu äußern.

Es bedurfte nicht Aureliens ungestümes Treiben, um die Gräfin zur möglichsten Abkürzung eines Aufenthalts zu bewegen, der ihren Erwartungen so gar nicht entsprach, besonders da der Baron weit entfernt war, auf dessen Verlängerung zu bestehen. Die Gräfin versprach ihrem Bruder in allgemeinen Ausdrücken, Gabrielen einstweilen zu sich zu nehmen, ihr den nämlichen Unterricht zu verschaffen, den die glänzende Aurelia gehabt hatte, und sie in die Welt einzuführen. Dies genügte ihm. Sie selbst hatte Gabrielen kaum des Bemerkens würdig geachtet. Von ihrer sehr kleinen Gestalt, und ihrem ganzen Ansehen getäuscht, hielt sie sie für ein kaum vierzehnjähriges Kind, und dies mußte ein jeder, der solche zum erstenmale sah, und nicht Gelegenheit hatte, ihren weit über ihre sechszehn Jahre hinaus gebildeten Geist zu erkennen.

Am dritten Tage nach ihrer Ankunft rollten beide Damen sehr fröhlich über die Zugbrücke der alten Burg der Stadt wieder zu. Gabriele athmete erleichtert auf, indem sie ihnen nachsah, aber

im nämlichen Moment traf sie wie ein Donnerschlag aus heitrer Luft die Erklärung ihres Vaters, daß sie in acht Tagen den Damen folgen würde, um wenigstens bis zum Frühling bei diesen zu verweilen. Dennoch vernahm sie den Befehl, ohne eine Einwendung dagegen zu wagen, denn die Möglichkeit, mit Blicken oder Worten dem Willen ihres Vaters zu widerstreben, war nie in ihre Seele gekommen.

Es that ihr sehr weh, alle lieben, gewohnten, durch die einstige Gegenwart ihrer Mutter geheiligten Umgebungen verlassen zu müssen, besonders da sie vernahm, daß Frau Dalling sie zwar begleiten, aber gleich nach vollendeter Reise zurückkehren würde, um wie sonst dem Haushalt ihres Vaters vorzustehen. Der Schmerz über den Tod ihrer Mutter ergriff sie mit verdoppelter Gewalt; sie fühlte, wie trostlos sie in der Stadt unter Fremden seyn würde, von denen keiner ihre Mutter gekannt hatte. Hier im Schloß war sie es nicht, wenn sie auch weinte; der Mutter Geist wehte noch über alles, was sie umgab, sie setzte gleichsam unter seinem Schutz das gewohnte Daseyn fort, und achtete sich nicht durch das Grab

gänzlich von ihrer Mutter geſchieden. Dabei fühlte ſie ein unnennbares Grauen, wenn ſie ſich das künftige Leben mit der Gräfin und Aurelien lebhaft dachte, ein Gefühl, das durch die Art, wie beide ſich in dieſen Tagen gegen ſie benommen hatten, recht wohl zu entſchuldigen war; aber ſie hatte Kraft genug, ihr innres Widerſtreben während der ganzen acht Tage, die ſie noch im Schloß ihres Vaters blieb, zu verbergen, und mit ſchweigender Ergebung allen Anſtalten zu ihrer Abreiſe zuzuſehen. Sie gedachte dabei der Lehren und des Beiſpiels ihrer Mutter; jeder Tag des Lebens der früh Verklärten war ja auch durch alle jene unzähligen, unbemerkten Opfer bezeichnet, die das Loos ſo vieler Frauen ſind, welche die nur nach dem Schein urtheilende Welt glücklich preiſt. Gabriele hatte von ihr gelernt, ſie für die Beſtimmung ihres ganzen Geſchlechts zu halten, aber auch das Unvermeidliche mit guter Art zu ertragen.

Nur am Abend des letzten Tages im väterlichen Hauſe ward die Laſt des Schmerzes und der Sorge der jungen Bruſt zu mächtig und zwang ihr laute Klagen ab. Zum letztenmal ſaß

sie mit ihrer lieben Frau Dalling in dem vertrauten Zimmer, wo sie gewohnt hatte, seit sie geboren war; sie hatte an diesem Tage alle ihre lieben Plätze in Garten und Wald noch einmal einsam besucht, hatte im Zimmer, welches sonst ihre Mutter bewohnte, und am stillen Grabe, in welchem diese jetzt ruhte, zu ihr wie zu einer Heiligen gebetet; auch ihr Vater hatte ihr schon Lebewohl gesagt, und seine ihr ganz ungewohnte Freundlichkeit beim Abschied war ihr tief ins Herz gedrungen. Allen Bedienten im Schloß, unter deren Augen sie aufgewachsen war, hatte sie freundlich die Hand gereicht, sie zum letztenmal durch kleine Gaben erfreut und betrübt, und ihrer Sorgfalt die einzigen Spielgefährten ihrer Kindheit aufs dringendste empfohlen. Dieses waren schöne Blumen, ihre lieben Zöglinge, und viele freundliche zahme Thiere, welche sich jeden Morgen in buntem Gewühl um sie drängten. Jetzt ward ihr zu Muthe, als wäre sie von ihrem ganzen Jugendleben geschieden, und mit einem Strom heißer, langverhaltner Thränen warf sie sich in die treuen Arme der Pflegerin ihrer Kindheit, von der sie auch in wenigen Tagen sich trennen sollte.

Frau Dalling ſtellte vergebens dem weinenden Mädchen vor, daß Tauſende an ſeiner Stelle ſich überglücklich fühlen würden, wenn ſie das öde Schloß mit dem glänzenden Hauſe der Gräfin Roſenberg vertauſchen ſollten. Gabriele aber hatte keinen Sinn für die Freuden, die dort ſie erwarten mochten. Wie die Tante und Aurelien, ſo dachte ſie ſich die Welt, in welcher ſie künftig leben ſollte. Aus deren Benehmen gegen ſie ſchloß ſie auf den Empfang, welcher ſie in der Geſellſchaft erwartete. Ueberſehen oder verſpottet zu werden, iſt eine gar zu traurige Alternative für ein junges, an Liebe gewöhntes Weſen, und etwas anders glaubte ſie nicht hoffen zu dürfen. Auch der Troſt, daß der Frühling ſie wieder in ihre Heimath zurückführen würde, machte keinen Eindruck auf das tiefbetrübte Kind. Die Bäume begannen eben erſt, ſich herbſtlich zu färben, acht Monate mußten wenigſtens vergehen, ehe ſie wieder im Blüthenſchmuck prangten. Im reifern Alter reihen ſich die Tage ſehr ſchnell zu Wochen und Monden, ſie werden zu Jahren, ehe wir uns deſſen verſehen, aber im ſechszehnten Jahre dünken uns acht Monate eine ſo unabſehbare

Zukunft, daß Gabriele ſie kaum zu erleben glaubte.

Mit wahrer Freude ſah Baron Aarheim am folgenden Morgen den Wagen in aller Frühe nach der Schloßbrücke fahren, in welchem die trauernde Gabriele neben ihrer Dalling ſaß. Er athmete dabei hoch auf, als ſey er einer ſchweren Sorge entledigt, und verſchloß ſich ſorgſamer und eifriger als je bei ſeinem Forſchen nach den dunkeln Geheimniſſen der Natur, feſt beſtimmt, durch keine andern Geſchäfte ſich davon abhalten zu laſſen. Frau Dalling hatte im Lauf von mehr als ſechszehn Jahren ſich zu treu bewieſen, als daß er ihr nicht bei ihrer baldigen Rückkehr die Beſorgung ſeiner häuslichen Angelegenheiten ohne Bedenken hätte überlaſſen ſollen; übrigens bekümmerte ihn die Verwaltung ſeines Gutes jetzt ſehr wenig, da er in kurzem der Beſitzer unermeßlichen Reichthums zu werden gedachte.

Zum erſtenmal überſchritt jetzt Gabriele die enge Gränze des kleinen Gebiets ihres Vaters, denn Auguſte hatte auch hierin ſeinen deutlich ausgeſprochenen Willen geehrt, und war mit ihrer Tochter gern in den Schranken geblieben, welche

er ihr zu ſetzen für gut hielt. Als Gabriele die letzten bekannten Bäume und Hütten hinter ſich gelaſſen hatte, kam ihr alles unheimlich und unabſehbar groß vor, was ſie erblickte. Das Raſſeln der Räder ihres Wagens durch die engen, ſchmutzigen Straßen des erſten kleinen Städtchens erſchreckte und beängſtigte ſie; die Leute, denen ſie darin begegnete, erregten ihr Grauen, denn ſie grüßte ſie freundlich, wie ſie es gewohnt war, und ſie ſtarrten ſie verwundert an, ohne ihren Gruß zu erwiedern. Endlich mochte ſie gar nichts mehr ſehen, ſchloß die Jalouſieen des Wagens, wickelte ſich in ihren Schleier und ſaß lange in ſchweigendem Sinnen verloren, bis Frau Dalling dem Wunſch nicht mehr widerſtehen konnte, durch liebkoſende Fragen ihre junge Reiſegefährtin aus ihren Träumereien zu erwecken.

„Sey ruhig, gute Dalling,“ entgegnete ihr Gabriele, „ich dachte jetzt an meine Mutter, und überlegte was ich thun muß, um zu ſeyn, wie ſie es wünſchen würde. Der Zeitpunkt iſt ſehr früh gekommen, den ſie mir ſo oft mit ſchmerzlichem Vorgefühl andeutete; ich trete jetzt in die fremde Welt und ohne ſie. Aber ſie ſoll mir nicht ge-

ſtorben ſeyn, ich will wie unter ihren Augen mein Leben fortſetzen, denn hier in meiner Bruſt fühle ich zu deutlich alles, was ſie mir rathen würde, und die fremden Leute ſollen mich nicht darin ſtören. Finde ich ein Weſen, das ich lieben könnte, ſo will ich lieben, auch wenn man mich nicht bemerkt, und ich werde glücklich ſeyn, denn wer liebt, iſt glücklich; alles andre was kommen kann, werde ich gefaßt zu ertragen ſtreben, wie meine Mutter auch that; darum, liebe Dalling, gräme dich nicht um mich, auch wenn du mich in wenigen Tagen verlaſſen mußt; freilich thut mir noch das Herz ſehr weh, aber alles ſoll dennoch gut werden."

Von dieſem Moment an ward Gabriele augenſcheinlich heiterer; Frau Dalling ſah mit innige Freude, wie das junge Kind gegen ſeine vorige Troſtloſigkeit ankämpfte, ſelbſt gegen das Bangen vor dem erſten Eintritt in das gefürchtete Haus der Tante und in neue unbekannte Verhältniſſe. Sie iſt ganz wie die Mutter, dachte die gute Frau, aber doch auch ein wenig wie der Vater.

Am Abend des zweiten Tages der Reiſe langten unſre Wandrer ziemlich früh in dem ihnen vom Baron beſtimmten Nachtquartiere an; es war das letzte unterwegs, denn ſie gedachten am folgenden Tage noch bei guter Zeit den Ort ihrer Beſtimmung zu erreichen. Der Wagen hielt vor der Thüre eines großen anſehnlichen Gaſthofes, mitten auf dem gewühlvollen Marktplatz der erſten bedeutenden Stadt, welche Gabriele ſah. Viele Fremde füllten die Fenſter des Hauſes und betrachteten mit und ohne Brille neugierig die Ausſteigenden. Dieſen kam der auf ihre Ankunft vorbereitete ſehr elegante Gaſtwirth höflich entgegen. Alles war Gabrielen neu und beängſtigte ſie nicht wenig, ſie eilte durch die Schaar der zu ihrem Empfang geſchäftig hin und her laufenden Aufwärter, und war herzlich froh, ſo ſchnell als möglich in das für ſie bereitete Zimmer flüchten zu können. Dort fühlte ſie ſich vor allen den vielen Augen gerettet und blickte mit Wohlgefallen aus dem Fenſter auf das ihr ganz neue Schauſpiel der Kutſchen und geputzten Leute, die dem nahen Theater zuwogten.

Lautes Lachen dicht unter ihrem Fenſter machte

ſie aufmerkſam; ſie ſah eine Menge Zuſchauer um einen ſehr ſchönen Reiſewagen vor der Thüre des Gaſthofes verſammelt, aus welchem eben zu Gabrielens Verwunderung ein altes Mütterchen in der ärmlichſten Bauerntracht, gebückt und mühſam heraus kletterte. Ein junger Mann von vornehmen Anſehen unterſtützte ſie mit ſeinem Bedienten und geleitete ſie mit großer Sorgfalt in das Haus, ohne ſich durch die lauten Anmerkungen der Umſtehenden im mindeſten dabei ſtören zu laſſen.

„Da hat uns der Herr Graf einen angenehmen Gaſt mitgebracht, Herr Lorenz!“ hörte Gabriele den Kellner zu dem eben wieder hinaustretenden Kammerdiener des Fremden ſagen, „die Alte ſieht ja aus, als wäre ihr die Ofengabel unterwegs ſcheu geworden und habe ſie abgeworfen.“ Viel anders wird es auch wohl nicht ſeyn, erwiederte Herr Lorenz ſehr verdrüßlich, wir fanden ſie im Chauſſee-Graben, und denken Sie nur, fuhr er fort, ich mußte wegen des häßlichen Ungethüms aus dem Wagen und auf den Kutſchbock neben den Jäger mich ſetzen. „Unerhört!“ rief der Kellner, mit allen Zeichen des höchſten Erſtaunens. Ach was unerhört! antwortete Herr Lorenz noch

verdrüßlicher, mein Herr macht mir alle Tage ähnliche Streiche, und am Ende fällt der Schimpf immer auf mich, wenn wir so wie heute vor den Leuten zum Spektakel werden, denn ihm ist das einerlei. „Hören Sie, lieber Herrr Lorenz," sprach beschwichtigend der eben hinaustretende Wirth, „das verstehen Sie nur nicht recht, der Herr Graf machen den Spleen mit, das ist jetzt unter den jungen Herrn eine ganz neue Mode aus England."

Gabriele mochte nichts weiter hören, sie wandte sich vom Fenster, konnte aber das kleine Abentheuer den ganzen übrigen Abend nicht vergessen. Der Wunsch, von der wunderlichen Reisegesellschaft mehr zu erfahren, überwand zuletzt die Furcht in dem fremden Hause allein im Zimmer zu bleiben, und Frau Dalling mußte sich entschließen, ihrem Bitten nachzugeben und auf Erkundigung hinunter zu gehen. Der Name des Fremden war der Wirthin unbekannt, obgleich er schon einigemal ihr Haus besucht hatte. Uebrigens hörte Frau Dalling erzählen, daß der Fremde wirklich die arme Frau unterwegs halb ohnmächtig im Chaussee-Graben liegend gefunden und sie zu sich

in den Wagen genommen habe, weil sie nicht weiter gehen konnte, und sich auf dem hohen Kutscherſitz nicht festzuhalten vermochte. Die gute Alte war vor wenigen Wochen, durch den Tod ihrer Tochter, ihrer einzigen Stütze beraubt, und wollte jetzt nach Böhmen zu ihrem dort ansäſſigen Sohne. Mühselig hatte sie sich viele lange Tage auf dem Wege dahin fortgeschleppt, bis sie vor Ermattung nicht weiter konnte, und ohne den Beistand des Fremden wäre ihr wahrscheinlich in der kalten Herbſtnacht der Tod geworden. Jetzt war ihr geholfen; der Fremde hatte nicht nur für ihre augenblickliche Erquickung gesorgt, sondern sie auch so reichlich beschenkt, daß sie den Reſt des Weges fahren konnte, ohne deshalb mit ganz leeren Händen bei ihrem Sohne anzulangen.

Die halbe Nacht hindurch mußte Gabriele an den Unbekannten und seine menschenfreundliche Handlung denken, sie träumte sogar von nichts Anderem. Nicht die That selbſt war es, was sie in Bewunderung versetzte, diese kam ihr gar nicht außerordentlich vor, denn oft hatte sie ihre Mutter Aehnliches üben gesehen, wohl aber, daß ein

Mann solchen zarten Mitleids, solcher thätigen Theilnahme an fremden Leiden fähig sey. Dieses feinere Gefühl hatte sie bis jetzt einzig für das Eigenthum der Frauen gehalten; sie kannte keinen Mann außer ihrem Vater, dessen in Erbitterung erstarrtes Gemüth bei jedem ähnlichen Anlasse nur zu deutlich sich aussprach. Mehr oder weniger ihm ähnlich, dachte sie sich fast alle Männer im wirklichen Leben, und Auguste hatte absichtlich diese Meinung unangefochten gelassen.

Kein Wunder war es demnach, daß der Unbekannte Gabrielen wie eine seltene Erscheinung aus einer anderen Welt vorschwebte. Gern hätte sie wenigstens die Züge seines Gesichts deutlich gesehen; obgleich sie aber am andern Morgen weit früher als Frau Dalling erwachte und vom Geräusch Abreisender sich an das Fenster locken ließ, so sah sie doch nur seine Gestalt, als er in den Wagen stieg, und hörte seine Stimme, indem er der alten Frau noch einige freundliche Abschiedsworte zurief. Etwas ungeduldiger als gewöhnlich fing Gabriele nun an, ihre eigne Abreise zu betreiben, im Wagen beschäftigte sie nur der Unbekannte, sie bildete sich tausend Möglichkeiten, ihn im

Hause der Tante anzutreffen, sie dachte sich allerlei Verhältnisse, in welche sie mit ihm gerathen könnte, und sprach so lange mit ihrer Reisegefährtin von nichts Anderem, bis sie selbst über ihre kindische Einbildung lächelnd ausrief: „Was denke ich weiter an ihn, er ist jetzt fern von hier und ich sehe ihn in meinem Leben nicht wieder.“ Aber in ihrem Herzen behauptete eine dem Wunsch sehr gleichende Ahnung das Gegentheil und diese traf früher ein, als sie hoffen konnte, denn der Fremde war Ottokar.

Ein ungeheures Lärmen im Hause erweckte Gabrielen am ersten Morgen in ihrem neuen Aufenthalt. Thüren wurden auf- und zugeschlagen, Treppen und Vorsäle dröhnten von den Tritten der hin und her laufenden Bedienten und Handwerker, es war ein Hämmern, ein Fluchen, ein Rufen und Schelten, als sey eine feindliche Armee eingerückt und das Haus dem Abendfeste zu Ehren in völligem Aufruhr.

Gabriele schmiegte sich vor dem ungewohnten Getöse wie ein schüchternes Vögelchen in eine

Ecke, bis die Stunde schlug, in der sie der Tante ihren Morgenbesuch abstatten mußte. Mit Erstaunen begegnete sie auf der Treppe dem wohlbekannten Herrn Lorenz, schwer belastet mit einem Korbe voll der auserlesensten Blumen. Seine Erscheinung freute sie, als ein Beweis, daß sie nicht irrte, indem sie in Ottokarn den Unbekannten aus dem Gasthofe wieder zu finden glaubte. Aber als sie weiterhin ihn selbst durch die halb geöffnete Thüre eines Zimmers erblickte, und dadurch die Gewißheit erhielt, mit ihm in Einem Hause zu leben, ihn alle Tage zu sehen und zu hören, da bemächtigte sich ihrer ein freudig-ängstliches Gefühl. Es war ein Glück für sie, daß die Gräfin, zu beschäftigt mit Anordnungen für den Abend, Gabrielens Eintritt kaum bemerkte und noch weniger ihr höchst befangnes Wesen. Kurz, aber freundlich entließ die Tante sie gleich in der ersten Minute und gab ihr nur noch die Weisung mit auf den Weg, sich zu Aurelien zu begeben, die sie in ihrem Zimmer finden würde, umringt von Freundinnen, welche heut mit einander in Geschenken zu ihrem zwanzigsten Geburtstage wetteiferten.

Den Geburtstag hatte die arme Gabriele ganz

vergessen, und ein Geschenk für die gefürchtete Cousine setzte sie in die höchste Verlegenheit. Sie eilte zurück in ihr Zimmer, ergriff ohne große Wahl eine ihrer besten Zeichnungen und betrat damit athemlos die Schwelle des zierlichen Zimmers, in welchem Aurelia in frischer, einfacher Morgentracht, schön wie der junge Tag, vor einem großen Tische stand, auf dem alles ausgebreitet lag, was die Mode in unsern Tagen Köstliches und Elegantes zum Schmuck der Jugend erfand. Eine Schaar junger Mädchen half ihr alle die Geschenke bewundern, mustern und ordnen; mitten unter ihnen stand Ottokar mit sichtbarer Freude an dem jugendlichen Wesen und Treiben. Die seltensten, schönsten Blumen aller Jahreszeiten und Zonen blüheten und dufteten an Wänden und Fenstern; Gabriele erkannte sie auf den ersten Blick für die nämlichen, welche Lorenz vorhin an ihr vorüber trug.

Da kommt unser kleiner Eigensinn von gestern Abend, rief Aurelie, als sie Gabrielen erblickte, und trat freundlich der Verlegnen entgegen, die es kaum wagen mochte, ihr bescheidenes Geschenk neben allen jenen Herrlichkeiten zu zeigen. Das

ist ja leibhaftig die Gespensterburg deines Vaters, fuhr Aurelia fort, indem sie die Zeichnung besah; so nimmt sie sich vortrefflich aus, aber behüte mich der Himmel davor, sie in der Wirklichkeit wieder zu sehen! Gemalt sind die alten Schlösser ganz allerliebst; auch auf dem Theater oder in Romanen mag ich sie wohl leiden, besonders wenn ganz erschrecklich wundersame Begebenheiten sich darin zutragen; aber sitzt man selbst in solch einem alten Neste und lebt so allein fort, ohne etwas zu erleben, dann thäte man besser, vor Graun und Langeweile zu sterben. Ich wundre mich wirklich, daß ich während der zwei Tage im Schloß Aarheim noch mit dem Leben davon kam. Es ist eine betrübte Existenz; danke Gott, liebes Kind, daß du ihr entronnen und bei uns bist, du wärst dort auch so eine Art von Käuzlein in den krausen alten Thürmen geworden; Anlagen hast du dazu, sprach sie lächelnd, indem sie Gabrielen umarmte und sie dann allen ihren gegenwärtigen Freundinnen der Reihe nach vorstellte.

Die Menge der Namen rauschte an Gabrielens Ohr vorüber, ohne daß sie einen zu fassen vermochte; nur fiel es ihr auf, daß auch die Gräfin

Eugenia ſich unter den Glück wünſchenden Freundinnen befand. Dieſe hier zu ſehen, hätte ſie nach der Scene des geſtrigen Abends nicht erwartet, noch weniger in ſo anſcheinend vertrautem Verhältniß mit Aurelien. Alle die jungen Damen waren gegen Gabrielen ſehr zuvorkommend freundlich; aber dieſe blieb verlegen, ſie haßte ſich ſelbſt in dieſem Moment wegen ihrer Unbehülflichkeit, die ſie doch nicht abzuwerfen vermochte. Ihre Bänglichkeit ſtieg mit jeder Minute, denn ſie ſah, daß Ottokar ihre Zeichnung aufmerkſam betrachtete; und als er nun vollends die geiſtreich kühne und dennoch vollendete Ausführung derſelben lobte, und ſich mit der Frage nach dem Namen des Künſtlers an ſie wendete, da konnte Gabriele vor gewaltigem Herzklopfen kaum ihre eigene Antwort hören, daß ſie ſelbſt unter Anleitung ihrer Mutter ſie gezeichnet habe. Er ſprach noch einige lobende Worte und verließ bald darauf die Geſellſchaft.

Gabriele langte bei ihrer Dalling mit dem Gefühl an, als ſey eine höchſt wichtige Begebenheit vorgefallen, etwas ganz Unerhörtes geſchehen, das ſie der Einzigen kund thun müſſe, die noch in der Welt Theil an ihrem Schickſal nahm; und den-

noch wußte sie nichts zu sagen, was sich nicht in der Erzählung höchst gewöhnlich ausgenommen hätte. Eine nie gefühlte Unruhe trieb sie rastlos umher. Wenn sie ihres ungeschickten Benehmens gegen Aureliens Freundinnen gedachte, wenn sie sich erinnerte, wie jene, von ihrem Aeußern und ihrem Betragen irre geführt, sie wie ein Kind behandelt hatten, dem man freundlich thut, damit es nur nicht weine; dann verging sie fast in der fürchterlichen Qual, sich ihrer selbst zu schämen, denn sie konnte es sich nicht verhehlen, daß sie größtentheils durch eigene Schuld in diesem Lichte erschienen war. Ottokars Lob ihrer Zeichnung vermochte nicht, sie zu trösten; sie glaubte eine Spur ungläubigen Lächelns an ihm bemerkt zu haben, da sie sich selbst nannte, als er nach dem Namen des Künstlers gefragt hatte, und dies kränkte sie noch tiefer als alles übrige. Frau Dalling selbst war in diesem Moment über die auf den folgenden Morgen bestimmte Trennung von dem Liebling ihres Herzens zu betrübt, als daß sie fähig gewesen wäre, Gabrielen Trost und Muth einzusprechen; sie verstand sogar den Kummer und das beklommene, unruhige Wesen der-

ſelben nicht, ſondern ſchrieb alles dem Gefühl zu, von dem ſie ſelbſt niedergebeugt ward. Und ſo wußte die gute Frau nichts Beſſeres zu thun, als Gabrielen recht mütterlich in ihre Arme zu ſchlieſſen und herzlich mit ihr zu weinen, da dieſe, von innerm Weh überwunden, zuletzt in heiße, bittre Thränen ausbrach.

Gabriele errang auch diesmal ihre gewohnte Faſſung zuerſt wieder. „Ich will nicht mehr weinen," ſprach ſie, trocknete ihre Augen und richtete ſich hoch auf. „Laß mich jetzt von dir Abſchied nehmen, liebe Dalling," ſetzte ſie hinzu, „jetzt in dieſer ruhigen Stunde, nicht heute Abend, wenn ich erſchöpft aus der Geſellſchaft komme, nicht morgen früh im Geräuſch des Einpackens und der Abreiſe. Du geheſt mit Tagesanbruch von mir, geleite dich Gott, du meine einzige Freundin in dieſer Welt, grüße meine Berge, meine Bäume, meine Blumen; ich war unter ihnen ſehr glücklich, aber auch hier werde ich nicht unglücklich ſeyn; der Gedanke an meine Mutter wird mich vor Unrecht behüten, und alles andre iſt zu ertragen. Noch bin ich hier fremd, noch iſt mir alles ungewohnt, und der Abſtand zwiſchen Jetzt

und Ehemals ist sehr groß; aber ich werde mich eingewöhnen und lernen, was mir noch fehlt, um in diesen neuen Verhältnissen mich zurecht zu finden. Mein Vater schickte mich her, um mich für die Welt zu bilden; sage ihm, daß ich ihm gehorsam seyn und alles thun werde, seinen Wunsch zu erfüllen, so viel ich es vermag. Und nun nimm meinen Dank für deine unaussprechliche Liebe und Treue. Sehnen werde ich mich immer nach dir, aber glaube nur, ich weiß es, ich finde auch hier ein Wesen, das ich lieben kann, und bin dann glücklich; laß dies nochmals dir zum Troste gesagt seyn, wenn du im Schloß Aarheim sorgend meiner gedenkst."

Bei aller ihrer mühsam errungenen Fassung sah Gabriele dennoch mit Zittern der Stunde entgegen, in welcher sie sich am Abend zur Gesellschaft begeben mußte; sie fürchtete neue Verlegenheiten, neue Demüthigungen, ohnerachtet sie sich fest vorgenommen hatte, ihre scheue Blödigkeit so viel möglich zu besiegen. Kein Zureden Aureliens und ihrer Kammerjungfern, sogar nicht das Zürnen der Tante hatten sie bewegen können, in ih-

rer, die tiefste Trauer bezeichnenden Kleidung etwas abzuändern. Selbst dem Bitten ihrer lieben Frau Dalling hatte sie widerstanden, die durch die Wichtigkeit, welche man der Sache gab, in ihrer eignen Ansicht wankend geworden war. „So geh denn, eigensinniges Kind!“ entschied endlich die Tante, des Streitens müde, „geh wie du willst und verdanke dir es selbst, wenn du ausgelacht wirst.“

Die vielen Lichter, die emsig hin und her laufenden Diener, die glänzende Versammlung in der langen Reihe prächtig dekorirter Zimmer erregten in Gabrielen jene Art Bangigkeit, welche wohl einen Jeden beim ersten Eintritt in die Welt ergreift, selbst wenn er auch nicht so klösterlich aufwuchs wie sie. Giebt es doch viele in der Gesellschaft, selbst aus den höhern Ständen, denen dies Gefühl Zeitlebens bleibt; die für abstoßend stolz gelten, während sie nur verlegen sind. Wenige von den Gegenwärtigen bemerkten Gabrielens Eintritt in den Saal, aber diese Wenigen staunten beim Anblick des bleichen, der Kindheit kaum entwachsenen Mädchens im langen schwarzwollnen Trauerkleide, dem tief hinunter wallen-

den Kreppſchleier, mit der breiten, die Stirne bedeckenden Schneppe, unter der ſich nur einige ihrer wie Gold glänzenden reichen Locken hervordrängten. Der Tante Prophezeihung ward nicht erfüllt, niemanden fiel es ein, zu lachen, aber jedermann wich ihr mit einer Art Aengſtlichkeit aus, denn dieſe dunkle Erſcheinung mitten im feſtlichen Glanze hatte wirklich etwas Geiſterartiges. Vergebens blickte Gabriele um ſich her und ſuchte in dem Gewühl ein bekanntes Geſicht heraus zu finden, ſie erblickte keines; ſelbſt die Gräfin und Aurelia waren nicht gegenwärtig, der Anzug für die Tableaux hielt ſie entfernt. Eine ſchöne Frau mittleren Alters vertrat die Stelle der Frau vom Hauſe beim Empfang der Geſellſchaft. Gabriele fühlte ſich mächtig von ihr angezogen, ſie glaubte, in ihr eine entfernte Aehnlichkeit mit ihrer Mutter zu finden und konnte kaum den Blick von ihr wenden, aber ſie kannte ſie nicht und wagte es daher auch nicht, ſich ihr zu nähern.

So ſtand Gabriele lange ganz allein, ſah, wie überall Gruppen von Bekannten ſich bildeten, wie einzelne Paare einander aufſuchten und ſich im

eifrigen Geſpräch von den übrigen abſonderten. Niemand ſuchte ſie, niemand hatte ihr etwas Freundliches zu ſagen, ſie war und blieb einſam mitten in der großen Verſammlung und ward darüber recht innerlich betrübt. Der Gedanke, wie ſie eigentlich eben ſo verlaſſen in der ganzen Welt daſtehe als hier in der Geſellſchaft, fiel mit laſtender Schwere auf ihr nach Liebe ſich ſehnendes Gemüth. Schon war ſie im Begriff, ſich von allen den Glücklichern zurückzuziehn und in ihr einſames Zimmer zu ſchleichen, als ſie ihre Hand ergriffen fühlte. Es war der freundliche ältliche Mann, deſſen unerwartete Anrede ſie am vergangenen Abende ſo erſchreckt hatte, und der ihr jetzt den Arm bot, um ſie im Gefolge der übrigen Geſellſchaft in das zu den Tableaux beſtimmte Zimmer zu führen.

Eine von Haydns herrlichſten Symphonieen verkündete dort das nahe Aufrauſchen des die Darſtellung noch verhüllenden Vorhangs. Nie zuvor hatte Gabriele den Einklang vieler Inſtrumente zugleich gehört, er ergriff ſie mit ſeinem allgewaltigen Zauber, vor welchem alles Beengende von ihr abzufallen ſchien. Die Töne tru-

gen ſie weit weg auf unſichtbaren Flügeln in ihr magiſches Reich, ſie ſprachen mit ihr von ihrer Vergangenheit, von allem, was ehemals ſie beglückt hatte, und hauchten ihr neue Freude am Leben und friſchen Jugendmuth ein. Die Dämmerung in dem nur durch die Lichter der Nebenzimmer ſchwacherleuchteten Saal erlaubte es ihr, ungehindert ſich ihrem Gefühl zu überlaſſen; ihr Führer war neben ihrem Sitz ſtehen geblieben; mit dankbarem Vertrauen blickte ſie zu ihm auf und entdeckte im nämlichen Moment dicht neben ihm Ottokars hohe Geſtalt, der ſie begrüßend ſich gegen ſie verbeugte.

Ein Gruß im gewöhnlichen Gange des Lebens iſt gar wenig, aber unendlich viel für den, der vereinzelt in einer großen Geſellſchaft, mit dem Gefühl der Verlaſſenheit daſteht; dies Zeichen des Bemerktwerdens, gerade von ihm, gab Gabrielen ein ſo tröſtendes Selbſtbewußtſeyn, daß ſie dadurch beruhigt, in den Stand geſetzt ward, ſich des eben beginnenden Schauſpiels wirklich theilnehmend zu erfreuen.

Tante Kleopatra nahm ſich auf ihrem königlichen Thron zum Bewundern gut aus. Mit al-

ler erſinnlichen Grazie hielt ſie die reiche Perle über dem Becher, und hatte keine Ahnung von den Anmerkungen, die links und rechts unter den Zuſchauern hingeflüſtert wurden. Dreimal ſenkte ſich der Vorhang, dreimal mußte er auf lautes Bitten der Anweſenden ſich wieder heben, die alle behaupteten, des herrlichen Anblicks gar nicht müde werden zu können.

Am entzückteſten ſtellte ſich die Gräfin Eugenia, ihr Beifall war der rauſchendſte und kannte weder Maß noch Ziel, während ſie zu gleicher Zeit tauſend witzigboshafte Einfälle über die herbſtliche Kleopatra und ihren das Schmuckkäſtchen tragenden Edelknaben den jungen Herren zuflüſterte, die dicht zuſammengedrängt hinter ihrem Stuhle ſtanden, ihr aufs kräftigſte applaudiren halfen, und dabei jedes ihrer Worte mit allen Zeichen des Beifalls von ihren Lippen gierig auffingen. Sie ſaß ſo nahe bei der von ihr ganz überſehenen Gabriele, daß dieſe keine Sylbe von dem, was ſie ſprach, verlieren konnte; auch manches andre ſpottende Wort einiger der übrigen Anweſenden erreichte das Ohr des unerfahrnen Kindes und kontraſtirte ſo ſehr mit der, von allen laut ausge-

ſprochnen Bewunderung, daß Gabriele ein innres Grauſen über die Falſchheit der Menſchen empfand, unter denen ſie leben ſollte. Ihr war zu Muthe, als ſey ſie unter geſpenſtiſche Larven gefallen, die im nächſten Moment ſich umwandeln und in eigenthümlicher, fürchterlicher Geſtalt daſtehen müßten. Wie nach Rettung ſah ſie ängſtlich um ſich her.

„Seyn Sie ruhig, liebes Fräulein!“ flüſterte eine leiſe Stimme ihr zu, „auch ich ſehe und höre, was Sie empört, aber es iſt nicht ſo böſe, als Sie in Ihrer Unſchuld es glauben.“ Verwundert blickte Gabriele auf und ſah ihren Führer, der noch immer neben ihr ſtand. Seine Gegenwart erſchien ihr in dieſem Moment wie ein Troſt vom Himmel. „Die Welt,“ fuhr der freundliche Mann mit mildem Lächeln fort, indem er zu ihr ſich hinabbeugte, „die Welt iſt leider lange nicht ſo gut, als Sie in Ihrer Unerfahrenheit es vielleicht noch vor acht Tagen glaubten, aber auch wahrlich lange nicht ſo arg, als ſie jetzt Ihnen vorkommen muß. Dieſe kleinen Bosheiten, vor denen Sie ſich in dieſem Augenblick mit Recht entſetzen, werden Ihnen in kurzem ziemlich harm-

los ſcheinen, wenn Sie dieſe Menſchen und ihr wahres Meinen erſt näher kennen, denn in der That dieſe Einfälle haben keinen Zweck und erreichen auch keinen, wie den, für den Moment als witzig bewundert zu werden. Sie werden ſich daran gewöhnen und ſie endlich als ganz gleichgültig betrachten.“ „Nie! nie!“ rief Gabriele ſo laut, daß ſie ſelbſt darüber erſchrak, beſonders da ſie gewahr ward, daß der noch immer in ihrer Nähe ſich befindende Ottokar dadurch aufmerkſam auf ihr Geſpräch gemacht ward. „Gewiß!“ erwiederte ihr Führer leiſe und beſchwichtigend, indem er zugleich auf den ſich wieder hebenden Vorhang hinwies.

Mehrere Tableaux folgten dem der Kleopatra, alle wurden laut geprieſen und leiſe bekrittelt, bis ganz zuletzt Aurelia in wahrhaft himmliſcher Glorie als Raphaels Jardiniere erſchien. Die Kinder ſtanden ſo anmuthig da, ſie ſelbſt war in dieſer Stellung mit geſenktem Auge ſo hinreißend ſchön, daß ſogar der Neid verſtummen mußte. Ein einziger Athemzug der Bewunderung ſäuſelte durch die Stille des glänzenden Kreiſes und löſte ſich erſt ſpät in lauten Beifall auf. Gabrielens für

Freude glänzendes Auge traf auf Ottokarn. Dieſer ſtarrte vorgebeugt, wie in Bewunderung verloren, noch immer den Vorhang an, welcher ſchon lange die holde Erſcheinung verhüllt hatte. Als ſich Ottokar endlich wandte, traf ſein Blick auf Gabrielen, er lächelte ihr in theilnehmendem Entzücken wie einer Bekannten zu, und dieſer kleine Zufall durchſtrömte ſie mit Empfindungen, die ſie zu verſtehen weit entfernt war.

Die Geſellſchaft vertheilte ſich wieder in die Nebenzimmer, um dort die Damen des Hauſes nebſt den übrigen bei den Tableaux beſchäftigt geweſenen Perſonen zu erwarten und nochmals mit Bewunderung und Dank zu überſchütten. Gabriele blieb mit ihrem Begleiter beinah allein in dem dämmernden Saal, und er benutzte dieſe Pauſe, um ſich ihr als einen Maler zu erkennen zu geben, deſſen bedeutender Name im neuern Gebiet der Kunſt ihr ſchon rühmlichſt bekannt war. Signor Erneſto hatte man ihn der Landesſitte gemäß in Italien genannt, wo jeder Zuname dem Taufnamen weichen muß, und dieſe Benennung blieb ihm auch in der Geſellſchaft, ſeitdem er vor kurzem, nach einem, viele Jahre langen Aufent-

halt in Rom, wieder in sein deutsches Vaterland zurückkehrte.

„Ich war gestern bei Ihrer Ankunft zugegen, mein theures Fräulein," sprach Ernesto weiter zu Gabrielen, „ich erkannte in Ihnen beim ersten Blick das Ebenbild Ihrer Mutter; so wie Sie jetzt vor mir stehen, so sah ich sie einst in Rom, jugendlich blühend, mit glänzendem Auge vor den hohen Wundern der unsterblichen Kunst. Mir ward das seltene Glück, ihr Begleiter auf ihren Wanderungen durch die Königin der Städte, ihr erster Lehrer in der bildenden Kunst zu seyn; ich werde auch Ihr Lehrer, Gabriele, ich habe mich schon gestern bei der Gräfin dazu erboten, sobald ich den Zweck Ihres hiesigen Aufenthaltes vernahm. Schlagen Sie es mir nicht ab, Sie brauchen einen väterlichen Freund zu Schutz und Rath, der will ich Ihnen werden, und ich kann es nur, wenn der Unterricht im Zeichnen mir Gelegenheit verschafft, Sie täglich ohne äußre Störung zu sehen. Mir ist bei Ihrem Anblick," fuhr er fort, weil Gabriele schweigend ihm zuhörte, „mir ist, als hätte ich in Ihnen eine geliebte Tochter gefunden, als wäre der schöne Frühling meines

Lebens zurückgekehrt, als stünde Auguste und mit ihr Roms alte Herrlichkeit wieder vor meinem frischen jugendlichen Sinn. Und darum will ich auch väterlich um Sie sorgen, Sie leiten auf dem unbekannten, gefährlichen Pfade in der Ihnen so fremden Welt, wenn Sie mich nicht zurückweisen."

Ernesto hätte noch lange fortsprechen können, ohne daß er von Gabrielen unterbrochen worden wäre, sie vermochte sogar kaum, ihm zu antworten, aber ihr beredtes Auge sagte ihm alles, was in ihrem tiefbewegten Gemüthe vorging. Nicht mehr allein und verlassen, hatte sie jetzt einen Freund ihrer Mutter zur Seite, der auch ihr wie ein Bekannter aus früheren Tagen erschien. Mit Entzücken fühlte sie dies, und alles, was sie umgab, zeigte sich ihr in einem neuen, schönern Licht, die Tante, Aurelia, die ganze Gesellschaft, zu der sie jetzt, von Ernesto begleitet, wie ein fröhliches Kind an der Hand seines Vaters zurückkehrte.

Die Gräfin und Aurelia standen mitten in einem dichten Kreise von Bewunderern, die sie mit den ausschweifendsten Lobsprüchen überströmten. Nur mühsam gelang es Gabrielen, bis zu ihnen sich durchzuwinden, und ihr Staunen beim An-

blick der roſig blühenden, Freude ſtrahlenden Tante war faſt noch größer als geſtern. Die Gräfin benutzte die Gelegenheit, ihre Nichte vielen der eben anweſenden Damen vorzuſtellen, eine Ceremonie, welche noch vor einer Stunde Gabrielen ſehr verlegen gemacht hätte, über die ſie aber jetzt, durch Erneſto's Gegenwart ermuthigt, mit großer Faſſung und leidlichem Anſtande hinauskam. Die Reihe traf endlich auch die Dame, welche vorhin, während der Abweſenheit der Gräfin, die Stelle derſelben beim Empfange der Geſellſchaft vertreten hatte, und deren Aehnlichkeit mit ihrer Mutter Gabrielen jetzt, da ſie ſie in der Nähe ſah, mit unbeſchreiblicher Wehmuth erfüllte. Die Gräfin Roſenberg nannte ſie Frau von Willnangen, eine nahe Verwandte ihres verſtorbenen Gemahls. Gabriele erſtarrte beinah, als ſie dieſen Namen hier hörte, den ihre Mutter ihr nur in Stunden des engſten Vertrauens als den Namen ihres verlornen Jugendfreundes genannt hatte. Aengſtlich ſuchte ſie wieder in Erneſto's Nähe zu gelangen, um von ihm zu erfragen, in welchem Verhältniß dieſe Frau mit Ferdinand von Willnangen geſtanden haben mochte, den er

gewiß auch gekannt hatte, aber ein Chor von Damen hielt ihn umlagert und machte es ihr unmöglich.

Ein Konzert begann jetzt, die letzte Stunde vor der Abendtafel auszufüllen, nach welcher ein Ball die Freuden des Tages beschließen sollte. Die rauschende Symphonie hatte vorhin Gabrielen auf mächtigen Wogen in eine andere Welt getragen; jetzt versenkte ein Quartett, von Meistern meisterhaft durchgeführt, sie ganz in sich selbst, die Töne verstummten endlich, aber sie hallten noch in ihrem Innern wieder, und sie saß da, ihnen lauschend, als sie plötzlich von neuem sich erhoben und eine einzige Stimme, voller, reiner als alle, sie übertönte. Gabriele blickte auf und sah Ottokar neben Aurelien am Pianoforte stehen. Beide sangen mit einander ein italienisches Duett, voll Sehnsucht und Liebe. Gabriele kannte es, sie hatte es einigemal mit ihrer Mutter gesungen, in ihrem Innern sang sie auch jetzt es mit, und ihr ganzes Wesen verschwebte im süßesten Verein mit Ottokar's Tönen. Die Verzierungen und Manieren, welche nach der neueren Weise Aurelie der einfachen Melodie anhängte, schienen Gabrielen

ein faſt frevelhaft ſtörendes Beginnen, obgleich ſie ihre Kunſt, ſo wie ihre ſehr ſchöne Stimme, bewundern mußte. Ihr Leben hätte ſie in der Minute freudig hingegeben, um an Aureliens Stelle ſo neben Ottokar zu ſtehen, und doch fühlte ſie in der nächſten, wie unmöglich es ihr ſeyn würde, nur einen Ton hervorzubringen.

„Leidvoll und freudvoll“ eilte Gabriele gleich nach dem Konzert hinauf in ihr ſtilles Zimmer, zu welchem ſpäter, wie aus weiter Ferne, die frohe Tanzmuſik herüber tönte. Ihr Herz war übervoll von allen Ereigniſſen dieſes bangen und freudigen Abends, zu voll zur Mittheilung; nur Erneſto's Erſcheinung blieb ihr ganz klar, und dieſe war ein großer Troſt für die um das Kind ihrer innigſten Liebe mütterlich beſorgte Frau Dalling.

Mit ſchwerem, ſorgenvollem Herzen war am folgenden Morgen Frau Dalling beim Anbruch des Tages von ihrer Gabriele geſchieden, und dieſe ſuchte nun mit der neuen, ihr von der Tante zugegebenen Kammerjungfer ſich einigermaaßen zu befreunden. Es war ihr unmöglich, gegen die

hübſche, zierlicher als ſie ſelbſt geputzte Annette den Ton der Gebieterin anzunehmen, und Annette konnte ſich auch nicht ſogleich in die freundliche Art ihrer neuen Herrſchaft finden, die gar nichts zu erſinnen wußte, was ſie ihr hätte befehlen können. So waren beide ein Paar Stunden in ziemlicher Verlegenheit einander gegenüber geblieben, als Erneſto's früher Beſuch, der erſte, den Gabriele je erhielt, der Noth endlich ein Ende machte.

„Ich erſcheine in dieſer unſchicklich frühen und deshalb viſitenfreien Stunde, um Sie zu zwei Freundinnen zu geleiten, die mit offnen Armen und Herzen Sie erwarten," ſprach Erneſto; „Frau von Willnangen ſendet mich." „Frau von Willnangen?" unterbrach ihn Gabriele, aufs neue von dem Namen heftig aufgeregt; „höre ich recht? wirklich Willnangen? um Gotteswillen! wer iſt dieſe Frau, die meiner Mutter ſo ähnlich ſieht? Iſt ſie mit Ferdinand von Willnangen verwandt? Gewiß, Sie kannten auch dieſen Ferdinand." „Wohl kannte ich auch ihn," erwiederte Erneſto, von trüben Erinnerungen ſichtbar bewegt. „Frau von Willnangen," fuhr er fort, „iſt die Mutter ſeiner

Tochter, eines lieben Mädchens, das wohl verdient, ihre ſchweſterliche Freundin zu werden.“ „O Auguſte! meine liebe, liebe Mutter!“ rief tief erſchüttert, in faſt betender Stellung, Gabriele, „auch dorthin verfolgt dich unerbittlich dein Geſchick! Der ſelige Geiſt deines Freundes hat dich auf deinem ſtillen Lebenswege nicht ſchützend umſchwebt, wie du fromm es wähnteſt, er geleitete dich nicht aus der bittern Stunde deines Scheidens zur frohen Ewigkeit, die keine Trennung kennt: Ferdinand lebt, er war dir nah, und vergaß deiner, die du wie ein Heiligthum ſein Andenken in treuer Bruſt bewahrteſt! So lieben Männer,“ fuhr ſie mit zürnendem Ernſt fort; „treue Liebe wohnt nur im Herzen der Frauen und bleibt dort ihr eigner, einziger Lohn. So lehrte mich meine Mutter mit Recht; wer darf noch hoffen, ſie außer ſich zu finden, wenn dieſe Frau vergeſſen werden konnte!“

Mit theilnehmendem Staunen blickte Erneſto auf das ſchwärmende, ſich ſeinem Gefühl ganz überlaſſende Mädchen. „Ich mag Ihren ſchönen Glauben von unſern Erwartungen jenſeits nicht ſtören, wenn er auch nicht ganz der meinige iſt,“ ſprach er endlich mit ſehr bewegter Stimme, in-

dem er ihre gefalteten Hände ſanft ergriff. „Erlauben es die Geſetze jenes Landes, von deſſen dunkeln Gränzen noch nie ein Wandrer zurückkehrte, der uns Kunde brachte, ſo empfing Ferdinands ſeliger Geiſt Auguſten beim Scheiden aus dieſer Welt, ſo umſchwebte er ſie ſchützend ſchon lange vorher auf ihrem Lebenspfad, denn ſeit mehreren Jahren verließ er dieſes Leben, in welchem ſein Geſchick ihn raſtlos umhertrieb und nur ſpäte Ruhe ihm vergönnte. Ich führe Sie jetzt zu ſeiner Wittwe, die geſtern hocherfreut in Ihnen die Tochter der Frau erblickte, deren Andenken, ohne daß ſie jemals ſie ſah, ihr dennoch heilig iſt, weil es der Mann, den ſie liebte, ſtets im Herzen trug. Sie glaubt es nicht beſſer ehren zu können, als indem ſie Gabrielen mütterliche Liebe entgegen trägt; doch wähnt ſie deshalb nicht, ihr jemals Auguſtens Verluſt erſetzen zu können. Das reine, ſtille Gemüth dieſer ſeltnen Frau war ſtets zu demüthig, dies ſogar bei Ferdinanden zu hoffen, und ohne alles neidiſche Streben begnügte ſie ſich immer damit, ſein Leben durch Liebe zu erheitern, mit ihm zu trauern, wenn Wehmuth über verlornes Jugendglück in ihm erwachte und

ihm die Gegenwart trübte. Kommen Sie, Gabriele," fuhr Erneſto eifriger fort, „folgen Sie mir in das Haus der Frau von Willnangen, Sie werden einen dem Andenken Ihrer Mutter geweihten Tempel betreten. Die Blumen, die ſie vor allen liebte, werden dort noch immer ſorgſam gepflegt, ihr Bild iſt noch immer der geehrteſte Schmuck des Hauſes, ich malte es heimlich in Rom für mich und konnte Ferdinands ungeſtümen Bitten eine Kopie davon nicht verſagen; Ferdinands Tochter erhielt bei ihrer Geburt den ihm ſo theuern Namen Auguſte. Glauben Sie mir, Sie werden dort heimiſch ſeyn, wie unter verwandten Freunden; vielleicht auch dort überzeugt werden, daß treue Liebe in der ſtärkern Bruſt des Mannes oft nur um ſo ſichrer wohnt, als in dem weichern Herzen der Frauen," ſetzte er lächelnd hinzu.

Was Erneſto von Ferdinands ſpäterem Geſchick Gabrielen noch ferner mittheilte, läßt ſich in wenig Worte faſſen. Auf eine ihm unerklärbare Weiſe von der Geliebten getrennt, währte es beinahe ein Jahr, ehe er den ganzen Umfang ſeines Unglücks erkannte, und tröſtende Hoffnungen be-

gleiteten ihn lange von Land zu Land. Auguſtens Vater leitete fortwährend mit unſichtbarer Hand ſein Geſchick; er hatte den Zweck erreicht, ihn auf immer von ſeiner Tochter zu trennen, und war übrigens nicht weniger als ſonſt für das zeitliche Glück ſeines ehemaligen Pfleglings beſorgt. Er glaubte ſogar, ihm gewiſſermaaßen Erſatz ſchuldig zu ſeyn, und ebnete deshalb, ſo viel er es konnte, Ferdinands Weg auf der einmal angetretnen Laufbahn ſeines Strebens, ohne daß dieſer es ahnete. Bis Konſtantinopel hatte er ihn zu bringen gewußt, als der Tod ihn in Schweden übereilte. An der ſüdlichſten Gränze von Europa erfuhr Ferdinand ſehr ſpät aus den Zeitungen die Nachricht von dem Hinſcheiden ſeines ehemaligen Beſchützers, und die weite Entfernung, in der er ſich von jenem nördlichen Lande befand, vernichtete den Erfolg jedes ſchriftlichen Verſuches, Auguſten, die dort verſchwunden war, wieder aufzufinden. Er eilte ſelbſt nach Schweden, ſobald ſeine Verhältniſſe es ihm möglich machten, aber vergebens ſuchte er aufs ängſtlichſte eine Spur von ihr. In der Reſidenz war Auguſtens vorübereilende Erſcheinung längſt

vergeſſen, in dem kleinen Städtchen, in welchem ihr Vater ſtarb, hatte niemand ſie gekannt; nur wenige erinnerten ſich ihrer Exiſtenz, keiner wußte nur von ferne anzudeuten, wohin ſie ſich gewendet haben könne, und in der tiefen Einſamkeit, in welcher ſie auf dem Landgute ihrer Tante damals lebte, war und blieb ſie ihm verloren.

Ferdinand führte von nun an ein trübes, unſtätes Leben, ewig ſuchend nach dem Glück ſeiner Jugend und nimmer es findend, bis das Fruchtloſe ſeines Strebens ihm endlich die Ahnung von Auguſtens Tod zur Gewißheit machte. Jetzt beſchwichtigten allmählich wehmüthige Sehnſucht und fromme Hoffnung den wüthenden Schmerz in ſeinem Innern und wandelten ihn in ſtille Trauer. Seine äußere Lage befriedigte übrigens alles, was er ſonſt vom Leben noch wünſchen mochte, denn er war durch Thätigkeit und Treue im Dienſt ſeines Fürſten zu einer bedeutenden Stelle in ſeinem Vaterlande gelangt. Still und trübe lebte er ſeine Tage hin, bis er einſt von ungefähr ein Fräulein Roſenberg erblickte, deſſen auffallende Aehnlichkeit mit der Verlornen alle alten Wunden in ſeinem Innern wieder erneute.

Zuerſt fühlte er ſich von dieſer Aehnlichkeit bald unwiderſtehlich angezogen, bald ſchmerzlich zurückgeſtoßen. Sie war Auguſte und war es doch nicht, aber bei näherer Bekanntſchaft fand er in ihr ein mildtröſtendes Weſen, das einzige, dem er je die traurige Geſchichte ſeiner Jugend vertrauen mochte. Des Fräuleins innige Theilnahme an ſeinem Schmerz, ihre demüthige Verehrung Auguſtens feſſelten ihn immer mehr an ihre Nähe, ſie gab ihm den einzigen Troſt, der ihm noch werden konnte, und bald kam es dahin, daß kein Tag verging, ohne daß er ſie zu ſehen ſuchte.

In zarter Frauen-Bruſt wandelt ſich die Theilnahme an den Leiden eines Freundes nur zu leicht in ein glühenderes Gefühl, und Ferdinand konnte ſich endlich nicht mehr die Art des Eindrucks verhehlen, den er und ſeine Schmerzen auf das Herz ſeiner jungen Freundin gemacht hatten. Er fühlte zugleich, daß ſein der Liebe erſtorbnes Gemüth dennoch des Troſtes inniger, vertrauensvoller Freundſchaft nicht mehr entbehren konnte, nachdem es deſſen gewohnt geworden war, und ſo bat er das Fräulein, ſein durch tiefen Gram und ewige Sehnſucht getrübtes Daſeyn mit ihm

zu theilen, ohne sie über die Art seiner Empfindungen für sie zu täuschen, indem er ihr seine Hand bot.

Der schöne Verein alles opfernder Liebe und treuer, inniger Freundschaft währte kaum ein Jahr; Ferdinand starb, und Familienverhältnisse bestimmten seine Wittwe, den Ort ihres bisherigen Aufenthalts mit der Stadt zu vertauschen, in welcher fast alle ihre Verwandten wohnten, und wo Gabriele sie fand. Frau von Willnangen lebte dort mit ihrer Tochter nicht mitten im Strudel der großen Welt, aber doch auch nicht ganz von ihr abgesondert, sie war nicht reich, aber ihre äußre Lage erlaubte ihr, sich keinen wirklichen Lebensgenuß zu versagen, und ihre anspruchlose Bildung, die milde Würde in ihrem ganzen Wesen zogen bald einen kleinen Kreis auserwählter Freunde um sie her, in dessen Mitte sie sich zu wohl befand, um sich nach rauschendern Freuden zu sehnen. Nur selten erschien sie in größern Gesellschaften und stets ungern.

Die Gräfin Rosenberg ehrte in ihr die nahe Verwandte ihres verstorbenen Gemahls; lieben konnte sie sie nicht, dazu war ihr ganzes Wesen

zu sehr von dem der Frau von Willnangen verschieden, und eigentlich sahen beide Damen einander nur selten. Aber da die allgemeine Achtung Frau von Willnangen vor allen Andern auszeichnete, so fühlte die Gräfin sich dadurch bewogen, bei jeder öffentlichen Gelegenheit mit der nahen Verbindung zu prunken, in welcher sie sich gegenseitig befanden. Deshalb hatte sie sie auch gebeten, bei dem Feste die Honneurs des Hauses zu machen, so lange sie selbst abwesend seyn mußte, und da es Aureliens Geburtstage zu Ehren angestellt war, so mochte ihr Frau von Willnangen diese Bitte nicht abschlagen.

Mit hochbewegter Brust betrat Gabriele an Ernesto's Hand das Haus, in welchem alles, besonders die Besitzerin desselben, sie auf das lebhafteste an ihre Mutter erinnerte. Der freundliche Empfang, der ihr ward, that ihrem, in den letzten Tagen so vielfältig verletzten Gemüth unendlich wohl, und jede Spur der scheuen Blödigkeit, die im Hause der Tante sie ängstlich beklemmt hatte, verschwand vor ihm. Die prunklose, aber bequem-zierliche Einrichtung der Zimmer versetzte sie ganz in die frohe Zeit ihrer er-

ſten Jugend zurück; alles deutete darin auf heitern Lebensgenuß, auf Fleiß und Kunſtliebe der Bewohner, alles war ſo, wie ſie es bei ihrer Mutter zu ſehen gewohnt geweſen war. Ihr ward in dieſen Umgebungen, als ob ſie nach einer langen Abweſenheit wieder zu Hauſe angekommen wäre, und mit wahrer kindlichen Freude hörte ſie die Einladung, recht oft, wenn es möglich wäre täglich, zu kommen, und jede freie Stunde bei der Frau von Willnangen und ihrer Tochter in ruhiger Gemüthlichkeit zuzubringen.

Der erſte Anblick der achtzehnjährigen Auguſte eignete ſich durchaus nicht dazu, die Herzen mit Sturm zu erobern. Ihr Aeußeres zeichnete ſich nur durch eine hohe, regelmäßig ſchlanke Geſtalt aus, und ihr Geſicht war nichts weniger als ſchön, ſo lange ſie ſchwieg; aber der Geiſt, der es belebte, ſobald ſie ſprach, der Ausdruck, den die klaren, großen Augen dann gewannen, gaben ihr einen ganz eignen Reiz, ſie feſſelten die Herzen wie die Blicke, man ſah Auguſten eben ſo gern ſprechen, als man ſie hörte, und wurde endlich beinah verleitet, ſie ſchön zu finden. Bei dem neuen Gefühl, ſich von einem jungen, ihr

ähnlichen Weſen liebevoll umfangen zu ſehen, ging Gabrielen in nie zuvor empfundner Freude das Herz auf; ein Vorgefühl jugendlich vertraulicher Freundſchaft bemächtigte ſich ihrer, und glücklicher, als ſie es je ſeit dem Tode ihrer Mutter geweſen war, verließ ſie das Haus der Frau von Willnangen mit dem feſten Entſchluß, ſobald als möglich dahin zurückzukehren.

Gabrielens Tante war eine der Frauen, wie man in großen Städten ſo viele findet, die mit wahrem Heldenmuth allen ihren Neigungen geradezu entgegen handeln, ſobald der eben herrſchende Ton es gebeut. Funfzig Jahre früher geboren, hätte ſie, ſchwimmend in Moſchus- und Ambra-Duft, mit aller damals üblichen Ziererei einer franzöſiſchen petite maitresse über Vapeurs geklagt, in Geſellſchaft Gold gezupft, oder Triſett geſpielt, und ihr Haus wäre eine Menagerie von Schooßhündchen und Papageyen geweſen. Die Zeiten, in denen ſo etwas galt, ſind aber vorüber gezogen, und Kunſt und Wiſſenſchaft jetzt bei uns an der Tagesordnung. So ſah ſich die

Gräfin gezwungen, sich zur eifrigen Beschützerin derselben aufzuwerfen, wenn sie sich in dem Kreise, den sie die Welt nannte, geltend machen wollte, und die Langeweile nicht zu achten, welche sie dabei empfand.

Im Grunde waren ihr die Figuren in den Modejournalen weit lieber, als alle Raphaele und Kunstgespräche, von denen sie nichts verstand; die Donaunixe oder Rochus Pumpernickel ergötzten sie weit mehr auf der Bühne als Goethe oder Schiller, bei denen sie immerfort heimlich durch die Nase gähnen mußte; und obgleich in ihrem Kabinette alle unsre vorzüglichsten Dichter in goldigem Einbande hinter Spiegelglas strahlten, so griff sie doch ganz in der Stille nur nach Cramer, Spieß und deren Nachfolgern, wenn Migräne oder eine seltne einsame Stunde ihr ein Buch in die Hand spielten. Dennoch wußte sie durch stete Anstrengung, geleitet von einem angebornen Taktgefühl, diesen ihr eignen Geschmack so künstlich zu verbergen, daß niemand merken konnte, wie sehr alles, wonach sie im Aeußern strebte, ihr im Innern zuwider war. Man konnte lange mit ihr umgehen, und dennoch darauf schwö-

ren, sie sey geistreich und unterrichtet. Sie wußte sehr gut, wenn es im Theater Zeit war, den Kopf verächtlich wegzuwenden, oder auch in Extase zu gerathen, und in ihrem Gespräch vermißte man keinen technischen Kunstausdruck, kein einziges der vielen neuen Worte, mit welchen unsre Poeten und Kunstjünger die deutsche Sprache neuerdings bereicherten; sie hatte sich alle durch den Umgang zu eigen gemacht. Es geschah wohl dann und wann, daß sie sich in der Anwendung derselben ein wenig vergriff, aber doch immer selten genug, um nicht auffallend zu werden. In zweifelhaften Fällen half sie sich mit einem Ach! oder Oh! die jedermann auslegen konnte, wie er wollte, und übrigens hütete sie sich gar sehr, über irgend ein neues Kunsterzeugniß ihre Meinung voreilig an den Tag zu legen, sondern wartete bescheiden, bis jemand aus der Gesellschaft, auf dessen Ansicht sie sich verlassen konnte, ihr zu einem sichern Urtheil verhalf.

Mit aller dieser Anstrengung war es ihr wirklich gelungen, ihren Zweck zu erreichen. Das Haus der Gräfin Rosenberg galt allgemein für das angenehmste in der Stadt, dem alles zu-

ſtrömte, was für geiſtreich und gebildet geachtet ſeyn wollte, oder auch es wirklich war. Es wimmelte bei ihr von fremden Künſtlern, Gelehrten und ſchönen Geiſtern, und eine Addreſſe an die Gräfin ſchien den mehreſten dieſer Ankömmlinge nicht minder nothwendig als ein Reiſepaß. Wer keine mitbrachte, den wußte ſie auf andre Weiſe ſich zuführen zu laſſen, denn ſie wäre untröſtlich geweſen, wenn ein berühmter Mann das Weichbild der Stadt betreten hätte, ohne über ihre Schwelle zu gehen. Freilich ſchlich ſich auch mancher bloß titulär-ſchöne Geiſt unter der Menge mit ein, denn an Auswahl war hier nicht zu denken; aber alle vereint brachten doch den Reiz einer mannigfaltigern Unterhaltung, eines geiſtigern Lebens in die Geſellſchaft, als man in andern großen Zirkeln zu finden gewohnt iſt, und ſelbſt ſehr ausgezeichnete Männer beſuchten gern den Vereinigungs-Punkt, der ihnen hier geboten ward. Ueberdem verſtand die Gräfin die Kunſt, eine ſehr angenehme Wirthin zu ſeyn. Mit anſcheinender Sorgloſigkeit überließ ſie es jedem, nach Gefallen ſeine Unterhaltung zu wählen, und trachtete nur ganz unmerklich dahin, daß es nie an

Stoff dazu mangle. Den feinen Takt echter Geſelligkeit hatte lange Gewohnheit ihr zur zweiten Natur gemacht, und jedermann fühlte ſich in ihrem Hauſe frei und behaglich.

Erneſto war der tägliche Gaſt deſſelben. Früher zog ihn heiterer Hang zu Geſelligkeit dahin, ſpäter die Sorge um Gabrielen. Den Gedanken, auch auf Aurelien vortheilhaft zu wirken, den ihre Schönheit zuerſt in ihm erregt hatte, gab er auf, ſobald er mit gewohntem Scharfblick ſie und ihre Mutter durchſchaute. Sein durchaus rechtliches Benehmen, ſein heller Geiſt, ſeine Kenntniſſe, vor allem die ihm eigne heitre Unterhaltungsgabe und ſein fröhlicher, wenn auch zuweilen etwas kauſtiſcher, Witz erwarben ihm allgemeine Achtung und Liebe. Faſt immer war er der von Allen geſuchte Mittelpunkt der Geſellſchaft, um ſo mehr, da er bei ſeiner Genügſamkeit und ſtrengen Mäßigkeit ſich von jedermann unabhängig erhielt, und ſich nie dahin bringen ließ, ſeiner Würde in etwas zu vergeben.

Die Gräfin fühlte den ganzen Werth ſeiner Gegenwart in ihrem Kreiſe, und ſtrebte auf alle Weiſe, ſich ſolche zu erhalten, obgleich ihr dabei

zuweilen etwas unheimlich zu Muthe wurde. Erneſto war beinah der einzige Menſch, der ihr imponirte, ſie fühlte ſich gezwungen, ihn zu ehren und ſich, ſobald er es ernſtlich wollte, ſeinem Willen in manchen Dingen zu fügen. Deshalb wagte ſie es auch nicht, ihm zu widerſprechen, als er ziemlich eigenmächtig ſich gewiſſermaaßen zu Gabrielens Vormund aufwarf. Die Gräfin mußte es ihm ſogar Dank wiſſen, daß er es unternahm, den mannigfaltigen Unterricht zu leiten, welchen Gabriele dem Willen ihres Vaters zufolge in der Stadt erhalten ſollte, denn er entledigte ſie dadurch einer großen Laſt, die ſie übereilt ſich aufgeladen hatte, ohne die dabei vorwaltenden Schwierigkeiten und Mühen gehörig zu bedenken. Sie bat ihn, nur vor allem die erſten Wochen eifrigſt zu benutzen, in denen Gabrielens tiefe Trauer, welche dieſe nicht vor der beſtimmten Zeit ablegen wollte, deren eigentliche Einführung in die Welt noch verzögerte, und überließ alles Uebrige recht gern ſeinem beſſern Wiſſen und Wollen.

Erwünſchteres konnte für Gabrielen nichts geſchehen, als daß ſie Erneſto's Führung übergeben ward, und von ihm geleitet begann ihr Leben bei der Tante ſehr bald, ſich beruhigend und erfreulich für ſie zu ordnen. Bei der Gräfin und Aurelien brach der Tag wenigſtens drei Stunden ſpäter an als bei ihr; Toilette und Viſiten raubten dieſen Damen alle übrige Zeit vor der Mittagstafel; es konnte ihnen daher nicht einfallen, Gabrielens Lehrſtunden und Uebungen zu unterbrechen, und dieſe behielt alſo die vollkommenſte Muße für ſie und für Erneſto, der jeden Morgen mehrere Stunden mit Zeichnen und im Geſpräch bei ihr verweilte.

Er ſowohl, als die Lehrer, welche er für ſie gewählt hatte, ſtaunten nicht wenig bei der Entdeckung, welche Fortſchritte Gabriele ſchon früher bei ihrer Mutter in alle dem gemacht hatte, was ſie ihr von den erſten Anfangsgründen an lehren zu müſſen geglaubt hatten, und mehrere von ihnen befanden ſich wirklich mit dieſer Schülerin in einiger Verlegenheit. Im gewöhnlichen Sinn des Wortes konnte Gabrielens Erziehung wirklich für mehr als vollendet gelten, aber die Gelegenheit

zu fernern Fortschritten und Uebung im schon Erlernten war ihr zu willkommen, um sie nicht aufs beste zu benutzen. Uebrigens gewöhnte sie sich durch den Umgang mit ihren Lehrern immer mehr an den mit der Welt, und diese hingegen nahmen wieder recht gern den mühelos erworbenen Ruhm an, in unbegreiflich kurzer Zeit ihre Schülerin so weit gebracht zu haben.

Mit allen lebte Gabriele in der vollkommensten gegenseitigen Zufriedenheit, außer mit ihrem Singmeister, einem sehr vorzüglichen Künstler, der aber von der neuen italienischen Methode bezaubert war. Er bestand darauf, ihre ungewöhnlich reine biegsame Stimme an alle die immer wiederkehrenden Verzierungen und Manieren zu gewöhnen, mit welchen jetzt manche unsrer berühmtesten Sänger und Sängerinnen auf Kosten der Melodie und des Ausdrucks ihren Gesang oft so überladen, daß der ursprüngliche Gedanke des Komponisten eigentlich ganz dabei zu Grunde geht und nur noch das Tempo und die Worte eine große Arie von der andern unterscheiden. Gabriele hingegen war von ihrer Mutter nach der ältern reinern Methode unterrichtet, sie suchte nur,

den echten Sinn des Geſanges einfach, wahr und gefühlvoll ſo wiederzugeben, als der Meiſter, der ihn niederſchrieb, ihn ſich dachte, und wollte ſich auf keine Weiſe zu jenen künſtlichen Schnörkeleien bequemen. Dies gab Anlaß zu unzähligen ziemlich lebhaften Zwiſtigkeiten zwiſchen ihr und ihrem Lehrer, bei welchem aber Gabriele nie von ihrer Ueberzeugung abweichen wollte. „Glauben Sie," ſprach ſie zu ihm, „daß Gluck oder Mozart dieſe krauſen Läufer, dieſe Vorſchläge und Triller nicht hätten vorſchreiben können und es auch nicht gethan haben würden, wenn ſie ſie für zweckmäßig hielten? Niemanden fällt es je beim Vorleſen ein, ſich an Goethen oder Schillern durch den eigenmächtigen Zuſatz nur eines einzigen Wortes zu verſündigen. Sollten die Meiſter der Tonkunſt, die ſo klar ohne Worte zu uns zu ſprechen wiſſen, daß wir ſie deutlich verſtehen, uns weniger heilig ſeyn?" Vergebens bekämpfte der Muſikmeiſter dieſe Meinung ſeiner Schülerin mit allen nur erſinnlichen Gegengründen, keiner derſelben ſchien ihr bedeutend genug, um ihre eigne Ueberzeugung umzuſtoßen.

Erneſto war zufällig einmal Zeuge eines ſol-

chen Zwistes, und da der erzürnte Sänger ihn endlich zum Schiedsrichter aufrief, so erklärte er sich mit wenigen Einschränkungen für Gabrielen. Dies beendete wenigstens den Streit, aber der Lehrer seufzte doch jedesmal über den Eigensinn seiner sonst so gelehrigen Schülerin, wenn er gezwungen sich ihrem Willen fügen mußte.

Eigensinnig! So hatten auch die Tante und Aurelie sie mehreremale genannt, und dennoch war sie es nicht. Gabriele scheute nur das Unrecht und war, bei aller ihrer Furchtsamkeit, in ihrem Gemüthe fest genug, um sich durch keine Ueberredung von dem abwenden zu lassen, was sie für das Rechte anerkannte, sobald sie aber ihren Irrthum einsah, war auch niemand bereitwilliger, ihn abzulegen, und Ernesto's welterfahrnem, klarem Sinne gelang es immer, sie zum Besseren zu leiten.

Eines Morgens traf sie dieser in sehr lebhaftem Gespräch mit ihrer Kammerjungfer. Er fürchtete, in einer wichtigen Toilettenangelegenheit zu stören, und wollte eben bescheiden sich zurückziehn, als er zu seiner großen Verwunderung entdeckte, daß die Rede von nichts geringerem

ſey, als von Alexanders des Großen Zug nach Indien.

„Um Gotteswillen, was hat die kleine, hübſche Annette mit dem großen krummhälſigen Alexander zu thun?“ fragte Erneſto, ſo wie er mit Gabrielen allein war. Lächelnd erzählte ihm dieſe, wie ſie das Mädchen bei allen Stunden ihres eignen Unterrichts habe mit ſeiner Handarbeit im Zimmer bleiben heißen, und wie es anfangs aus Langerweile, endlich mit wirklicher Theilnahme, eifrig zugehört und vieles gelernt und behalten habe. In freien Stunden machte es ſich Gabriele jetzt zum angenehmen Geſchäft, die oberflächlichen Bruchſtücke, welche Annette, oft nur halb gehört, auffaßte, in ihrem Köpfchen zu ordnen, und ſie gründlicher zu unterrichten. Jugendliche Freude am Lehren des eben Erlernten mochten an dieſem Unternehmen wohl vielen Theil haben, mehr aber noch der Wunſch, dem artigen Mädchen nützlich zu ſeyn, das mit großer Liebe an ſeiner jungen Gebieterin hing, und ſich dabei als eine äußerſt gelehrige Schülerin bewies.

„Sie glauben da etwas recht Vortreffliches zu ſtiften, liebe Gabriele,“ ſprach Erneſto zu ſeiner

jungen Freundin, „ich aber fürchte, Sie bereiten dem armen Mädchen eine traurige Zukunft. Laſſen Sie ſich freundlich von mir warnen und an Annetten's einſtige Beſtimmung erinnern. Wahrſcheinlich wird ſie die Frau eines Handwerkers, wenn es hoch kommt eines Krämers oder eines untergeordneten Beamten; Höheres darf ſie nicht erwarten, und heirathen wird ſie doch wollen, denn das will jedes Mädchen. Und nun denken Sie ſich Annetten mit der geiſtigen Bildung, die Sie ihr zu geben im Begriff ſtehen, ein Paar Kinder um ſie her, eine große Wäſche im Hauſe, und auf dem Heerde das Mittagsmahl für ihren Mann und vielleicht für noch ein Dutzend Gehülfen bei ſeinem Gewerbe!"

„Und warum ſollte ich ſie mir ſo nicht denken können?" unterbrach ihn ziemlich lebhaft Gabriele; „warum ſollte dieſe geiſtige Bildung ſie in der Uebung ihrer Pflicht hindern? Sagt man mir doch, es ſtünden oft die geiſtreichſten Männer in Aemtern, welche ihrem Genius gerade entgegen ſtreben, ohne daß weder ihre Pflicht noch ihr Talent darunter leiden."

„Sie vergeſſen, oder vielmehr Sie wiſſen noch

nicht, liebe Gabriele, wie viel günſtiger das Loos der Männer als das der Frauen fiel," erwiederte Erneſto; „wie viel Freiheit Jenen außer dem Hauſe bleibt, und wie ſchneckenartig Dieſe das ihrige immer mit ſich herumtragen müſſen, wenn Reichthum ſie nicht von den drückendſten Banden befreit. Sie kennen den Mittelſtand nicht," fuhr er fort; „Ihr vornehmen Leute kennt ihn überhaupt alle nicht; bittre Armuth, das höchſte Elend, ſo wie alle Extreme kann Eure Phantaſie Euch allenfalls malen. Mitleid führt Euch auch wohl ein Paarmal in Eurem Leben in Hütten, aus denen Ihr mit einer Hand voll Eures überflüſſigen Goldes alle Noth verbannt, aber das beſchränkte Weſen von Menſchen, welche einen ſogenannten kleinen Haushalt führen müſſen, bleibt Euch ewig verborgen. Ich aber kenne es, denn Künſtler und Handwerker ſind einander im Leben näher verwandt, als unſer Hochmuth es eingeſtehen will. Schütteln Sie nicht ſo vornehm das Köpfchen, liebe Gabriele, es bleibt dennoch wahr, beide haben gleiche Hülfsmittel und oft gleiche Noth. Von dieſer bezwungen, ſinkt der Künſtler in unſern Tagen nicht ſelten zum Handwerker

herab, dafür aber erstanden auch in frühern Zeiten viele große Meister aus der engen Werkstatt des Handwerkers."

„Aber gerade den Mittelstand dachte ich mir immer als den glücklichsten," wandte Gabriele, das Gespräch wieder zurücklenkend, ein. „Mann und Frau, jeder auf seine Weise, bringen den Tag im emsigen Bemühen für das Wohl der Ihrigen zu. Die Ruhestunden führen sie Abends wieder zusammen, sie erzählen einander die Geschichte ihres wohlgelungenen Tagewerks, und vergessen alle Mühe des Lebens beim gemeinschaftlichen Lesen eines Buchs, das ihren Geist aus dem Werkeltags-Staub wieder erhebt. Bei Musik, im geistreich erheiternden Gespräch, beim Zauber der Poesie, schwinden ihnen die Feierstunden, und jedes geht am folgenden Morgen frisch und fröhlich an die Arbeit und freut sich den ganzen Tag über auf den Abend."

„Sie malen da ein Bild, das Ihrer Phantasie alle Ehre macht," sprach lächelnd Ernesto; „leider aber ist es im wirklichen Leben ganz anders. Wenn Sie die höhere Klasse des Mittelstandes meinen, zu welcher der reiche, angesehene, große

Kaufmann, der wohlhabende, auf den ersten Stellen stehende Beamte gehören, so haben Sie Recht, dort ist es zuweilen, und könnte es immer seyn. Aber zu den niedrigern Klassen, in welchen Annette einst leben wird, paßt dieses nicht. Können Sie sich wirklich einen Schneider oder Tischler denken, der das Leben führte, welches Sie eben geschildert haben? und setzen Sie selbst den Fall, daß Annette einen untergeordneten Beamten oder einen Landprediger heirathete. Was diese Männer auf Universitäten an geistiger Bildung gewannen, geht sehr oft in überhäufter Arbeit und Nahrungssorgen wieder zu Grunde, was sie von geistiger Unterhaltung brauchen, gewähren ihnen, mit seltnen Ausnahmen die politischen Welthändel, und Abends verlangt der abgemattete Mann gewöhnlich nur nach einer guten Suppe, während die Frau ihrerseits auch froh ist, wenn sie die Kinder erst zur Ruhe weiß."

„Meine arme Annette!" rief Gabriele dazwischen. „Und nun die Frau Basen, die Frau Gevattern," fuhr Ernesto fort, „von diesen Leuten hat ein hochgebornes Fräulein, wie Sie sind, keinen Begriff. Familienbande sind im eigentlichen

Digitized by Google

Bürgerſtande viel feſter und dabei weiter umfaſſend als in dem Ihrigen. Was mit einander in einem Grad von Verwandtſchaft ſteht, ſey er auch noch ſo entfernt, das muß an Ehrentagen und bei Kaffeeviſiten zuſammen kommen, da gilt keine Ausnahme. Und nun denken Sie ſich die hochgebildete Annette, als die Frau eines wohlhabenden Handwerkers, in einer ſolchen Geſellſchaft. Die gelehrte Frau Meiſterin, welche franzöſiſch und italieniſch kann, von den Griechen und Römern zu reden weiß, und dabei vielleicht einmal den Feſtkuchen verbrennen ließ, wie würde es ihr ergehen! wie müßte ihr ſelbſt in dieſen Umgebungen zu Muthe werden! und welche Qual wäre es für ſie, den ewig unbefriedigten Hang zum Höhern, zum geiſtig Schönen mit ſich herum zu tragen, während ſie den ganzen Tag arbeiten müßte, um ihr Hausweſen zu beſchicken, und bei noch unerwachſenen Kindern ſelbſt Nachts auf keine ſicher ruhige Stunde rechnen könnte. Ihr Mann mag ſie noch ſo herzlich lieben, er mag noch ſo gut und brav in ſeiner Art ſeyn, er wird doch oft gar nicht wiſſen, was ſie meint, wenn ſie von et-

was anderm, als dem ganz Alltäglichen mit ihm zu sprechen versucht."

„So sehe ich denn keine Rettung für meine arme Annette, als daß sie immer bei mir bleibt," rief schmerzlich bewegt Gabriele. „Nichts hat je mein innigstes Mitleid mehr erregt," fuhr sie fort, „als wenn ich las, wie Jean Paul das vernähte, verwaschne, verkochte Leben der armen Weiber schildert, die nur einmal im sonnenhellen kurzen Tage der Liebe ihr Haupt erhoben, und dann mit beraubtem Herzen auf ewig in die Tiefe versinken. Ich hoffte, es könne in der Wirklichkeit anders seyn, Sie, Ernesto, lehren mich das Gegentheil, ich traue Ihrem erfahrnen, weltklugen Sinn; aber ich möchte darüber weinen, daß der größte Theil meines Geschlechts so elend seyn muß."

„Sie gehen in Ihrem Eifer wieder zu weit, gute Gabriele," sprach Ernesto, „gerade wie an jenem ersten Abend bei den Tableaux. Erinnern Sie sich noch, wie Sie um einiger unschuldig-boshafter Anmerkungen willen die ganze Gesellschaft für lauter maskirte Tigerkatzen ansahen? und doch haben Sie jetzt schon gefunden, daß ich Recht

hatte, indem ich Sie versicherte, daß jene Leute wirklich so übel nicht sind, und daß sie, ihrer Lust am Medisiren unbeschadet, für Unglückliche nicht nur einen Dukaten in der Hand, sondern sogar eine Thräne im Auge in Bereitschaft halten, wenn man ihnen den Jammer nur recht deutlich zu machen versteht. So wie damals die Verderbniß der Welt, so denken Sie sich jetzt das Unglück, sich nicht auf Ihre Weise des Lebens freuen zu können, wieder viel zu groß. Und nehmen Sie denn die Mutterfreuden, welche eine Handwerkers-Frau eben so gut empfindet als eine Gräfin, für gar nichts? für nichts das Gelingen in ihrem Hauswesen? die treuherzige, ehrliche Liebe eines guten, wenn gleich nicht geistig gebildeten, Mannes? Selbst bei Ihrem Jean Paul können Sie des Trostes genug finden; gegen die eine Stelle, welche Sie anführten, will ich Ihnen zwanzig andere zeigen, wo er die Freuden dieser Frauen an schönen neuen Hauben und Kleidern, an festlichen Gastereien, an einem wohleingerichteten Hausstande eben so wahr schildert, als ihr mühseliges Alltagsleben. Rauben Sie Ihrer Annette nur nicht die Fähigkeit, an dem Glück sich genügen

zu laſſen, das ihrem Stande gebührt. Entbehrt ſie die Freuden höherer Bildung, ſo entgeht ſie auch vielen aus ihr entſpringenden Schmerzen, und es iſt noch immer nicht entſchieden, wohin die Wage ſich neigt."

„Soll ich ſie denn ſo ganz ohne allen Unterricht laſſen?" fragte Gabriele. „Lehren Sie ſie richtig deutſch ſchreiben und ſprechen," war Erneſto's Antwort, „aber um des Himmelswillen keine fremden Sprachen, die ſie nur dazu bringen könnten, ſich über ihres Gleichen zu erheben. Annette wird in Deutſchland leben und ſterben, und ſollte ein ſeltenes Geſchick ſie ins Ausland verſetzen, ſo lehrt Noth nicht nur beten, ſondern auch engliſch und franzöſiſch. Laſſen Sie ihr artiges Stimmchen mit den Waldvögeln um die Wette ſingen, aber wie dieſe, ohne Noten und ohne Guitarre, Mann und Kinder werden ſich an ihren Liedern doch ergötzen. Von Alexander dem Großen und ſeines Gleichen braucht ſie vollends keine Sylbe zu wiſſen, um eine thätige, freundliche Hausfrau zu werden, deshalb kann ſie aber doch Sonntags manches gute Buch beim Strickſtrumpf leſen, das ihren literariſchen Horizont nicht überſteigt, und

wenn es seyn muß bei Lafontaine's rührenden Geschichten ihr bitter-süßes Thränchen weinen, obgleich ich ihr gerade diese am wenigsten anpreisen möchte."

„Aber Annette hat doch so viel Anlagen," wandte halb besiegt Gabriele ein.

„Sie ist auch hübsch und wohlgewachsen," erwiederte schnell Ernesto. „Wollen Sie sie deshalb in die kostbarsten, feinsten Stoffe kleiden, die eine schöne Gestalt am vortheilhaftesten bezeichnen? Liebe Gabriele!" fuhr er fort, „alle Welt schreit jetzt über den alles entnervenden äußern Luxus, in unsrer der höchsten Kraft bedürftigen Zeit, ich aber halte den geistigen Luxus für weit gefährlicher; mir graut weit mehr, wenn ich die Töchter unsrer wohlhabenden Handwerker in französische Schulen, als wenn ich ihre Mütter in gestickten Kleidern gehen sehe. Schöne Kleider lassen sich allenfalls erwerben und bezahlen, wie aber setzt man ein durch halbes Wissen verdrehtes Köpfchen wieder zurechte?"

„Und doch redeten Sie noch gestern Abend bei der Tante allem Luxus gar sehr das Wort," wandte lächelnd Gabriele ein.

„Das that ich und werde es immer thun,“ antwortete Erneſto, „aber nur bei denen, welche Zeit und Geld genug dazu haben. Alles, was wir zu beſitzen ſtreben, ohne es zu brauchen, iſt Luxus, aber in unſern Tagen iſt vieles Bedürfniß geworden, was noch vor dreißig Jahren Luxus war. Auch ſprach ich jetzt gar nicht vom äußeren Luxus, denn jedes Kind weiß, daß wir ohne ihn wieder zum eichelneſſenden Naturzuſtande unſrer Vorfahren herabſänken. Ich ſpreche vom innerlichen, geiſtigen, den ſollen und müſſen die Reichen freilich treiben. Was würde ſonſt aus Autoren, Verlegern und aus Künſtlern, wenn niemand ein Buch oder ein Kunſtwerk kaufte, als wer Freude und Genuß davon hat? Sehen Sie nur Ihre Tante an, die treibt den rechten geiſtigen Luxus, und ich kann ſie darum nicht genug loben und ehren, denn ſie hat Geld und Zeit im Ueberfluß. Für ſich bedarf ſie weder Bücher noch Kunſtwerke, weder Gelehrte noch Künſtler zum Umgange, im Gegentheil ſie ſind ihr alle recht läſtig, dennoch kauft ſie die erſtern, bereitet den zweiten ein angenehmes Daſeyn, und ahnet nicht einmal, wie viel Gutes ſie damit ſtiftet. Aber

eine Frau des arbeitenden Mittelstandes darf ihr das nicht nachthun. Wenn eine solche Bildchen malt, Guitarre spielt und Lektüre treibt, so verschwendet sie wenigstens die Zeit, welche ihrem Haushalt gehört, und oft kostlicher als Gold ist; obendrein bereitet sie sich eine traurige Existenz, weil sie gegen ihren, ihr bestimmten Kreis anstrebt, von welchem sie sich doch nicht losreißen kann. Darum, liebe Gabriele, bitte ich Sie nochmals, versuchen Sie es nicht, aus einer niedlichen Wiesenblume eine Prachtpflanze zu erkünsteln, die in dem rauhen Klima zu Grunde gehen müßte, in welchem sie in ihrem natürlichen Zustande recht ergötzlich blüht! Lehren Sie Annetten weder französisch noch italienisch, und sagen Sie ihr kein Wort mehr von Alexander dem Großen."

Gabriele versprach endlich, ihrem erfahrnen Freunde zu folgen, obgleich mit innerm Widerstreben, denn er hatte nur ihren Verstand, aber nicht ihr Gemüth, besiegt; obendrein erschwerten sowohl Annettens Eitelkeit, als die wirkliche Lust des jungen Mädchens am Lernen ihr diesen Entschluß, aber sie blieb ihm treu, nicht nur weil sie

es verſprochen hatte, ſondern auch weil ſie einſah, daß es wirklich ſo beſſer ſey.

Ottokar blieb noch immer Gabrielens Hausgenoſſe. Als den Sohn eines entferntlebenden, aber mit ihrem Gemahl innigſt verbunden geweſenen Freundes, hatte die Gräfin Roſenberg ihn dringend eingeladen, in ihrem ſehr geräumigen Hauſe bei ihr zu wohnen, ſo lange er in der Stadt verweilen mußte, in welcher er ſeine nahe Anſtellung zu einem Geſandtſchaftspoſten erwartete. Aus den wenigen zu ſeinem dortigen Aufenthalt beſtimmt geweſenen Wochen wurden Monate, ohne daß weder er noch ſeine gaſtlichen Freundinnen es zu bemerken ſchienen. Ottokar befand ſich zu wohl in ihrer Nähe, um über dieſes Zögern der Entſcheidung ſeines Schickſals in Ungeduld zu gerathen. Die Gräfin ſowohl als Aurelia hatten ebenfalls ihre eignen triftigen Gründe ihn gerne bei ſich zu ſehen, und ſo lebten alle drei in großer Zufriedenheit neben einander hin, ohne die Tage zu zählen.

In der erſten Zeit ſah Gabriele Ottokarn weit

ſeltner, als ſie es im Stillen gehofft und gefürchtet hatte, denn der geſelligen Abende im Hauſe ihrer Tante gab es jetzt ſehr wenige.

In großen Städten tritt zwar nie eine gänzliche Ebbe der Vergnügungen ein, aber oft eine alles mit ſich fortreißende Fluth, während welcher Feſte an Feſte ſich reihen, und die Zahl der Tage für alle kaum hinreichen will. Solch eine Fluth fiel gerade in die Zeit, wo Gabriele noch nicht öffentlich erſchien. Bälle, große Soupers, auffallende theatraliſche Neuigkeiten zogen die Gräfin und ihre Tochter an jedem Abende aus dem Hauſe, ohne ihnen Zeit für ihre eignen Zirkel zu laſſen, und auch Ottokar ward von dem Strome mit fortgeriſſen. Gabrielen entging dadurch jede Gelegenheit, ihn anders als an der Mittagstafel zu ſehen, und auch an dieſer vermißte ſie ihn oft. Sowohl ſeine perſönliche Liebenswürdigkeit, als ſeine äußern Verhältniſſe zogen ihm vielfältige Einladungen in andern Häuſern zu, und die Gräfin hielt ihn nie davon zurück, ſolche anzunehmen. Sie blieb auch in Hinſicht ſeiner ihrem Syſteme treu: keinen ihrer Gäſte in ſeiner Freiheit zu beſchränken, denn Erfahrung hatte ſie

gelehrt, daß dies der ſicherſte Weg ſey, ſie immer feſter an ſich zu binden.

Mit gewaltigem Herzklopfen hörte Gabriele jedesmal die Stunde ſchlagen, welche ſie in den Speiſeſaal rief; ihre ſonſt ziemlich überwundne ängſtliche Blödigkeit kehrte dann mit verdoppelter Gewalt zurück, und nur heimlich wagte es ihr Blick, unter den Anweſenden nach Ottokar zu ſuchen. Stumm und traurig nahm ſie ihren Platz ein, wenn er abweſend war; die Unterhaltung rauſchte unbeachtet an ihr vorüber, und nur Aurelliens luſtiger Uebermuth verſuchte es zuweilen, ſie hinein zu verflechten. Die Uebrigen, mit Stadtgeſprächen beſchäftigt, ſchienen faſt gar nicht ſie zu bemerken. Ohnehin war die Geſellſchaft nie zahlreich, die Gräfin liebte keine Diners, ſie ſchimmerte lieber bei Kerzenſchein, und auch Erneſto war ein ſeltner Gaſt an ihrem Tiſche.

Ganz anders aber geſtaltete ſich die Unterhaltung, wenn ſie durch Ottokars Gegenwart belebt ward. Mit Entzücken ſah dann Gabriele, wie alles in ſeiner Nähe ſich veredelte, wenn ſie auch dabei bald erglühte, bald erblaßte, und ihr Herz ſich zitternd in ihrer Bruſt bewegte. Es konnte

ihr nicht entgehen, daß Alle strebten, sich vor ihm vom Gemeinen entfernt zu halten, und ihn offenbar als den Ersten unter sich anerkannten, obgleich er mit der anspruchlosesten Bescheidenheit sich über keinen zu erheben suchte. Sein Platz an der runden Tafel zwischen der Gräfin und Aurelien war dem von Gabrielen gerade gegenüber. Ihr entging fast kein einziges seiner Worte, und wenn er im Gespräch sich gegen seine Nachbarinnen wendete, so konnte sie dem freundlichen Strahlen seiner Augen, dem anmuthigen Spiel seiner Gesichtszüge zusehen, ohne daß jemand es bemerkte. Oft wünschte sie recht sehnlich, daß er auch an sie mit freundlichen Worten sich wenden möge, und wenn er es that, so raubte süßes Erschrecken ihr den Athem zur Antwort. Ottokar konnte nicht umhin, ihre ewige Verlegenheit zu bemerken, er sah, daß sie auch mit den übrigen Anwesenden nur dann sprach, wenn sie gefragt ward, und immer in möglichst wenigen Worten. Er schrieb ihr Benehmen einzig der unüberwindlichen Furchtsamkeit zu, die er an einem so jungen, in der tiefsten Einsamkeit erzogenen Mädchen sehr natürlich fand, und begnügte sich endlich, aus

Mitleid mit ihrer Angſt, ſie nur mit einem freundlichen Lächeln zu begrüßen, ohne ſie ferner durch Anreden in Verlegenheit zu ſetzen.

Gabriele bemerkte dies, ohne zu wiſſen, ob ſie ſich darüber freue oder betrübe. Immer mehr verſtummte ſie in ſeinem Beiſeyn und ſtrebte nur, nichts von dem zu verlieren, was er zu den Uebrigen ſprach. Ihr war dabei, als ob er dennoch nur ſie damit meine, als wenn nur ſie den Sinn ſeiner Rede vollkommen verſtünde, weil nur ſie ſo an jedem ſeiner Worte hing, denn die Andern konnten doch manches zuweilen achtlos überhören. Jeder ſeiner Gedanken war wie aus ihrer tiefſten Seele herausgeſprochen, bei jedem vorkommenden Gegenſtande fühlte ſie im voraus, wie er ſich darüber äußern würde, und doch war und blieb ſie die Einzige, zu der er niemals mit Worten ſich wendete.

Träfe er mich nur einmal im Zimmer allein! dann müßte er doch zu mir reden, ich hätte gewiß dann auch den Muth, ihm zu antworten, und alles wäre anders! So dachte ſie oft, während alles blieb wie es war.

Auch wußte ſie nicht, was denn eigentlich an-

ders werden ſolle. Ihre Wünſche, ihre Hoffnungen ſchwammen formlos vor ihrem ſonſt ſo klaren Sinn, aber tief in ihrem Gemüth herrſchte eine unausſprechliche Sehnſucht nach jenem ſeligen Moment, ohne daß ihr nur von ferne der Gedanke kam, ihn auf irgend eine Weiſe herbeiführen zu wollen.

Keiner von denen, welche ſie kannte, ſchien ihr würdig, an Ottokars Seite zu ſtehen, ſelbſt Erneſto nicht, in deſſen hellem, ſcharfem Blick ſie die milde Güte oft vermißte, durch welche Ottokar ihr vor Allen liebenswerth erſchien, und ſo ſtieg dieſer nach jedem Wiederſehen immer höher in ihrer Verehrung, und ihr Anerkennen ſeines ſeltnen Werthes ward immer demüthiger.

In ihrem einſamen Zimmer rief ſie ſich jedes ſeiner Worte, jede ſeiner Bewegungen zurück, aber ſie vermochte es nie, vor Andern ſeinen Namen zu nennen, ſelbſt nicht vor der ſich immer feſter an ſie ſchließenden Auguſte von Willnangen. Es betrübte ſie, ſie ſchalt ſich undankbar, wenn es ihr unmöglich war, das herzliche Vertrauen im gleichen Maaß zu erwiedern, mit welchem dieſe, mädchenhaft traulich, ſie auf den tiefſten Grund ihres

reinen Herzens blicken ließ. Aber sie war an das Leben mit einem Wesen gewöhnt, das ohne Worte sie verstand, und dessen jetzt ruhendes Herz sonst mit dem ihrigen in stetem Einklange schlug, wie zwei gleichgestimmte Saiten, die nur eines Hauches bedürfen, um zugleich im nämlichen Tone zu erbeben. Es blieb ihr unbegreiflich, daß nicht Ernesto, Frau von Willnangen, deren Tochter, daß nicht alle nur von Ottokar sprachen, daß sie ihn nicht alle als den Einzigen, Seltnen laut anerkannten, wie er ihr schon beim ersten Anblick auf der Reise erschienen war. Aber da jedermann schwieg, so verstummte auch sie.

Nur in der stillen Nacht ergoß sich ihr volles Herz in dem Tagebuche, welches sie schon früh zu führen gewöhnt worden war, und in welchem sie von jeher alles Merkwürdige aus ihrem äußern und innern Leben oft nur in kurzen Sätzen niederschrieb. Oft glaubte sie bei dieser einsamen Beschäftigung, die beseligende Nähe des Geistes ihrer Mutter zu fühlen, der, ihrer Ueberzeugung nach, als schützender Engel sie umschwebte. Dann redete sie die Mutter als noch lebend an, ihr und den Blättern ihres Tagebuchs vertraute sie

allein das glühende Gefühl, welches sie jetzt allmächtig beherrschte, dem sie immer wehrloser sich hingab, weil sie es nicht erkannte. Ottokar ward gar bald durch das Schreiben von ihm zum Geschöpf ihrer jugendlichen Phantasie, zu einem himmlischen Gebilde; er stand in einer Glorie vor ihrem Sinne, zu welcher sie ihm selbst die Strahlen lieh, ohne sich dessen bewußt zu werden.

Alles, was wir in der Einsamkeit dem Papier vertrauen, übt dadurch tausendfache Gewalt an uns, Liebe, Freude, vor allem der Schmerz. Wir selbst schärfen bei dieser stillen Beschäftigung jeden Stachel des Lebens, wir drücken ihn immer tiefer in das wunde Herz, während wir uns alles verhehlen, was ihn sänftigen könnte. Und so kommen wir bald dahin, in fruchtlosem Mitleid mit uns selbst zu vergehen, und kein Strahl aus der hellern Wirklichkeit erleuchtet mehr die sternlose Nacht, die wir selbst immer dichter und dichter um uns und unser Geschick ziehen.

So war es auch mit Gabrielen; aber keiner von den Wenigen, die an ihr Theil nahmen, konnte vor dieser Gefahr sie warnen, denn Allen blieb

ſogar das Daſeyn ihres Tagebuchs ein Geheimniß und mußte ſeiner Natur nach es bleiben.

Alle die Abende, an denen Feſte und Luſtbarkeiten ihre Hausgenoſſen entfernt hielten, brachte Gabriele bei der Frau von Willnangen zu. Das Gefühl, mit welchem die edle Frau zuerſt der Tochter Auguſtens entgegen kam, hatte ſich bald in wahrhaft mütterliche Liebe zu dem verwaiſten Mädchen umgewandelt, und oft betrachtete ſie es mit ängſtlicher Sorge. Ihrem tief eindringenden Blick entging es nicht, daß Gabriele von einer einzigen, vielleicht ihr ganzes künftiges Daſeyn beſtimmenden Empfindung beherrſcht ward; aber vergebens ſtrebte ſie, den Gegenſtand ihrer jugendlichen Neigung zu entdecken, denn bis jetzt hatte ſie in Ottokars Gegenwart ſie faſt nie geſehen, auch kannte Frau von Willnangen Letztern ohnehin nur oberflächlich, da er ſo ganz zu den nächſten Umgebungen der Gräfin Roſenberg gehörte. Ahnendes Vorgefühl ließ ſie wenig Erfreuliches für Gabrielens Zukunft hoffen, deſto feſter aber

begründete sich der Vorsatz in ihrem Gemüth, dieses so vereinzelt und hülflos dastehende anmuthige Wesen in keinem des Trostes bedürfenden Moment zu verlassen, und bei Gabrielen, wie ehemals bei Ferdinand, an die Stelle der früh verklärten Auguste zu treten, so viel die Möglichkeit dies erlaubte.

Im nähern Umgange mit ihrer welterfahrnen Freundin ward Gabrielens Blick in das Leben allmählich immer mehr erweitert. Blieb sie allein mit ihr und Augusten, so verlebte sie Abende, während welchen sie sich in ihre frühere Zeit auf Schloß Aarheim wieder versetzt glaubte. Musik, gemeinschaftliches Lesen, vertraulich heitres Gespräch und Uebung mancher weiblichen Kunst liehen den Stunden dann Flügel. Oft aber erweiterte sich auch der kleine Kreis durch das Hinzukommen mehrerer Freunde der Frau von Willnangen, und freie, frohe Mittheilung belebte dann die kleine Gesellschaft. Gabriele fühlte sich in ihr weit heimischer als im Hause ihrer Tante, aber sie vermochte es doch noch nicht, ihr zurückhaltendes Wesen im Beiseyn Mehrerer ganz abzulegen, und blieb darum gewöhnlich nur eine

ſtumme, wenn gleich fröhlich theilnehmende, Zuhörerin.

So verging der Anfang des Winters; immer näher kam das neue Jahr, welches beſtimmt war, Gabrielen dieſen ſtillern Freuden zu entreißen, um ſie in größere Zirkel einzuführen. Sie ſah ihm deshalb mit bangem Widerſtreben entgegen.

Eines Abends ward die Geſellſchaft weit größer und glänzender als gewöhnlich, viele, die ſonſt mitten im Geräuſch lebten und ſelten Frau von Willnangen beſuchten, traten nach und nach in ihr Zimmer, denn ein ungewöhnlich ſpät anfangender Ball ließ ihnen zufällig den Abend frei, und ſie benutzten dieſe Gelegenheit, ſich vorher hier zu verſammeln, wo ſie die Frau vom Hauſe immer zu finden gewiß waren. Unter mehreren Perſonen, welche Gabriele ſchon im Hauſe ihrer Tante geſehen hatte, erkannte dieſe vorzüglich die Gräfin Eugenia und den jungen Mann, welcher den Antonius vorgeſtellt hatte; ganz zuletzt kam auch Erneſto hinzu und mit ihm Ottokar.

Frau von Willnangen wurde Gabrielens Erſchrecken bei Ottokars Eintritt, ihr hohes Erröthen und eben ſo plötzliches Erbleichen gewahr, und das

bis dahin vergebens gesuchte Geheimniß des jungen Herzens lag nun entschleiert vor ihrem Blick. Ihre Ansicht von Gabrielens Zukunft klärte sich auf, denn ohne Ottokarn genau zu kennen, wußte sie doch genug von ihm, um ihn günstig zu beurtheilen. Zum erstenmal fiel es ihr ein, daß er und Gabriele in einem Hause lebten; daß die ihr eigne Liebenswürdigkeit bei diesem steten Zusammensein sich ihm offenbaren müsse; und daß auch er von ihr sich bald mächtig angezogen fühlen würde, schien ihr gewiß. Sie beschloß daher, von nun an Ottokarn genauer zu beobachten, und keine Gelegenheit dazu entschlüpfen zu lassen. Der Gedanke, Gabrielen recht bald unter dem Schutz, am liebenden Herzen eines edeln Mannes zu sehen, war ihr zu tröstend, zu erfreulich, als daß sie sich nicht hätte geneigt fühlen sollen, auf das Thätigste dazu mitzuwirken, sobald die Gelegenheit sich darbot. Für's Erste aber wollte sie sich auf bloßes Bemerken beschränken.

Das Gespräch wandte sich diesen Abend sehr bald wieder auf die Tableaux bei der Gräfin Rosenberg. Als die ersten und bis jetzt einzigen, welche man hier gesehen hatte, waren diese Dar-

ſtellungen noch unvergeßlich, und in den Geſellſchaften ward viel herüber und hinüber, preiſend und tadelnd, darüber geſprochen. Gräfin Eugenia fand es ſeit jenem Feſte für gut, überall ſo wie hier, als die erklärteſte Widerſacherin dieſes neuen geſelligen Vergnügens aufzutreten. „Ich war herzlich froh," ſprach ſie, „als ich einen ſchicklichen Vorwand erſonnen hatte, mich von der Theilnahme davon loszumachen. Nie hätte ich es ausgehalten; mich bewegungslos von mehr als hundert Augen anſtarren zu laſſen, dazu gehört ein Grad von Muth, welchen ich mich wenigſtens nicht rühmen darf zu beſitzen."

„Und doch waren Sie ſo gütig, uns auf unſerm Privattheater recht oft durch Ihre Erſcheinung zu entzücken," wandte mit einer höflichen Verbeugung der Antonius jenes Abends ein. „Das iſt ja ganz etwas anders," erwiederte Eugenia, „dort auf den Bretern bin ich nicht mehr ich, die Dichtung, die Kunſt reißen mich hin, ich ſehe die Zuſchauer und ihre Blicke nicht mehr. Ueberdem gehört ein gewiſſes Talent dazu, um auf der Bühne aufzutreten; aber ſchön geputzt einige Minuten be-

bewegungslos dastehen, kann jedes Gänschen vom Lande, wenn es nur hübsch ist.“

„Vor allen Dingen ist der hohe Grad von Eitelkeit und Leichtsinn wohl zu erwägen, welcher dazu gehört, sich in fantastischer, oft unanständiger, ja sogar heidnischer Kleidung zur allgemeinen Bewunderung hinzustellen,“ sprach langsam bedächtig ein Fräulein Silberhain. Diese junge Dame stand schon seit einiger Zeit auf der zweiten Gränze ihres Lebensfrühlings. Früher war sie eine Naturphilosophin, jetzt wandte sie sich zur Frömmigkeit, weil diese moderner ist, aber sie hatte Schelling und Thomas a Kempis in ihrem Köpfchen noch nicht recht zu einigen gewußt, und warf daher Redensarten aus beiden im Gespräch verwirrt und wunderlich durcheinander. Uebrigens hing ein fein gearbeitetes Kruzifix an einer goldenen Kette von ihrem Halse herab, ein zweites krümmte sich sehr widerwärtig zu einem Ringe an ihrer Hand, und ihre gemessenen Worte drängten sich mühsam durch die kaum geöffneten, fast regungslosen Lippen.

„Ich begreife nicht, wie man um so nichtigen Zweck seine Identität zu opfern vermag,“

fuhr Fräulein Silberhain in ihrer Rede fort, „wie kann ein in seinen tiefsten Tiefen vom Höchsten erfülltes Gemüth so ganz dieses vergessen und dem prunkenden Schimmer irdischer Vergänglichkeit huldigen! Die Stille des Gemüths, das beseligende Gefühl dessen, was unser Ein und Alles seyn soll, müssen ja in der aus Tand und flüchtigem Glanz entstehenden Verblendung auf lange von uns weichen, und der verirrte Sinn braucht vielleicht viele Monate, ehe er wieder zur anschauenden Klarheit gelangt.“

„Hätte ich nur einen recht schönen türkischen Shawl gehabt, ich wäre für mein Leben gern dabei gewesen, wenn ich auch nur ein ganz unbedeutendes Nebenpersönchen hätte vorstellen sollen; und was wetten wir? mein frommes, gelehrtes Schwesterchen würde sich unter dieser Bedingung auch wohl dazu haben bewegen lassen,“ rief überlaut das sehr junge Fräulein Fanny Silberhain, indem es sich lachend hinter Gabrielen vor den zürnenden Blicken der viel ältern Schwester verbarg.

„Allerdings,“ sprach ein ansehnlicher, schwarz gekleideter Mann, „allerdings wüßte ich wenig-

ſtens keine beſſere Gelegenheit, um ſowohl jene koſtbaren Hüllen als überhaupt alle Pracht der Gewänder und auch körperliche Vorzüge in's ſchönſte Licht zu ſtellen, als ſolche Tableaux. Bei Maskeraden verlieren die ausgeſuchteſten Masken ſich im Gewühl, und obendrein verhüllen die häßlichen Larven das Geſicht, hier aber wird uns der ungeſtörteſte Genuß der Anſchauung des Schönen, verbunden mit der äſthetiſchen Freude an dem Kunſtwerk, welches, gleichſam in's Leben gerufen, vor uns tritt."

„Echte Freude an der Kunſt iſt allemal religiös, hier aber, Herr Profeſſor! ſehe ich nur die traurige Erſcheinung ungebändigten Weltſinns und unverhüllter Eitelkeit," ſprach, ſanftmüthig zürnend, das Fräulein mit dem Kruzifix.

„Erlauben Sie indeſſen, meine Gnädige!" erwiederte der Profeſſor, „daß ich Sie daran erinnere, wie untrennbar die Neigung zur Eitelkeit von jeder höhern Natur iſt, die man die organiſche zu nennen pflegt; bemerkt man ſie doch ſogar an einigen der edleren Thiergattungen. Sie ganz ausrotten zu wollen, wäre eben ſo vergeblich als ſchädlich, ſo wie alles, was gegen die

Natur anſtrebt. Es iſt vielleicht unſchicklich, hier den nackten Wilden als Beweis, wie tief der Hang zum Putz in unſerem Weſen liegt, anzuführen, der ſich tattowirt und mit grellen Farben bemalt, um ſich zu verſchönern, aber blicken Sie nur um ſich her, Sie finden bei Reichen und Armen daſſelbe, nur anders geſtaltet. Daß man ſich, ſchön geſchmückt, auch Andern gerne zeigt, iſt ebenfalls natürlich und war es vom Anbeginn der Welt. Damals, als Weichlichkeit und Prachtliebe das alte Rom ſeinem Untergange näher führten, war es unter den vornehmen Römerinnen gebräuchlich, ſich, wenn ſie einander beſuchten, nicht nur auf das Herrlichſte zu ſchmücken, ſondern ſich auch durch ihre Sklavinnen mehrere reiche Gewänder und Schmuck nachtragen zu laſſen, die ſie im Hauſe der den Beſuch empfangenden Dame alsdann ſich anlegen ließen, wie Sie alle, meine Gnädigen, aus der weltberühmten Anekdote der Mutter der Gracchen längſt wiſſen werden. Man behauptet, daß dieſe Sitte auch unter den, allen männlichen Augen verborgen lebenden, vornehmen Frauen des Orients noch heut zu Tage im Schwange ſey. Aber wie ärmlich, wie unbequem, wie un-

graziös selbst erscheint diese Art von Schaustellung gegen eine Reihe von Tableaux, welche die glücklichste Wahl unter den Kostüms aller Völker, aller Jahrhunderte frei lassen. Die Pracht der Steine und der Gewänder erscheint in ihnen nur als das begleitende Attribut der Schönheit, des geistreichen Ausdrucks und der anmuthigsten Stellungen, und wir können es in der That der Gräfin Rosenberg nicht genug verdanken, daß sie mit diesem erhöhten Genuß uns bekannt machte."

„In welchen wunderlichen Zeiten leben wir! ein Professor muß gegen Damen die Eitelkeit in Schutz nehmen!" rief ein alter Herr.

„Mich dünkt, wir leben in einer in dieser Hinsicht recht verständigen Zeit, in welcher man endlich einmal aufhört, die Frauen allein eines Fehlers zu beschuldigen, den ich am liebsten eine Tugend nennen möchte," erwiederte schnell Ottokar. „Wir Männer mögen uns noch so weise anstellen," fuhr er lächelnd fort, „wir sind eben so wenig frei von ihm als die Frauen, und ich danke Gott dafür. Der Hang zum Gefallen erscheint mir als die Würze des geselligen Lebens, als die Wurzel aller seiner Freuden und Tugen-

den, die ohne ihn zu Grunde gehen müßten. Man thäte ja am beſten, in Höhlen und Wälder zu ziehen, wenn niemand mehr das Beſtreben zeigen wollte, liebenswürdig zu erſcheinen, und ſogar durch den bloßen Anblick zu gefallen."

„Sollte denn aus dieſen Tableaux, über welche wir ſo viel ſtreiten, nicht auch für die Kunſt manches Gute entſtehen können?" fragte Auguſte von Willnangen.

„Doch wohl nur, indem ſie mehr Theilnahme an ihr und ihren Erzeugniſſen aufregen," erwiederte Ottokar, „ſonſt glaube ich nicht, daß ſie in dieſer Hinſicht von großem Nutzen ſind. Sie bleiben doch nur die Kopie einer Kopie der Natur, und zwar eine unvollkommne, denn vieles muß aus jedem Gemälde hier wegbleiben, das doch durchaus dazu gehört, die Hintergründe, die Architekturen, die Landſchaften, das Gewölk."

„Eine angenehme, geſellige Unterhaltung zur Abwechſelung mit den ewigen Charaden und Sprichwörtern ſcheinen ſie mir doch wenigſtens zu bieten," ſprach Frau von Willnangen, „auch hoffe ich, ſollen ſie dazu beitragen, die unſeligen Jeux d'esprit aus der Geſellſchaft zu verbannen,

in welchen der arme Geiſt ſo gemartert wird, um zu erſcheinen, daß er ſich endlich ganz in Langeweile auflöſt. Nur thut es mir leid, daß die Vorbereitungen zu Tableaux für die kurze Dauer ihrer Erſcheinung zu viel Zeit und Mühe koſten.“

„Alles läßt ſich vereinfachen,“ erwiederte Erneſto, „und ich getraue mir mit ſehr wenigen Vorrichtungen, ganz aus dem Stegreif, dennoch manches Ergötzliche in dieſer Art Ihnen vorzuführen. Wir brauchen zum Beiſpiel nur dieſe Flügelthür auszuheben, einen Vorhang vorzuhängen, eine große ſpaniſche Wand dahinter zu ſtellen, und wir haben das Lokal dazu. Einige große Lampen, oder ein Paar Dutzend zu einer Fackel vereinigte Wachslichter, und die Beleuchtung iſt fertig. Schminke und etliche falſche Bärte für die Herren ſind bald herbeigeſchafft, und wenn die Damen ihre ſchönen Shawls zur Garderobe herleihen wollen, ſo läßt ſich mit dieſen wenigen Requiſiten ſchon manch guter und glänzender Effekt hervorbringen. Auch für die Kunſt ſelbſt könnte auf dieſe Weiſe Bedeutendes geſchehen, wenn die Geſellſchaft einem Künſtler erlaubte, mit ihrer Hülfe nicht bloß ſchon vorhan-

dene Gemälde nachzubilden, ſondern ſeine eignen Gedanken, die oft noch beinah formlos ihm vorſchweben, auszuführen. Manches erfreuliche Kunſtwerk könnte dieſem Spiele ſeine Entſtehung verdanken, wenn ein talentvoller Künſtler auf dieſe Weiſe gleichſam ein Vorbild von dem ſähe, was er auszuführen Willens iſt; der Zufall würde manches ordnen, manches in ihm erwecken, an das er außerdem nie gedacht hätte, und der aus ſolchen Proben für die Kunſt entſtehende Gewinn könnte leicht unſchätzbar werden."

Kaum hatte Erneſto geendet, als ſchon Auguſte von Willnangen und Fanny Silberhain fröhlich aufſprangen und ihn mit Bitten beſtürmten, gleich auf der Stelle eine ſolche Darſtellung anzuordnen. Ottokar, Antonius und der größte Theil der Geſellſchaft, ſelbſt Frau von Willnangen nicht ausgenommen, vereinigten ihre Bitten mit jenen, und Erneſto mußte dem allgemeinen Wunſche nachgeben; nur that er es mit der Bedingung, daß es ihm erlaubt ſey, ſeine Figuranten ſelbſt zu wählen. Fanny ſammelte ſogleich auf's Eifrigſte alle Shawls ein und wählte dabei in Gedanken den glänzendſten unter ihnen für ſich aus;

Auguſte beſorgte ſo ſchnell als möglich alles Uebrige und trug noch eine Menge zweckdienlicher Sachen herbei, die von frühern Maskenanzügen und kleinen theatraliſchen Vorſtellungen her ſich noch in der Garderobe vorfanden. In weniger als einer halben Stunde war alles zum Anfangen der Vorſtellungen in Bereitſchaft. Mehrere Tableaux folgten nun einander, ernſte und heitere, im mannigfaltigen Wechſel, denn Erneſto war unerſchöpflich im Erfinden, und Ottokar ſowohl als der Profeſſor ſtanden ihm bei der Anordnung treulich bei. Die ganze Geſellſchaft gerieth in eine ſo fröhliche Stimmung, daß Alle die Wagen überhörten, welche allmählich herbeiraſſelten, um ſie zu einem glänzenderen Feſte abzuholen. Nur Fräulein Silberhain ſaß ernſt in ſich gekehrt, und wies im voraus alle Einladungen zur thätigen Theilnahme unerbittlich ab, ehe noch eine an ſie gelangte. Gräfin Eugenia hingegen hatte eine Weile zugeſehen; da es aber Erneſto nicht einfallen wollte, ihr eine Rolle anzubieten, winkte ſie Antonius herbei, der eben müßig daſtand. Leiſe flüſterte ſie ihm den Auftrag zu, Erneſto auf nicht auffallende Weiſe an ſie zu erinnern,

und ihm zu verstehen zu geben, daß sie in einem so kleinen, aus lauter Freunden bestehenden Zirkel ihren Widerwillen wohl überwinden werde, und nöthigen Falles sich entschließen könne, etwa als Grazie oder Muse aufzutreten. Antonius erklärte ihr sein Entzücken über diesen Auftrag, versicherte, nicht mit Worten ausdrücken zu können, wie geehrt er sich durch dieses holde Vertrauen in seine Geschicklichkeit fühle, und flog in das Nebenzimmer, um ihren Befehl zu vollbringen. Leider aber gelang es ihm durchaus nicht, Ernesto nur auf eine Minute allein habhaft zu werden, es kam ihm sogar vor, als ob dieser ihm geflissentlich ausweiche. Vielleicht hatte Ernesto wirklich von dem ausgesprochenen Wunsch der Gräfin etwas gemerkt, und vermied mit Vorbedacht die Gelegenheit, ihn an sich kommen zu lassen, vielleicht lag aber auch die Schuld an der gar zu höflichen Unbeholfenheit des Abgesandten; genug, Eugenia blieb den ganzen Abend unangefochten als Zuschauerin, und war die erste, welche die laute Bemerkung machte, daß die zum Anfange des Balls bestimmte Stunde schon längst geschlagen habe.

Gedankenvoll saß Frau von Willnangen dicht neben Gabrielen in der fernsten Ecke des Zimmers. Sie sah, wie jene jedem Tone Ottokars lauschte, wie ihr Auge entzückt auf ihm ruhte, so oft er in den Tableaux erschien, und das unruhige, fast hörbare Klopfen des jungen Herzens erregte so tiefes Mitgefühl, so bange Sorge in ihrem Gemüth, daß sie fast eben so sehr als Gabriele selbst erschrak, als Ernesto plötzlich vor beiden stand, und sie zur thätigen Theilnahme an dem Tableau aufforderte, welches für heute die Reihe derselben beschließen sollte. Doch bald faßte sie sich wieder und stand mit gewohnter Freundlichkeit auf, um ihm mit ihrer jungen Freundin in das Nebenzimmer zu folgen. Gabrielens Hand zuckte in der ihrigen, ihr Blick bat, sie frei zu lassen, doch er ward nicht erhört, und Ernesto erinnerte sie mit komischer Feierlichkeit an das ihm zugestandene Recht, seine Figuranten nach Belieben wählen zu dürfen.

Das Tableau stellte die Nacht vor, die ihren dunkelblauen Sternenschleier über ihre Kinder, den Schlaf und den Tod, ausgebreitet hält. Der Frau von Willnangen hohe Gestalt, der ruhige,

milde Ausdruck ihres noch immer ſchönen Geſichts eignete ſich ganz zum Bilde einer ſtillen, heitern Sommernacht. Zu ihren Füßen ſchlummerten zwei liebliche, blonde Genien, der eine war mit Mohnblumen geſchmückt, der andre, mit der ausgelöſchten Fackel, trug einen Kranz von Cypreſſen. Bunte, fantaſtiſche Traumgeſtalten drängten ſich hinter ihr, unter ihnen ſtand Gabriele, als ein trüber, Unheil verkündender Traum, in ihren langen, ſchwarzen Schleier gehüllt, unter welchem die goldglänzenden Locken tief herabrollten. Beim Lampenlicht, mitten unter roſenwangigen, ſchimmernden Geſtalten ſchien ſie, ohne alle Schminke, noch bläſſer als ſonſt. Sie glich Pygmalions Meiſterwerk bei der erſten Regung des erwachenden Lebens. So glühend ſtrahlte ihr dunkles Auge aus dem Marmorgeſicht, denn ihr Blick traf auf Ottokarn, der in einiger Entfernung in ihrem Anſchaun verloren ſtand.

Alle Anweſenden erklärten einſtimmig dieſes Tableau für die Krone von allen, welche dieſer genußreiche Abend an ihnen vorüber geführt hatte.

„Ich ſtimme gern mit Ihnen ein,“ ſprach Erneſto, „denn die Erfindung dieſer Gruppe iſt

nicht mein, ich habe nur die Träume hinzugefügt. Ich bildete sie nach einer Zeichnung meines leider viel zu früh unter der Pyramide des Cestius zur Ruhe gegangenen Freundes, Carstens," fuhr er mit bewegter Stimme fort. „Lange fesselte ihn ein trübes Mißgeschick, das wie ein böser Zauber auf seinem Leben ruhte und ihn verhinderte, aus dem Reich der Formen in das der Farben zu dringen. Und da es endlich überwunden war, da sein hoher Genius die Flügel freier zu regen begann, da entschwand er uns ganz. Die Kunst wird ewig um ihren Liebling trauern, um so mehr, da jetzt ein dem seinen ganz entgegengesetztes verderbliches Streben unter ihren Jüngern täglich herrschender wird."

Die Gesellschaft mußte nun ernstlich zum Aufbruch eilen, denn das Stampfen der Pferde unter den Fenstern mahnte sie immer lauter. In dem dadurch entstehenden Gewimmel fand sich Gabriele plötzlich neben Ottokar. Er beugte sich freundlich zu ihr herab und ergriff ihre zitternde Hand. „Ich fürchte keine bösen Träume mehr," flüsterte er ihr zu, „seit ich die Vorbedeutung des Unglücks so anmuthig erscheinen sah." Der fortwogende Strom

der Geſellſchaft riß ihn im nämlichen Moment fort, ohne daß Gabriele zur Antwort Zeit gewann.

Aus Gabrielens Tagebuche.

Ich fürchte keinen böſen Traum mehr, ſeit mir die Vorbedeutung des Unglücks ſo anmuthig erſchien! Sprach er nicht ſo? Warum mußte ich auch dieſes Mal, nur ſtumm mich verneigend, vor ihm ſtehen und vermochte nicht, ihm zu antworten? Ach, weil ich bin, was ich zu ſeyn ſchien, weil mein ganzes Daſeyn ein ſchwerer, banger Traum iſt! Immer ringe ich nach dem Erwachen; bin ich einſt erwacht, dann, Ottokar, dann werde ich zu dir ſprechen, dich fragen, dir antworten können, und, gewiß! du wirſt mich verſtehen.

Wie oft verſuchte ich es ſchon, ſein Bild auf dem Papier feſt zu halten! aber ich ermüde im fruchtloſen Streben. Ja, wenn ich mit den Zügen ſeines Geſichts auch die unbeſchreibliche Harmonie in ſeinem ganzen Weſen wiederzugeben vermöchte! Er iſt immer er ſelbſt! ganz und unge-

theilt er ſelbſt, in jeder ſeiner Bewegungen, in jedem ſeiner Worte, im Scherz wie im Ernſt! Nur er, einzig er kann ſo daſtehen, ſo ſprechen, ſo ausſehen, und doch iſt es nicht ſeine Geſtalt allein, die ihn vor allen auszeichnet, es iſt der Einklang, die Uebereinſtimmung in ſeiner ganzen Erſcheinung. Wo lebt der Künſtler, der dieſe darzuſtellen vermöchte? Ohne ſie bleiben meine Bilder leblos und ſtarr, bei aller übrigen Aehnlichkeit gleichen ſie Wachsbildern, die das Leben ungeſchickt nachäffen wollen, und ich muß ſie vernichten, denn ſie erregen mir Grauen.

Nichts wollen, nichts wiſſen, nichts wünſchen als lieben, ſich ſelbſt vergeſſen im Glück des geliebten Weſens, ohne Erwiederung zu hoffen oder zu wünſchen, ſtellt uns den Engeln gleich, iſt Vorgefühl himmliſchen Glücks! So lehrteſt du mich, meine Mutter! Warum bin ich denn nicht glücklich? Warum treibt unerklärliche Unruhe mich raſtlos umher? Warum beklemmt meine Bruſt ein Wünſchen, ein etwas Erwarten von der nächſten Minute, für das ich ſogar nicht einen Namen habe? Könnte ich nur einmal recht Großes,

recht Schweres für ihn vollbringen, ohne daß er ahnete, von wo es ausginge. Könnte ich, ungesehen von ihm, ein trübes Geschick, ein großes Unheil von seinem geliebten Haupte auf das meinige lenken und dann, in mich geschmiegt und still aus meinem Dunkel hinauf zu ihm blicken und mich in seinem freudigen Lächeln sonnen. Dann, dünkt mich, wäre ich ruhig und glücklich für mein ganzes übriges Leben.

Nie werde ich mich darüber trösten, daß meine Mutter starb, ohne ihn gesehen zu haben. Ach hättest du, Verklärte, ihn gekannt, wie lieb wäre er dir geworden! Wie glücklich ich im Anschaun von euch geliebten Beiden!

Arme Pflanzen, die sie verstieß, weil ihr verblüht seyd, wie will ich euch pflegen und lieben! Ich fand sie heute alle im Vorsaal, die schönen Blumen, welche Ottokar Aurelien an ihrem Geburtstage schenkte; verdorrt, losgerissen von ihren Stäben, mit Staub bedeckt, erkannte ich sie kaum.

„Sie taugen nur noch zum Wegwerfen," sprach Aurelia, „sie sind verblüht." „Ja," setzte sie mit komischem Pathos hinzu, „sieh hier, gutes Kind, das Bild der Vergänglichkeit aller Dinge, und nimm dir ein Beispiel daran. Alles Fleisch vergeht wie Heu, singt die christliche Gemeine, darum verträume deine Blüthenzeit nicht, sie kehrt dir so wenig wieder als diesen armen Sträuchern, die Anton alsobald wegschaffen soll." „Liebe Aurelia," erwiederte ich, „mit uns ist es wie es ist, aber diese Blumen können wirklich wieder blühen, nimm sie nur wieder in dein Zimmer, trage sie an die Sonne, begieße sie." — „Allerliebste Gabriele, thu du das selbst, ich schenke sie dir," unterbrach mich Aurelia, und machte mir nach ihrer lustigen Art einen tiefen Knicks. Ich erschrak; „aber du hast sie von Ottokar," stammelte ich, und fühlte dabei, wie ich roth ward; weiß ich doch nicht ob vor Freuden über die Blumen oder vor Verdruß, daß ich Aurelien an ihren Geber erinnern mußte. „Mag er mir frische Blumen schicken, wenn er will, daß sein Andenken bei mir grüne und blühe," antwortete sie lächelnd; „seit ich nicht mehr vierzehn Jahre alt bin, bewahre

ich nichts länger auf, als es des Bewahrens werth ist. Damals freilich, da hatte ich auch ein Heumagazin von gedörrten Rosen, Vergißmeinnicht und sonst noch allerlei Grünlichkeiten, so gut wie eine von euch zarten Seelen, wie ich aber einmal gewahr ward, daß ich alle das Zeug sogar nicht einmal zum Kräuterkissen bei Zahnweh brauchen konnte, warf ich es zum Fenster hinaus."

Ottokar weiß, daß ich seine Blumen besitze, er hat Aurelien meine Zeichnung dafür geraubt und auf sein Zimmer getragen, gewiß nur im Scherz, gewiß er giebt sie ihr wieder. Warum hat mich denn Annettens Erzählung dieses unbedeutenden Umstandes so erschreckt? Warum strebe ich jetzt so ängstlich, mir diese Zeichnung Zug für Zug recht deutlich zu denken? Er wird sie ja doch nicht behalten.

Wenn er unglücklich würde! Nein, diese Möglichkeit kann ich mir nicht denken. Nicht einmal die, daß ich oder Andre es in seiner Nähe seyn

könnten. Ihm gegenüber, seinem freundlich hellen Blick gegenüber, muß ja das Unglück eine so stille rührende Gestalt annehmen, daß es zur schmerzlich süßen Freude sich darüber umwandelt.

Sonst nannte Frau von Willnangen nie Ottokars Namen, jetzt höre ich ihn täglich aus dem Munde der geliebten Frau und lausche mit Freuden seinem Lobe. Während Gewohnheit und Arbeit mich zu Hause in meinem Zimmer festhalten, bringt er die Morgen bei ihr und Auguſten zu. Meine Freundinnen streben auf vielfache Weise, mich zu einem Besuche zur nämlichen Zeit zu veranlassen, ohne jedoch mich geradezu einzuladen, und oft regt sich auch in mir der Wunsch, ihren Winken folgen zu dürfen, aber ein inneres Widerstreben hält dennoch mich zurück.

Abends singt mir Auguſte die Lieder, welche er ihr brachte, ihre Mutter giebt mir fast wörtlich den Inhalt ihrer Gespräche mit ihm. Ich bewundre die Freiheit des Geistes, welche es ihr möglich macht, sich mit ihm so in Rede und Gegenrede zu verständigen, sogar zuweilen anderer

Meinung als er zu seyn, denn in seiner Nähe wird mein ganzes Wesen nur ein Spiegel des seinen.

Ich wollte ich könnte dichten, oder komponiren; oft ist es mir, als müsse ich beides können, aber vergebens suche ich Worte oder Töne für das, was ich so gerne singen oder sagen möchte. Auch in meinen Büchern, in meinen Dichtern, finde ich nicht, was ich suche, nirgends, was auf ihn paßte. Alle Gestalten, welche sie mir vorführen, sind nicht wie er, mild und hoch, kräftig und bescheiden.

Er hat meine Zeichnung behalten, sie hängt über seinem Schreibtisch, freilich als ein Geschenk Aureliens. Ernesto sah sie bei ihm. Ich bin darüber froh wie ein Kind, ich möchte sagen, ich fühle mich geehrt, so wie sonst, wenn die geliebte Mutter irgend eine Arbeit von mir sich zum Gebrauch aneignete. Wenn er die Zeichnung ansieht, muß er nicht zuweilen meiner gedenken?

Heute Abend war ich zeitiger als gewöhnlich zu Frau von Willnangen gegangen, ich fand die liebe Frau allein mit Auguſten, trübe und traurig ſchien ein ſchmerzliches Andenken ſchwerer als ſonſt auf ihrem Gemüthe zu laſten. Sie bat uns, etwas zu ſingen, und wir wählten das himmliſche Duett aus Paers Sargino, das mir von jeher wie die Sprache klingt, in welcher Engel einander ſagen, wie ſie ſich lieben. **Dolce dell' anima**, fing ich an; **speme e dilleto di questo cor**, und meine Seele ſchwebte auf den ſüßen Tönen himmelan. Da erſcholl es dicht hinter mir, **dolce dell' anima**, es war nicht Auguſtens Stimme, es war ſeine, ſeine! Unbemerkt von mir war er in's Zimmer und an Auguſtens Stelle getreten. Ich wagte nicht, mich umzuſehen, aber ich hatte den unbegreiflichen Muth, fortzuſingen, **la pura fiamma che m'arde in petto**! Ich fühlte mir das Herz in der Bruſt, jeden Puls meines Lebens erzittern, aber meine Stimme bebte nicht, ich wußte kaum, daß ich ſang, die Töne ſtrömten unwillkührlich aus meiner tiefſten Bruſt, aus dem Herzen meines Herzens, und ich hörte mich ſelbſt wie die Stimme eines Dritten. Athemlos, be-

wußtlos ſogar, ſtand ich da, als das Duett geendet war, und konnte nichts als mich tiefer und immer tiefer vor Ottokar neigen, während er zu mir ſprach. Auguſte ſagt, er habe viel zum Lobe meiner Stimme, meines einfachen Vortrags geſagt; ich weiß es nicht, ich habe ſogar nicht geſehen, wie er ſich bald darauf entfernte. Als er fort war, ſchloß mich Frau von Willnangen mit verdoppelter Zärtlichkeit in ihre Arme, Auguſtens ſchönes Auge blitzte freudig, beide waren den ganzen Abend unerſchöpflich in ſeinem Lobe, in Erzählungen kleiner Züge von ihm. Zu jeder andern Zeit hätte dieſe Unterhaltung mich ſehr glücklich gemacht, jetzt konnte ich kaum darauf achten. Ja, Muſik iſt die Sprache ſeliger Geiſter, das weiß ich jetzt mit Ueberzeugung, in Tönen konnte ich ihm ſingen, wofür ich nimmer Worte fände, und der Nachhall dieſer Stunde wird mein ganzes kommendes Leben durchtönen.

Einmal, nur einmal möchte ich doch Aurelia ſeyn, neben ihm ſitzen, ihn anſehen, und mit ihm ſprechen können wie ſie.

Es war mein Stolz und meine Freude, mit Ottokarn, wenn gleich ihm unbewußt, ein Geheimniß zu theilen, etwas, allen andern Verborgenes von ihm zu wissen, daher vertraute ich keiner lebenden Seele die Geschichte unsers ersten Zusammentreffens. So lange ich allein darum wußte, wähnte ich, sie sey ein unsichtbares Band, das mich allein vor allen andern mit ihm vereinte. Nun ist es zerrissen. Woran ich Wochen und Monde hindurch in der Stille mich freute, ist die Neuigkeit des Tages geworden und geht entstellt von Mund zu Mund. Die ganze ungewöhnlich zahlreiche Gesellschaft, Aurelien an der Spitze, strömte mir heut entgegen, so wie ich den Speisesaal betrat, nur Ottokar blieb in der Ferne. Mein Blick sucht immer ihn zuerst, ich bemerkte einen leisen Zug des Unmuths auf seinem Gesicht, ein vielleicht nur meinem Auge sichtbares schnell wieder verfliegendes, zorniges Erröthen. Erstarrt blieb ich in der Thüre stehen, Aurelia und alle Uebrigen mochten lange mit Fragen und Redensarten in mich hineingestürmt haben, ehe ich nur begriff, wovon eigentlich die Rede sey. Ich sah nur Ottokarn in dieser mir unerklärlichen Bere-

gung. Erneſto, der ſonſt um dieſe Stunde ein ſeltner Gaſt bei uns iſt, kam mir zu Hülfe. Seit meinem erſten Eintritt in dieſes Haus iſt er mir immer nah, ſo bald ich ſeiner bedarf. Wie er es anfing, weiß ich nicht, ich war zu aufgeregt, um es zu bemerken, aber der ganze geſellige Knäuel drehte ſich bald von uns ab, um Aurelien her, und ich ſtand mit Erneſto allein im Fenſter. Hier erfuhr ich von ihm, daß Ottokar's Kammerdiener Aurelien's Kammerjungfer erzählt habe, wie ſein Herr eine arme alte Frau unterweges in den Wagen genommen habe, auch daß ich damals mit ihnen in einem Gaſthofe wohnend, die Geſchichte mit großer Theilnahme gehört und durch Frau Dalling mich näher darnach erkundigt habe, denn obgleich Lorenz mich nicht zu Geſichte bekam, ſo hatte er dieſe doch dort geſehen und hier wiedererkannt. Die Jungfer hatte nichts Angelegentlicheres zu thun, als ihrer Gebieterin bei der nächſten Gelegenheit dieſe Anekdote wieder zuzutragen. „Sie können denken," fuhr Erneſto fort, „wie willkommen ein ſolcher Stoff Aurelien ſeyn muß, um ihren nie zu ermüdenden Muthwillen daran auszulaſſen. Gönnen Sie ihr die Freude, folgen

Sie Ottokar's Beiſpiel und lachen Sie mit, anſtatt ſich darüber zu ärgern. Die Tante trat zu uns, anſcheinend recht fröhlich, aber in ihren Augen zuckte doch eine gewiſſe Unruhe, ſie vermochte nicht ganz die Furcht zu verbergen, daß Aurelia den Scherz zu weit treiben könne; der luſtige Tumult in dieſer und Ottokar's Nähe ward immer größer und lauter, die Tante immer ängſtlicher und freundlicher, und mir ward das Herz ſchwer und ſchwerer mit jeder Minute. Mehrere Spottbilder, mit erklärenden Knittelverſen, alle von Aurelien ſelbſt, nur zu geiſtreich erfunden und ausgeführt, hatten bisher die Geſellſchaft ergötzt, endlich gelangten ſie auch zu uns. Ottokar war darauf als Don Quixotte dargeſtellt, wie er ſeine durch Zauberkünſte in die Geſtalt einer alten häßlichen Frau verkappte Dulcinea von Toboſa in eine Schenke bringt, die er für ein Kaſtell anſieht. Auf einem andern Blatt erſcheint er als ein Schäfer, der eine zur Bettlerin verwandelte Fee vom Tode befreit, und gleich daneben, wie er zum Danke dafür in einen wunderſchönen Prinzen mit Krone und Scepter verwandelt wird. Dann ſahen wir ihn auch in Hofgalla, die Bett-

lerin am Arm, und mich im Hintergrunde, ganz in Extaſe vor Rührung und Bewunderung, neben mir eine ganze Reihe naßgeweinter Schnupftücher auf einer Leine zum Trocknen aufgehängt. Ottokar ſelbſt näherte ſich uns und betrachtete dieſe Ergießungen einer nichts ſchonenden, übermüthigen Laune mit beifälligem Lächeln.

„Wir ſind dieſesmal Leidensgefährten, liebes Fräulein," ſprach er, indem er ſich freundlich zu mir neigte, während ich, erröthend vor Zorn und Verlegenheit, nicht wußte, wohin ich die Blicke wenden ſollte. „Sie ſehen ſo ernſthaft aus, thun Sie das nicht, nehmen Sie einen geſelligen Scherz nicht höher auf, als er aufgenommen ſeyn will," ſetzte er leiſer, faſt bittend hinzu.

Alles ſchwamm vor meinen Augen bei dem unerwarteten Glück, einen von ihm ausgeſprochenen Wunſch erfüllen zu können. Ich hätte Aurelien, auf die ich eben erſt zürnte, jetzt mit Freuden an mein Herz drücken mögen, weil ſie die Veranlaſſung dazu lieh, und ich hoffe, daß jede Spur des Unmuths in dieſem Moment eben ſo von meiner Stirne ſchwand wie aus meinem Herzen. Um meiner Zufriedenheit die Krone aufzu-

ſetzen, ſammelte Erneſto die Zeichnungen alle ſorgfältig zuſammen und legte ſie in ſeine Schreibtafel, mit der Erklärung, daß er ſie als das gelungenſte Werk ſeiner Schülerin aufbewahren wolle, und weder die Bitten der Geſellſchaft noch Aureliens Zürnen konnten ihn bewegen, ſie wieder herauszugeben.

Der einmal angeſtimmte Ton wollte bei Tiſche noch nicht gleich verhallen, aber Erneſto und Ottokar bemeiſterten ſich des Geſprächs, die Tante unterſtützte ſie auf das Kräftigſte, und ſo nahm es bald eine für mich erfreulichere Wendung, die ich mit angeſtrengter Aufmerkſamkeit verfolgte. Ottokar's Blick gleitete während des Geſprächs oft von dem neben mir ſitzenden Erneſto auf mich herab, ich ſah es nicht, denn meine Augen ſenken ſich immer vor den ſeinen, aber ich fühlte ſeinen Blick wie einen Sonnenſtrahl in meinem Innern.

Jetzt bin ich allein, und das durch Ottokar's Nähe unterdrückte bittre Gefühl regt ſich von Neuem in meiner Bruſt. Ach ich fürchte, die Spottſucht, die flache Charakterloſigkeit der Geſellſchaft um mich her wird auch mich noch ergreifen. Am beſten wär' es wohl für mich, ich

ginge. Aber wohin? Arme Gabriele, wohin? Wo er nicht iſt? Freilich werden Tage kommen, an denen ich ihn nicht ſehe, vielleicht ein Tag, der von ihm auf dieſes ganze Leben mich ſcheidet; aber ſoll ich denn ſchon jetzt dem Licht der Sonne mich entziehen, weil vielleicht bald die Nacht hereinbrechen wird?

Mit dem neuen Jahre war endlich der Zeitpunkt erſchienen, der eine gänzliche Umänderung in Gabrielen's ihr allmählich lieb gewordner Lebensweiſe hervorbrachte. Von nun an ward ſie die beſtändige Begleiterin ihrer Tante durch die ganze lange bunte Reihe von Luſtbarkeiten, welche das Karneval in der großen, lebensluſtigen Stadt herbeiführte. Bälle, Soirees, Schauſpiele aller Art raubten ihr jeden Abend, und die Zurüſtungen zu dieſen verkümmerten ihr manche Morgenſtunde, die ſie ſonſt andern Beſchäftigungen zu widmen gewohnt war.

Mit aller Kraft ihres Geiſtes ſuchte ſie jetzt die ängſtliche Blödigkeit zu überwinden, welche ihre erſten Schritte in der Geſellſchaft ſo unſicher

gemacht hatte. Es gelang ihr nach und nach. Das Blendende der Erscheinungen, das betäubende Geräusch verloren allmählich die Gewalt, ihr zu imponiren, ihre Existenz in der Welt ward mit jedem Tage angenehmer und obgleich sie sich oft nach den stillen, genußreichen Abenden sehnte, welche sie sonst bei Frau von Willnangen zu verleben gewohnt war, so gab es doch auch oft Stunden, in denen sie sich recht jugendlich heiter an dem bunten Leben ergötzte.

Dennoch war ihre Erscheinung in demselben nichts weniger als brillant. Als eine nahe Verwandte der von allen gefeierten Gräfin Rosenberg, in deren Begleitung sie überall erschien, verfehlte man zwar nicht, ihr die Aufmerksamkeit zu erzeigen, zu welcher dieses Verhältniß sie berechtigte; aber eigentlich betrachtete man sie doch noch immer als ein halbes Kind, und sie hätte gewiß an manchem Abend die Reihe der ungestört gähnenden Opfer der Sozietät vermehrt, welche man in allen Salons-Ecken sitzen sieht, wäre nicht Ernesto ihr treuer Beschützer geblieben, und hätte nicht Frau von Willnangen diesen Winter der gewohnten Ruhe weit öfterer als sonst entsagt, um

ihren Liebling in so ungewohnten Verhältnissen nicht ganz verlassen zu wissen.

Ottokar sah Gabrielen jetzt täglich, ohne daß beide einander deswegen viel näher gekommen wären. Er zeichnete sie nicht minder als Aurelien aus, durch tausend kleine Aufmerksamkeiten, die er, als der Gast der Gräfin, ihnen vor andern schuldig zu seyn glaubte, übrigens aber blieb ihr gegenseitiges Verhältniß fremd und abgemessen wie zuvor.

Nur selten, besonders aber am Neujahrsabende, bei ihrem Eintritt in die große Welt, hatte er ihr einige Theilnahme gezeigt. Die Gräfin feierte den Schluß des festlichen Tages mit einem Ball, den sie den jüngern Bekannten Aurelien's gab. Einsam und vergessen saß Gabriele lange in einer Ecke des Tanzsaals. Sie gedachte der Neujahrsabende, welche sie als fröhliches Kind an der Hand der Mutter in den hohen, düstern Sälen von Schloß Aarheim verlebt hatte. Die Tanzmusik tönte nur wie aus weiter Ferne in ihre Träume, als Ottokar plötzlich vor ihr stand und ihr seine Hand bot, um auch sie den fröhlichen Reihen zuzuführen. Es war der erste festliche

Tanz ihres Lebens, ihr ſchwindelte, noch ehe ſie den Tanzplatz betrat. Ottokar merkte ihr Schwanken, ſchrieb es ihrer gewohnten Furchtſamkeit zu, und umfaßte ſie nur um ſo feſter, um ſie vor jedem möglichen Zufall zu ſichern. Gabriele fühlte den Druck ſeines Armes, das Säuſeln ſeines Athems in ihren Locken, ſie ſah ſein freundliches Auge ganz nahe auf ſie herabblitzen und ſchwebte, an ihn gelehnt, wie auf geflügelten Sohlen durch den weiten Saal, ſo leicht, ſo anmuthig, daß ſelbſt die Tante ihr freundlich Beifall zunickte. Mit ihm ſo durch das Leben! Der Gedanke flog zum erſten Mal wie ein Pfeil, in ſtechendem Schmerz, durch ihr Innres; ein unendlich betrübendes Gefühl bewegte ſie faſt bis zum Weinen, und noch nie hatte ſie ſich ſo vereinzelt, ſo ganz verlaſſen gefühlt, als da Ottokar nach beendigtem Walzer ſie zu einem Sitz führte und ſie dann mit einer ſtummen Verbeugung verließ, um ſich eine andre Tänzerin zu wählen.

Eines Abends, in einer großen Geſellſchaft, wandte ſich das Geſpräch auf den echt ſpaniſchen

Fandango. Aurelie war eben in sehr glänzender Laune, und so bedurfte es nicht großer Ueberredungskraft, um sie zu bewegen, ihn zu tanzen, obgleich die musikalische Begleitung, außer dem Tambourin und den Kastagnetten, nur noch aus einem Pianoforte bestehen konnte, und an einen Mittänzer gar nicht zu denken war.

„Du kennst die Figuren des Fandango, ich weiß es vom Tanzmeister," sprach Aurelia zu Gabrielen, indem sie die sich vergeblich Sträubende in die Mitte des Saales mit sich fortzog; „übrigens," setzte sie noch wie ihr zum Troste hinzu, indem sie ihr die Kastagnetten aufzwang, „übrigens hat es wenig zu bedeuten, wer neben mir herhüpft."

Die mehrsten der Anwesenden, sogar die Gräfin, blickten mit mitleidiger Besorgniß auf die arme Gabriele, die beinahe zitternd, mit niedergeschlagenen Augen dastand, während ein dichter Kreis von Zuschauern sich um sie und ihre Cousine bildete. Endlich sah sie auf, ihr erster Blick fiel auf Ottokar, der neben Ernesto stand, und sie mit ängstlicher Theilnahme betrachtete. Unfern von beiden winkte ihr Frau von Willnangen

Muth zu, und nie war dieſe Gabrielen der verlornen Mutter ſo täuſchend ähnlich erſchienen. Der Anblick der befreundeten Geſtalten, die erſten Takte der ihr bekannten Muſik, aus welcher ihr Erinnerungen an ihre glückliche Kindheit wiederhallten, begeiſterten ſie; die Gewalt, mit der ſie ihre Aengſtlichkeit niederzukämpfen ſuchte, verknüpft mit dem lebhaften Wunſche, die durch ihr Gelingen zu erfreuen, welche ihr wohlwollten, verſetzten ſie in eine Art von Extaſe. Wider alles Erwarten gelang es ihr, mit unnachahmlicher Grazie auch den künſtlichſten Wendungen Aurelien's zu folgen, die jetzt in vollem Ernſt mit der eben Verachteten zu wetteifern begann.

Wie ein weißer Schmetterling die prachtvoll erblühte Centifolie umflattert, ſo ſchwebte die kleine Silphidengeſtalt um die hohe ſchöne Aurelia her. Der Anblick war wirklich entzückend, lauter, rauſchender Beifall übertönte faſt das Pianoforte; nach beendetem Tanze drängte ſich alles, um beide mit Lob- und Dankſprüchen zu überſchütten, vorzüglich aber Gabrielen; denn ein unerwartet neu entdecktes Talent gilt immer mehr als ein längſt bekanntes. Frau von Willnangen, Erneſto, Otto-

kar ſogar, erhoben Gabrielen bis in die Wolken, andre folgten dieſen anerkannten Koriphäen des guten Geſchmacks, ſogar die Gräfin erklärte ſich für ſtolz auf ihre liebe Nichte und umarmte ſie mit großer Zärtlichkeit. So ward das Unerhörte herbei geführt, daß Aurelia wirklich zu ihrem eignen höchſten Erſtaunen ein Paar Minuten lang um der kleinen Couſine willen vergeſſen und verlaſſen daſtand, und dieſe Erfahrung war ihr nicht weniger neu, als Gabrielen die, der allgemeinen, laut ausgeſprochenen Bewunderung.

Mit dem Scharfblick beſorgter Mutterliebe bewachte Frau von Willnangen Ottokar's Benehmen gegen Gabrielen bei jeder ſich bietenden Gelegenheit. Nichts war ihrem genauen Aufmerken entgangen, weder jenes feſtere Umfangen ihres Lieblings beim erſten Tanze in der Neujahrsnacht, noch ſein Beſorgtſeyn um Gabrielen, als Aurelia ſie zum Fandango hinzog. Freudig hatte ſie geſehen, mit welchem Entzücken er hierauf jeden ihrer Schritte mit den Augen verfolgte, zuletzt in laute Bewunderung ausbrach und ſich den An-

dern vordrängte, um der Erste zu seyn, der ihr für das Allen gewährte Vergnügen seinen Dank aussprach.

Auch in Ottokar's übrigem Betragen gegen Gabrielen glaubte sie, wenn gleich nicht leidenschaftliche Liebe, doch ein stilles Hinneigen zu ihr zu erblicken, denn Wunsch und Hoffnung sind zu nahe verwandt, als daß sie im Laufe des Lebens nicht oft sollten eins für das andere gehalten werden. Frau von Willnangen gewöhnte sich nach und nach, alle die kleinen Aufmerksamkeiten mit in ihre Waage zu legen, durch welche Ottokar die Hausgenossin, die nahe Verwandte seiner Gastfreundin, vor andern auszeichnete. Sie sah, mit welcher zarten Schonung und zugleich mit welcher Gewandtheit er so manche kleine, Gabrielen drohende Verlegenheit von dieser abzuwenden wußte; sie legte alles zum Vortheil ihrer Wünsche aus, und wahrhaft mütterliche Liebe verleitete sie endlich zu Mißgriffen, welche bei der welterfahrenen, klugen Frau sich nur durch dieses vorherrschende Gefühl entschuldigen lassen.

Zu diesen Mißgriffen gehörte, daß sie nicht nur es nicht vermied, mit Gabrielen über alle

jene ihr bedeutend dünkenden Zufälligkeiten in Ottokar's Benehmen gegen sie zu sprechen, sondern sie sogar aufmerksam darauf machte, und sie ihr aus einem Gesichtspunkt zeigte, der für Gabrielens Ruhe durchaus gefährlich werden mußte. Augustens ewig heitre Phantasie, ihre warme Anhänglichkeit an Gabrielen verleiteten auch diese, das Gemälde einer Zukunft vollends auszumalen, welche keine von ihnen mit deutlichen Worten zu nennen wagte, die aber Mutter und Tochter für jedes andere Gemüth, als Gabrielens, dennoch nur zu deutlich bezeichnet haben würden. Diese, zu wenig vertraut mit allem, was auf das wirkliche Leben Bezug hat, verlor sich nur mit süßer Schwärmerei in die von ihren Freundinnen ihr geöffnete helldunkle Aussicht. In ruhigen, einsamen Stunden strebte sie freilich, zu ihrer ehemaligen Resignation wieder zu gelangen, und war es sich sogar nicht bewußt, wie weit sie von ihr gewichen sey. Ottokarn zu werden, was er ihr war, diese Möglichkeit hatte sie noch nie mit klaren Worten sich gedacht, aber noch weniger die, daß eine Andere so über alles von ihm geliebt werden könne. So verwirrten sich ihre Wünsche, ihre

Hoffnungen immer mehr, sie vermied sogar, zur Klarheit über sie zu gelangen, und ihr Tagebuch enthielt von nun an nur die Ergießungen eines leidenschaftlich aufgeregten Gemüths, das sich scheut, ein Dunkel zu durchdringen, in welches es sich vor sich selbst verhüllt.

Der Winter zog allmählich fort, die Tage wurden länger, und im wärmeren Sonnenstrahl erglänzten schon die schwellenden Knospen der Bäume. An Gabrielens Rückkehr nach Schloß Aarheim ward indessen nicht gedacht, obgleich der anfänglich dazu bestimmte Zeitpunkt nicht mehr fern war. Der Baron, welcher mit jedem Tage seinem großen Ziele sich zu nähern glaubte, und deshalb ungestört zu bleiben wünschte, hatte schon früher die Gräfin schriftlich um die Erlaubniß gebeten, den Aufenthalt seiner Tochter bei ihr auf unbestimmte Zeit verlängern zu dürfen, und Gabriele war zu sehr von der Gegenwart befangen, als daß sie den Wechsel der Zeiten hätte bemerken können. Tage und Monden gingen an ihr vorüber, ohne daß sie an die Möglichkeit einer Abänderung in ihren Verhältnissen gedachte.

Indeſſen konnte eine um dieſe Zeit entſtehende geheimnißvolle Bewegung im Hauſe ihrer Tante ihr doch nicht verborgen bleiben, welche auch außer ihr jedermann bemerkte und niemand verſtand; ſogar Erneſto nicht, denn die Gräfin pflegte nach Art aller Frauen, die in der großen Welt eine Rolle zu ſpielen gewohnt ſind, ihr eignes Geheimniß ſicher zu bewahren, ſobald ſie es wollte. Sie ſelbſt blieb ſtill und freundlich, wie jemand, der dem Gelingen großer Pläne mit Zuverſicht entgegen ſieht. Dabei konnte ſie indeſſen es doch nicht laſſen, ſich zuweilen mit halbverhüllten Winken an Gabrielen zu wenden, von denen es ſchien als wollten ſie dieſer eine große Freude, ja ſogar ein hohes Glück verkünden.

Aurelia erſchien in dieſer Zeit ſtrahlender und übermüthiger als je zuvor, Ottokar war mehr in ſich gekehrt, und man bemerkte eine ihm ſonſt nicht gewöhnliche Ungleichheit der Gemüthsſtimmung in ſeinem Betragen. Unter der Dienerſchaft herrſchte ein immerwährendes leiſes Treiben, die Gräfin ſelbſt leitete es, es ſah aus wie Zubereitungen zu einem prächtigen Feſte, oder zu einer großen Reiſe, oder zu beiden; niemand von

den dabei Beschäftigten wußte es zu erklären, und alle zerbrachen sich darüber die Köpfe.

Gabriele bemerkte wohl, daß alle diese Erscheinungen auch auf sie Bezug haben müßten, sie sann über ihre Bedeutung nach, bis sie von der allgemeinen, dumpfen Unruhe quälend ergriffen wurde, und war nach jedem, so in vergeblichem Aufmerken verlebten Tage herzlich froh, wenn der Abend hereinbrach und der gewohnte Kreis sich in den Zimmern der Gräfin versammelte, welcher jetzt, nach den vorübergezognen Zerstreuungen des Karnevals, wieder in seine alten Rechte getreten war.

Eines Tages schien die allgemeine Spannung der Hauptpersonen des Hauses auf das Höchste gestiegen, noch nie waren die Gräfin so geheimnißvoll, Ottokar so ernst in sich gekehrt, Aurelia so übertrieben lustig gewesen. Allen, welche diesen Tag an der Mittagstafel der Gräfin Theil nahmen, fiel dieses unheimliche Wesen bis zum Aengstlichwerden auf. Nichts konnte ihnen daher Erwünschteres kommen, als der für den Abend verheißene Besuch eines berühmten Deklamators, denn er versprach nicht nur Schutz gegen die bei

dieſer Stimmung der Geſellſchaft zu befürchtenden Langeweile, ſondern auch gegen etwaige Ausbrüche einer innern Aufgeregtheit der Gemüther, von der ſich jedes ergriffen fühlte. Unter allen aber freute ſich Gabriele darüber; noch nie war ihr Gelegenheit geworden, einen Künſtler dieſer Art zu hören, ſie hatte überhaupt keinen Begriff, wie man das, was ſie als Deklamation kannte, zum Hauptzweck ſeines Lebens machen könne, und erwartete daher etwas ganz Außerordentliches von einem ſich einzig dieſem Zwecke weihenden Künſtler. Alles, was ſie jemals von Improviſatoren, von Troubadours, von Barden, die als überall willkommene Gäſte mit ihren Liedern durch die Länder zogen, ja ſogar vom Wanderleben Homers gehört und geleſen hatte, kam ihr wieder ins Gedächtniß. Sie erwartete nicht viel Geringeres als alles dies zuſammen, und war daher nicht wenig verwundert, als der Erwartete in Geſtalt eines hagern, kleinen, ſchwarzgekleideten, ſehr jungen Männchens hereintrat und der Gräfin vorgeſtellt ward. Seine Ungeduld, ſich hören zu laſſen, ſchien nicht minder groß, als die der Anweſenden, ihn zu hören. Er ergriff die erſte Gelegenheit,

sich anscheinend nachlässig in einen Lehnstuhl zu werfen, und begann mit nicht auffallend angenehmen Sprachton seine Rezitationen.

Es war wunderlich anzusehen, wie er sich ängstlich abmühte, zu deklamiren, ohne dabei zu agiren. Mit der untern Hälfte des Körpers gelang es ihm, er saß mit kreuzweis über einander geschlagnen Beinen wie angebunden auf seinem Sessel, aber die Züge seines Gesichts, Arme und Hände waren gleichsam wider seinen Willen in ewiger theatralischer Bewegung. Er hatte kein Buch nehmen wollen, weil er behauptete, sich vollkommen auf sein Gedächtniß verlassen zu können, dies aber vermehrte die Verlegenheit, in welche ihn die Haltung seiner Hände augenscheinlich versetzte. Freilich hätte er auch eine ganze Bibliothek herbeischaffen müssen, so viele ganz heterogene Dichtungen der heterogensten Dichter ließ er im schnellsten Wechsel auf einander folgen. Endlich kam auch Macbeths bekannter Monolog an die Reihe. Schauerliches Schweigen herrschte im Saal, alles horchte seinen dumpfen, geisterartigen Tönen. „Ist das ein Dolch?“ rief er mit Macbeths stierem Blick und einem plötzlichen Griff auf den vor

ihm stehenden Tisch. „Es ist nur die Lichtschere," flüsterte Aurelia, laut genug, um von den nahe Stehenden, wahrscheinlich auch vom Deklamator selbst gehört zu werden, denn sobald dieser den Monolog beendet hatte, erinnerte er sich eines Versprechens, noch diesen Abend in einer andern Gesellschaft zu erscheinen, und eilte davon.

„Shakespeare! ach Shakespeare!" rief die Gräfin, indem sie sich entzückt auf dem Sopha zurück lehnte, und so es vermied, ihr Urtheil über den Deklamator zu frühe zu äußern. Beim Shakespeare war sie ihrer Sache gewiß, nicht so bei jenem, obgleich dem in allen Zeitungen Gepriesenen in jeder Pause seines Vortrags von einem großen Theil der Anwesenden lauter Beifall gezollt worden war. „Wie groß erscheint Shakespeare, wo man auch immer ihn antrifft!" fuhr die Gräfin fort; „wie sogar nicht zu ertödten! Welch eine Höhe! und welche Tiefe! Wie treten seine Gebilde hinaus in die Wirklichkeit!" „Ich bin nur froh, daß der Deklamator endlich zum Saal hinaus getreten ist," sprach Ernesto ganz gelassen. Erstaunt sah die Gräfin ihn an, und war doppelt froh, sich an Shakespeare gehalten zu haben,

da nun auch der Professor anfing, Klopstocks Ode, Theone, zu rezitiren.

Still auf dem Blatt ruhet das Lied, noch erschrocken
Von dem Getös' des Rhapsoden, der es herlas,
Unbekannt mit der sanfteren Stimme
Laut, und dem volleren Ton.

„Die armen Lieder!“ sprach lächelnd Auguste, „sie hatten nicht einmal ein Blatt, auf dem sie ruhen konnten, er sagte sie auswendig her, und mir ist daher noch immer, als fühle ich die heimathlosen Geister mich ängstlich umschwirren.“ Antonius wollte wenigstens das große Gedächtniß des Deklamators bewundert wissen, konnte aber nicht damit zu Stande kommen, denn Ernesto verdammte gerade dies aus dem Kopfe-Hersagen, als einen der ärgsten Mißgriffe, welche sich der Deklamator hatte zu Schulden kommen lassen, und der Professor trat ihm treulich bei. „Wodurch wird das Lied zum Liede?“ sprach dieser; „durch den Rhythmus, den Versbau, die Wahl des Ausdrucks, nicht durch die poetische Idee allein. Mit der strengsten Auswahl wägt der Poet jedes Wort, jede Silbe, überall sucht er den Geist und die Harmonie auf's Genaueste zu vereinen, und Gott weiß, wie schwer ihm dieses in unsrer an guten

Reimen ſo armen Sprache oft wird. Verzweifeln müßte er, wenn er es anhörte, wie ſolch ein Deklamator alle ſeine Mühe vernichtet und die auswendig gelernten Lieder mißhandelt!“ „Das iſt's ja eben,“ ſetzte Erneſto hinzu, „die Herren haben es nur auswendig, und nicht inwendig, ſonſt müßten ſie fühlen, was ſie zerſtören, wenn ſie hier ein fremdes Wort einſchalten, weil das rechte ihrem untreuen Gedächtniß entſchlüpfte, dort einen falſchen Accent anbringen, oder ein kurzes Wort dehnen, weil ſie vom vorhergehenden eine Silbe verſchluckten, und nun mit dem Versmaaß nicht auskommen. Auch das beſte Gedächtniß ſichert vor dergleichen nicht. Auf dem Theater verdecken Spiel und theatraliſche Täuſchungsmittel dieſe Mängel ſo ziemlich, auch Sängern und Sängerinnen will ich es allenfalls nachſehen, wenn ſie unſere Dichter verſtümmeln, man verſteht ſie ohnehin nur ſelten, und wird es alſo nicht gewahr; aber der Deklamator, der uns den vollkommenſten Genuß eines poetiſchen Werkes verſpricht, müßte ſich nie in den Fall ſetzen, ſo fehlen zu können.“

„Ich wünſchte faſt, es gäbe gar keine Deklamatoren in der Welt,“ ſprach Frau von Willnan-

gen; „wenigstens fühle ich immer das innigste Mitleid, wenn ich einen jungen Menschen sehe, der von falschverstandner Kunstliebe sich verleiten ließ, diesen Weg zu wählen, um darauf durch die Welt zu kommen.“

„Denen jungen Herren, die weder zum Graben noch zum Erlernen gründlicher Kenntnisse Lust haben, scheint dieser Weg aber sehr anlockend und bequem,“ erwiederte der Professor, „sie denken noch obendrein, etwas Ungemeines für die Kunst zu thun, wenn sie von Stadt zu Stadt gehen und pathetisch hersagen, was andre Leute gedichtet haben, und was jeder seit der Erfindung der Buchdruckerkunst in seinem Kabinet lesen und sich dabei das gerade für ihn Passende auswählen kann.“

„Dabei sind sie gewöhnlich in offenbarem Zwiespalt mit sich selbst,“ setzte Ernesto hinzu. „Deklamiren mit Aktion oder ohne Aktion, das ist die Frage, die sie nie lösen können. Ersteres mitten im Zimmer auf plattem Boden hat denn doch immer etwas Komisches, abgerechnet, daß es auch dem eigentlichen Begriffe des Deklamirens ganz entgegen steht. Und sich beim Deklamiren im übrigen ganz ruhig zu verhalten, ist fast un-

möglich, oder wird es erzwungen, so kann niemand sich an dem Anblick freuen. Eigentliches Deklamiren möchte ich ganz auf das Theater oder auf die Bühne der Volksredner verweisen, wenn es deren noch außer den Kanzeln gäbe; zur gesellschaftlichen Unterhaltung aber würde ich bloßes Vorlesen mit Ausdruck und Präzision allen Deklamatorien vorziehen."

Es ward über diesen Gegenstand noch viel hin- und her gestritten, bis Ernesto Gabrielen aufforderte, den Streit zu beenden und der Gesellschaft zu zeigen, was er mit Vorlesen eigentlich meine. Er kannte ihr schönes, sorgfältig von der Mutter gebildetes Talent, und ergriff gern diese, wie jede Gelegenheit, seine junge Freundin nicht sowohl an das Licht zu ziehen, als vielmehr sie von der ängstlichen Befangenheit gänzlich zu befreien, von welcher sie noch zuweilen befallen ward. Auch dieses Mal gewährte sie nur mit innerm Zagen seinen Wunsch, überflog schnell mit den Augen ein Blatt, welches Ernesto ihr reichte, während die Lichter gerückt wurden und der Kreis der Anwesenden sich um sie her ordnete. Sie las zuerst etwas zaghaft, dann aber mit immer

ſteigendem Affekt, immer eindringender, immer wahrer in Ton und Ausdruck, ganz ſich und Alle um ſich her vergeſſend, wie an jenem Abende, als ſie in Ottokar's Gegenwart ſang: la pura fiamma che m' arde in petto. Kein Hauch regte ſich, Alle waren an ihren Vortrag wie gebannt, denn man hörte, was ſie las, war der innigſte Ausdruck ihres eigenſten Gefühls, und ſie bezwang alle Herzen mit der Wahrheit Gewalt. Sie hatte das Gedicht, welches ſie vorlas, zuvor nie geſehen, es war das neueſte Erzeugniß eines jungen Poeten von Erneſto's Bekanntſchaft.

Hier iſt es:

O laßt mich ruh'n an dieſer lieben Stelle
Nur einen kurzen, ſtillen Augenblick!
Hier zog mein Tag herauf, ſo licht, ſo helle;
O laßt mich ruh'n an dieſer lieben Stelle;
Vergönnet mir dies arme, einz'ge Glück!

Ich will nicht um mich ſchau'n; laßt mich vergeſſen,
Daß eine Zukunft iſt, daß Morgen kommt.
Was über Heute liegt, iſt unermeſſen,
Und über Nacht zu denken, iſt vermeſſen,
Mit Sonſt zu ſprechen meinem Herzen frommt.

Wenn es der Welt noch einmal tagt, umdichten
Mich Gram und Nacht. Dein Bild kann nur allein
Die Nacht zur Dämm'rung eines Traumes lichten,
Und wie ein Traum mußt du vorüberflüchten,
Geflügelt Glück! dein bin ich, du nicht mein.

Der hat ein süßes, hold Geschick empfangen,
Wer dich, du zartes Bild, nur einmal sah;
Mich hat dies Glück für immerdar umfangen,
Bist du auch, Klara! weit von mir gegangen;
Mein Herz bringt ewig deine Fernen nah.

In meiner tiefsten Seele stillen Tiefen
Steh'n deine Worte, rufen nach und nach
— Wie Glockentöne, die am Tage schliefen,
Vom Abend aufgeweckt, zur Vesper riefen —
Das Heiligste in meiner Brust mir wach.

Und diese Augen sollten wiedersehen,
Was nicht zu dir gehört, was du nicht bist?
Es sollten and're Töne mich umwehen?
Und deine liebe Stimme mir vergehen?
Giebt es solch' Auferstehn, was Grab nur ist?

Wer hörte dich und darf noch Unglück denken?
Noch an das Böse glauben und dich seh'n?
Dein liebend Auge könnte Sonnen lenken,
Und meinen Stern, den könntest du versenken
In ew'ger Trennung namenlose Wehn?

Es muß die Zeit hinab zur Zeit wohl gehen,
Doch meine Liebe nicht und nicht mein Schmerz;
Selbst dieser Schmerz darf nicht die Lieb' umstehen
Gewaltsam, rauh; er soll wie Frühlingswehen
Wachrufen, Blumen gleich, ein sehnend Herz.

Und wenn der Winter schlafen legt die Blumen alle,
Und Herz und Sehnsucht starrt in Grabesfrost,
Wenn todtgekühlt die Blumen, Herzen alle,
Dann seh' ich dich allein aus meiner Halle
Noch diamanten-strahlend hoch im Ost.

Bis dahin laßt an dieser lieben Stelle
Mich ruhen meines Lebens Augenblick.
Hier kam mein Tag, hier bleibt die Nacht mir helle;
O laßt mich ruh'n an dieser lieben Stelle!
Euch sey die ganze Welt mit ihrem Glück!!

Während des Lesens waren Gabrielen schon bei der Stelle:

„Es sollten and're Töne mich umwehen?
Und deine liebe Stimme mir vergehen?"

einzelne Thränen in die Augen getreten; sie ward im Fortfahren immer bewegter und bewegter. Bei den Worten:

„Hier kam mein Tag, hier blieb die Nacht mir helle."

versagte ihr die Stimme, und sie strebte vergebens, die beiden letzten Strophen des Liedes vorzutragen, dieses zu beenden. Erbleichend, verstummend stand sie endlich auf, bedeckte das Gesicht mit ihrem Tuche und eilte zum Zimmer hinaus, jede Begleitung durch eine bittende Bewegung der Hand von sich ablehnend.

Ottokar, der zunächst der Thüre sich befand, war dennoch unbemerkt bis in den Vorsaal ihr gefolgt, dann faßte er ihre Hand und führte sie zu einem Sitz im Fenster, während er die Bedienten fortschickte, um Annetten herbei zu rufen. Gabriele erbebte sichtbarlich, als sie ihn erkannte; ein Strom von Thränen schaffte ihrem gepreßten Herzen Luft, während er, den sorgenden Blick auf sie geheftet, vor ihr stand. „Fräulein," sprach er, indem er noch immer ihre Hand hielt, „liebes Fräulein, Sie haben uns allen einen so hohen Genuß gewährt, wir alle müssen Ihnen so dankbar dafür seyn; was ist es denn, das jetzt Sie so gewaltsam niederdrückt? Zürnen Sie mir nicht," fuhr er fort, da es ihm schien, als wolle Gabriele sich von ihm loswinden, „zürnen Sie mir nicht, daß ich Ihrem Winke nicht gehorchte und Ihnen

hierher folgte; daß ich die Beſorgniß, mit der ich Ihren ſchwankenden Schritt bemerkte, nicht unterdrückte. Als Ihr Hausgenoſſe glaubte ich dies wagen zu dürfen, und vielleicht, hoffentlich ſogar, geben mir die nächſten Tage, vielleicht der morgende ſchon, das ſchöne Vorrecht, an allem, was Sie betrifft, recht innigen Antheil zu nehmen.“

Gabriele horchte bebend auf ſeine Worte, ſie war unfähig, ihm zu antworten, und fühlte ſich zum erſten Mal in ihrem Leben einer Ohnmacht nah. Ottokar konnte nichts, als ſie unterſtützen, bis die erſchrockene Annette kam und ſie in ihr Zimmer geleitete.

Die Nacht verging Gabrielen unter lautem Herzklopfen, unter tauſend wechſelnden Ahnungen, Gedanken, halb verſtandnen Wünſchen. Jedes Wort, das Ottokar am vergangnen Abend zu ihr geſprochen hatte, tönte unaufhörlich in ihrem Innern wieder, jedes war ihr ein Räthſel, deſſen Löſung ſie mit Entzücken und Grauen ſuchte und nicht fand, bis ſie ermattet ſpät gegen den Morgen in unerquickliche Bewußtloſigkeit verſank.

Ihr Erwachen zu einer ungewöhnlich späten Stunde glich ganz dem ersten im Hause ihrer Tante. So wie an jenem Morgen, durchtoseten auch heute Bediente und Handwerker das Haus mit Zurüſtungen zu einem Feſte. Weder Aurelia, noch die Gräfin waren den ganzen Morgen über ſichtbar, ſelbſt die Bedienten thaten geheimnißvoll, wenn ſie einander auf der Treppe begegneten. Gabriele ſaß in ängſtlicher Spannung; unfähig zu jeder ſonſt gewohnten Beſchäftigung, lauſchte ſie auf jeden Fußtritt, auf jedes Knarren der Thüren in zitternder Unruhe. Sie ahnete das Herannahen einer für ihr ganzes Leben entſcheidenden Stunde, ſie ahnete einen Zuſammenhang zwiſchen dieſer Stunde und dem, was Ottokar am geſtrigen Abende zu ihr geſprochen hatte, ohne doch begreifen zu können, wie dieſes möglicher Weiſe ſeyn könne. Gegen Mittag ließ die Gräfin ihr ſagen, daß ſie und Aurelia allein in ihrem Zimmer ſpeiſen würden, zugleich ſchickte ſie ihr einen ſehr glänzenden Anzug für den Abend. Alles dieſes ſo ganz Ungewohnte vermehrte Gabrielens peinliche Unruhe, ſie begann weit früher,

als sonst, sich anzukleiden, und zählte hernach jeden Pendelschlag ihrer Uhr.

Endlich strahlten die Kronleuchter, Equipagen rollten herbei, und schon durchrauschten die Tritte vieler herannahenden Gäste Treppe und Vorsaal, ehe Gabriele sich wirklich entschließen konnte, den Versammlungs-Saal zu betreten, und eine immer steigende Angst hemmte jeden ihrer Schritte. Unter lautem Herzklopfen blieb sie unfern der Thüre stehen; wie durch einen dichten Flor zeigte sich ihr die ganze glänzende Versammlung, welche längs den Wänden des Zimmers einen weiten Kreis bildete. Alle nahen und entfernteren Verwandten der Gräfin, alle ihre vornehmsten Bekannten waren gegenwärtig, nur Frau von Willnangen fehlte, weil eine plötzliche Unpäßlichkeit Augustens sie zu Hause hielt, und weder Ernesto, noch irgend einer der Künstler und Gelehrten, welche sonst das Haus besuchten, waren zugegen. Am obersten Ende des Kreises stand die Gräfin, reich und festlich gekleidet, neben ihr Aurelia, im weiß und silbernen Kleide, diamantne Sterne im dunkeln, mit Perlen durchflochtnen Haar; ihr großes blaues Auge überschaute die ganze Gesellschaft, so wie

etwa eine Königin ihren Hofstaat übersieht, ob niemand fehlte, und als sie Gabrielen an der Thüre gewahrte, winkte sie sie zu sich heran. Uebrigens herrschte tiefe Stille in der Versammlung, man konnte das Picken der Uhren hören, so regungslos erwartend stand alles da. Da trat Ottokar in völliger Hofkleidung aus einem Seitenzimmer in der Nähe der Gräfin herein, zum ersten Mal sah Gabriele ihn von einem breiten Ordensband umschlungen, und einen blitzenden Stern auf seiner Brust. Mit freundlichem Ernst, etwas bleicher, als sonst, näherte er sich der Gräfin, die seine und Aureliens Hand ergreifend, mit würdevollem Anstande beide einige Schritte vorwärts gegen die Mitte des Kreises führte, und Ottokarn als Aureliens verlobten Bräutigam der Gesellschaft vorstellte.

Die Gräfin schien sich zu dieser Festlichkeit eine kleine Rede ausgesonnen zu haben, die sie, zwischen Ottokar und Aurelien stehend, mit dem Anstande der Fürstin von Messina an die Anwesenden richtete. „Der Wunsch ihrer Väter“ sagte sie unter andern, „der Wunsch ihrer Väter, wenn gleich nicht ihr unabänderlicher Wille, bestimmte

dieſes Paar ſchon ſeit Aureliens Geburt für einander, doch blieb dieſes, meinem Willen gemäß, beiden ein Geheimniß, bis ich überzeugt ſeyn konnte, daß kein inneres oder äußeres Hinderniß ſich ihrer Verbindung entgegenſtellte. Die Gnade des Fürſten hat auch das letzte beſeitigt, indem ſie den Grafen in den Stand ſetzt, ſeiner Braut mit ſeiner Hand auch einen meinen Wünſchen angemeßnen Rang in der Geſellſchaft zu bieten; Ottokar erhielt heute ſeine Ernennung zum Geſandten in Rom, und Aurelia folgt ihm entzückt in das ſchöne Land, zu welchem ſchon längſt ſie, wie jeden Gebildeten, die Sehnſucht zog. Auch ich werde ſie dorthin begleiten, und da Graf Ottokars Beſtimmung die ſchnellſte Ausführung des längſt Vorbereiteten fordert, ſo wird uns leider das ſchöne Feſt des heutigen Tages durch den Schmerz des Abſchiednehmens von ſo werthen Freunden getrübt. Schon morgen verlaſſen wir die Stadt, in wenig Tagen wird das hochzeitliche Band auf meinem Landgute ganz in der Stille geknüpft, und in weniger als einem Monat eilen wir Italien zu, wohin Pflicht, Liebe und Sehnſucht uns rufen. In Jahr und Tag hoffe ich in-

deſſen Sie alle hier wieder zu ſehen, ich kehre dann mit der feſten Ueberzeugung des Glücks meiner Kinder zurück und hoffe, in Erinnerung und Gegenwart mit meinen Freunden frohe Tage zu verleben. Auch meine Nichte, Gabriele von Aarheim, wird mich begleiten. Ich habe dich von deinem Vater dazu erbeten," ſprach ſie, in ihrem natürlichen Ton, ſich plötzlich zu Gabrielen wendend, „du ſollſt auch Italien ſehen, freue dich recht, Kleine, und wünſche deiner Couſine und ihrem Bräutigam Glück," ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihr näher zu treten winkte.

Gabriele, welche ſchon früher auf Aureliens erſten Wink ſich genähert hatte, drängte ſich jetzt mit wunderbarem Ungeſtüm durch die Verſammlung, welche ſich in dem Moment auch in Bewegung ſetzte, um Aurelien ebenfalls ihre Glückwünſche zu bringen. Gabriele wankte, als ſie der Tante näher kam; im Begriff zu ſinken, umfaßte ſie unwillkürlich das Knie der Gräfin, um ſich aufrecht zu halten. „Wunderliches Kind, wie ſtürmiſch iſt deine Freude! Hier, hier bringe deinen Glückwunſch an, ſprach lächelnd die Gräfin, indem ſie ſie umarmte und dann zu Aurelien und

Ottokar wendete. „Glück! Glück!“ rief Gabriele, athemlos und wie verwildert, sie konnte in augenscheinlicher Bewußtlosigkeit kein anderes Wort hervorbringen, als dieses eine, das sie mehrere Male schnell wiederholte. Die Gräfin, welche auch in der höchsten Bewegung die feingezogene Linie des hergebracht Schicklichen nie aus den Augen verlor, wurde von dem Aufsehen beunruhigt, welches Gabrielens sonderbares Benehmen unter den Zunächststehenden schon zu erregen begann. Sie schob sie daher mit sanfter Gewalt der Thüre zu, durch welche Ottokar hereingetreten war. „Dorthin, dorthin,“ flüsterte sie ihr leise ins Ohr, „erhole dich erst von deiner ausgelassenen Freude, und dann kehre wieder.“

Gabriele ging, der Weisung der Tante gehorsam; sie ging und ging, einen endlosen Weg, wie es ihr schien, die Kronleuchter drehten sich in einem wunderlichen Tanz um sie her, die Tapeten und Fußteppiche hoben und senkten sich, sie sah alles und erkannte nichts, bis sie am äußersten Ende der erleuchteten Reihe von Zimmern in einem nur von einer Dämmerungslampe erhellten Cabinet auf den Divan sank.

Ueber eine Stunde mochte wohl verfloſſen ſeyn, ſeit Gabriele ſich von der Geſellſchaft entfernte; im freudigen Tumult hatte weiter Niemand an ſie gedacht, ſelbſt die Gräfin nicht, welche jetzt, nachdem die Gratulationen vorüber waren, alle Aufmerkſamkeit darauf verwandte, die Spieltiſche zu Jedermanns Zufriedenheit zu ordnen. Aurelia zog ſich indeſſen mit ihren jüngern Freundinnen in ihr Zimmer zurück, Ottokar's prächtige Brautgeſchenke mit ihnen zu muſtern und zu bewundern, und ſo entſtand für dieſen eine Pauſe in der geſelligen Unterhaltung, die ihm in ſeiner jetzigen Stimmung höchſt willkommen war. Er fühlte dringend das Bedürfniß einiger einſamen, ruhigen Minuten, um ſich ſelbſt wieder zu finden. Jede auffallende Abänderung des Gewohnten, und ſey ſie noch ſo erwünſcht, führt ihre eignen Schauer mit ſich, die uns mit unwillkommner Gewalt ergreifen, oft in Momenten, wo wir es ſogar als Pflicht fühlen, nur Freude äußern zu dürfen. Sogar das höchſte Entzücken unverhofften Wiederſehens geliebter Freunde iſt im erſten Augenblick ein Schmerz, wir müſſen mit jedem Glück erſt Bekanntſchaft machen, ehe wir uns deſſen recht

erfreuen können, und wir erschrecken sogar vor unsern eignen Wünschen, wenn sie plötzlich in Erfüllung treten.

So ging es auch Ottokar. Ihn schauerte, als er sich nun wirklich an dem Wendepunkt seines Lebens sah, den er doch seit Monden zu erreichen strebte. Oft hatte er den bittersten Unmuth empfunden über den langsamen Cabinetsgang, der seine Anstellung verzögerte, und jetzt schien ihm alles überraschend schnell gekommen zu seyn. Er konnte es sich nicht verhehlen, daß das leichte, luftige, freie Schmetterlingsleben durch den heutigen Tag beendet werde. Bande aller Art, ehrenvolle Thätigkeit, ernste Pflichten im häuslichen Leben erwarteten ihn, tausend Rücksichten mußten seinem bisherigen harmlosen Umherschweifen jetzt ein Ende machen, die Blüthenzeit seines Jugendlebens war dahin, und er vermochte es nicht, ohne Schmerz von ihr zu scheiden.

Leise hatte er sich, die hellerleuchteten Säle entlang, neben den eben besetzten Spieltischen durchgeschlichen, ohne daß jemand es bemerkte, außer der Gräfin, die auch heute, wie immer, ihm Freiheit ließ zu gehen und zu kommen. Er öff-

nete vorsichtig die Thüre des Cabinets, in welches Gabriele sich geflüchtet hatte, und fuhr fast wie vor einer Geistererscheinung zurück, da er sie beim Schein der schwach leuchtenden Alabasterlampe erblickte, wie sie sich bleich und langsam bei seinem Eintritt vom Divan erhob und ihm ein paar Schritte entgegen trat.

„Sie sind es? Sie sind es wirklich, Ottokar?“ redete sie ihn an. „Sie sind es wirklich? ich sehe Sie noch einmal und kann von Ihnen Abschied nehmen? ich darf einmal im Leben zu Ihnen noch sprechen, ehe ich auf immer scheide? Nun so ward doch ein heißer Wunsch im Leben mir gewährt!“

Ottokar erschrak vor dem zitternd bewegten Ton ihrer Stimme, vor der heftigen Spannung, in der augenscheinlich ihr ganzes Wesen sich befand. Er näherte sich ihr, indem er beschwichtigend ihre bebende Hand ergriff und sie wieder zum Divan zurückführte. „Sie reden vom Scheiden, vom Abschiednehmen?“ sprach er, „liebe theure Gabriele, — mit dieser vertraulichen Benennung darf ich jetzt doch Sie anreden? — liebe, liebe Gabriele, an Scheiden, an Trennen ist nun gar nicht zu denken. Verstehen Sie jetzt meine

Worte von gestern Abend?“ fuhr er fort, indem er recht vertraulich sich neben sie setzte. „Giebt der heutige Tag mir nicht ein Recht, an allem, was Sie betrifft, innigen, warmen Antheil zu nehmen?“

Gabriele schwieg, ihre Hand zitterte noch immer in der seinen, schwere Tropfen fielen einzeln aus ihren gesenkten Augen.

„Morgen gehen wir zusammen auf das Land,“ fuhr Ottokar etwas verlegen fort, da es ihm gar nicht gelingen wollte sie zur Gegenrede zu bringen. „Morgen auf das Land, und wenig Tage später durch den blühenden Frühling nach Italien. Wie wird diese liebliche weiße Rosenknospe in jenem schönen Garten hold erblühen!“ sprach er, indem er sich zurückbeugte und Gabrielen mit Wohlgefallen betrachtete. „Welche Freude wird es seyn, dort in der Heimath der Kunst alle die Anlagen, die Talente sich bis zur Vollkommenheit entfalten zu sehen, die Ihre zu große Bescheidenheit uns jetzt kaum errathen läßt. Wird es mir dort vielleicht gelingen, Ihr Zutrauen zu erwerben? Ich ahne schon lange, daß Sie nicht glücklich sind, liebe Gabriele,“ sprach er, ihre Hand

fester fassend, „oft wenn Sie, von mir sich unbemerkt glaubend, am Tisch mir gegenüber saßen, sah ich den Schmerz auf Ihren Lippen beben. Ich weiß es wohl, Ihnen fehlt das höchste Glück der Jugend, eine liebende Mutter, Geschwister. Nehmen Sie mich, liebe Gabriele, nehmen Sie mich zu Ihrem Bruder an, jetzt, da ohnehin Verwandtschaftsbande uns vereinen werden; geben Sie mir ein Recht, mit liebender Sorgfalt um Sie geschäftig zu walten. In dem fremden Lande, wohin wir gehen, so schön es ist, werden wir doch unter uns unbekannten Menschen, die vielleicht gar nicht zu uns passen, allein zusammen stehen; aber wir werden uns dafür auch desto fester an einander schließen und einander um so näher angehören, je isolirter wir sind. Darum adoptiren Sie mich zum Bruder, ehe die Noth Sie dazu treibt, gewiß, ich will ein recht guter Bruder seyn," setzte er fast scherzend hinzu.

Er schwieg, ihre Antwort erwartend, während sie sichtbar nach Fassung, nach Athem rang; plötzlich richtete sie sich auf und legte auch ihre zweite Hand auf die seinige. Er blickte verwundert, voll Erwartung sie an.

„Ich danke Ihnen, Ottokar," sprach sie, „ich danke Ihnen herzlich; Sie wollen ein krankes Kind mit erfreulichen Bildern zur Ruhe einlullen, aber ich bin nicht krank, ich bin auch kein Kind, ich darf es ja nicht seyn, von jetzt an nicht mehr. Ach wäre ich es, und läge tief gebettet bei meiner Mutter!" rief sie schmerzlich, ermannte sich aber gleich wieder. „Sie zeigen mir eine entzükkend schöne Aussicht in die Zukunft, Ottokar," fuhr sie fort. „Noch gestern hätte der Gedanke an die Möglichkeit derselben mir ein Traum vom Himmel gedünkt, aber in dieser Stunde fühle ich, daß ich selbst mir diesen Himmel verschließen muß. Ottokar, ich nehme hier an dieser Stelle, in dieser Stunde Abschied von Ihnen, ich kann nicht mit Ihnen gehen. Fragen Sie mich nicht: warum?" setzte sie mit bittender Stimme hinzu, „fragen Sie mich nicht: warum? Es ist mir selbst nicht deutlich, ich vermag nicht, es in klaren Worten vor mir selbst auszusprechen, aber eine Stimme in meinem Herzen ruft laut, daß wir uns hier trennen müssen, und ich darf ihr nicht widerstreben. Ich danke Gott, daß mir vor dem Scheiden der Augenblick wird, nach dem ich Monden

lang mich ſehne, und auch Muth und Faſſung ihn feſtzuhalten. So ſcheide ich doch nicht von Ihnen als eine ganz Unbekannte, ſo nehme ich doch das Bewußtſeyn Ihrer Theilnahme an meinem Daſeyn mit mir. Sie werden in dem ſchönen Lande, wohin Sie ziehen, der armen Gabriele nicht vergeſſen, die hier immer Ihrer gedenken wird, auch wenn mächtige Gewäſſer und himmelhohe Alpen zwiſchen uns liegen.“

In immer ſteigender Bewegung hörte und ſah ſie Ottokar, ſo lange ſie ſprach, immer feſter hielt er ihre Hand, immer näher ſuchte ſein Auge das ihre, während die zarte Geſtalt, im Schmerz des Scheidens aufgelöſt, das müde Haupt an ſeine Bruſt lehnte, und mit der argloſen Sicherheit eines Kindes verſtummend, neben ihm ſaß. Ihm war, als ſchwände vor ſeinen Augen ein dichter Nebel, der ihn bis jetzt verhindert hatte, ein Juwel, nach welchem er lange überall vergebens ſuchte, dicht neben ſich glänzen zu ſehen. „Wie war es möglich,“ rief er endlich, „daß Sie ſo lange faſt unbemerkt neben mir ſtanden? Ja, ich ahnete Ihren höhern Werth, wann ich Sie ſo jung, ſo allein, ſo ſchweigend, mitten im Wirr-

warr der ungeſelligſten Geſelligkeit ſtehen ſah; welche unſelige Verblendung, welche eitle Verknüpfung unbedeutender Zufälligkeiten hielt mich ab, Sie näher kennen zu lernen! und ſollen wir jetzt, da wir uns eben fanden, den herben Schmerz des Scheidens muthwillig auf uns laden, mit dem das Geſchick uns dennoch freundlich verſchont? Nein, Gabriele, Sie irren, es muß nicht ſeyn, wir dürfen uns nicht trennen. Ich bin Ihr Bruder, Sie ſelbſt mir die geliebteſte Schweſter, denn Sie können mich nicht verſchmähen, und auch Aurelia wird in dem fremden Lande der Gegenwart einer liebenden Freundin aus der Heimath doppelt bedürfen.

„Aurelia!“ rief beinahe ſchreiend Gabriele, und verhüllte einen Augenblick ihr Geſicht. Dann hob ſie gefaßter die ſchönen, durch Thränen lächelnden Augen zu Ottokar auf.

„Nach dieſer Stunde darf nichts Halbes in unſerm Verhältniß mehr bleiben,“ ſprach ſie, „ganz verhüllt oder ganz erkannt muß ich von Ihnen ſcheiden. So bringe ich denn mein Herz Ihnen offen dar und fürchte kein Mißverſtehen. Seit ich zuerſt Sie ſah, Ottokar, ſind Sie ein Theil mei-

nes Daſeyns, Ihr Glück iſt das meine! Sie legen jetzt Ihr Geſchick in Aurelien's Hände — du liebſt Aurelien — o liebe ſie recht innig, recht treu — treue, innige Liebe, alles, ſich ſelbſt ſogar, opfernde Liebe, bringt uns den Himmel, wenn auch das Herz darüber bricht. — Auch Aurelia liebt Sie," fuhr Gabriele nach einer kurzen Pauſe fort. „Sie liebt Sie, aber jeder Einzelne hat wohl ſeine eigne Liebe, ihre Weiſe iſt nicht die meine, ich würde nie ſie verſtehen, ſo wenig wie ſie mich jemals verſtand. Darum muß ich fort, ich würde in ewiger unendlicher Sorge um dich in deiner Nähe vergehen, ich würde dich mit mir herabziehn zu meinen ängſtlichen Zweifeln. Ach! ſchon jetzt ſuche ich vergebens Worte, um auszuſprechen, was doch ſo klar vor meiner Seele ſteht, meine Reden verwirren ſich unwillkürlich, ſo würde ich auch in euer Leben nur Verworrenheit bringen. Darum muß ich zurück in meine Einſamkeit, meine Nähe wäre euch nur unheilbringend. Ich bedarf Ihrer Gegenwart nicht zu meinem Glücke, Ottokar, Sie ſind doch immer mit mir, und dieſe an Thränen und Freuden ſo reiche Stunde bleibt ewig der hellſchim-

mernde Lichtpunkt meines Lebens, er kann nie verlöschen.“

„O Gabriele!“ rief Ottokar, mit leuchtenden Augen und tiefbewegter Stimme, „Gabriele! warum schlug diese Stunde uns nicht früher! wie anders könnte alles seyn!“ — „Sprich diesen Gedanken nicht aus, hüte dich, ihn nur auszudenken, rein und treu mußt du bleiben, wenn ich nicht im Schmerz um dich vergehen soll,“ unterbrach ihn Gabriele, in heftiger Bewegung.

„Ich bleibe rein, ich bleibe treu,“ erwiederte Ottokar, „aber noch bin ich nicht gebunden, noch hat die Kirche nicht“ — „Ottokar! Ottokar! ich flehe zu dir!“ rief Gabriele, in höchster Angst, mit gefaltenen Händen, indem sie vom Divan hinabgleitend fast zu seinen Füßen hinsank.

Ottokar faßte sie schnell in seinen Armen auf; beide saßen einige Minuten sprachlos mit hochpochenden Herzen, Hand in Hand neben einander. „So laß uns wenigstens in dieser entscheidenden Stunde unsers Lebens nichts übereilen,“ sprach er endlich mit mühsam errungener Fassung, „höre auch mich an, und dann entscheide du selbst, ich lege willenlos mein Geschick in deine Hände,

du kannſt kein Unrecht wollen, du reiner Engel des Himmels. Liebe war der ſüße Traum meiner Jugend, ich trat früh in die Welt, ich ſuchte ſie, ich fand ſie nicht, und ſo gab ich ihn als unerreichbar auf, den ſchönen Traum, und bereitete mich, mit freiem Herzen bei der Wahl einer Gemahlin dem Wunſche meines Vaters zu folgen. Fern vom Geräuſch der Welt, lebt er in tiefer Einſamkeit. Mit der ſtarren Anhänglichkeit des Alters, klammert er ſich an die Vergangenheit, die er ſo gern wieder zurückbrächte, und der Gedanke, mich mit der Tochter ſeines Jugendfreundes verbunden zu ſehen, war immer der einzige Plan für die Zukunft, den er faſſen mochte. Doch liebt er mich zu ſehr, um das Opfer meiner Ruhe zu fordern. Sehen ſollte ich ſie, Monden lang in ihrer Nähe leben, ehe ich mich erklärte, nur eigenes Wollen ſollte mich binden, darum ſandte er mich hierher. Ich ſah ſie, Gabriele! wen ſollte dieſe hohe Schönheit nicht blenden? dieſer heitre, immer ſpielende Geiſt, dieſes Talent für alles, was das Leben verſchönt? Ich glaubte, ſie zu lieben, ja ich liebte ſie wirklich, wenn unausſprechliches Wohlgefallen an einem

reizenden Wesen Liebe genannt werden kann. Wenn mich, wie oft geschah, etwas Befremdendes in ihrem Benehmen auf Augenblicke von ihr zurückscheuchte, wenn ein Ahnen, ein Sehnen höhern Empfindens mich beschlich, so gedachte ich meines guten alten Vaters und entfernte alles, was mir die Erfüllung seines Wunsches hätte erschweren können. So lebte ich Monate neben dem reizenden Mädchen. War auch sie vom Wunsch unsrer Väter unterrichtet? beobachtete auch sie mich im Stillen? ich wußte es nicht, auch galt es gleich. In jedem Fall war sie zu stolz, mich täuschen zu wollen, sie zeigte sich mir immer, wie sie ist, und achtete es nicht, wenn sie es auch bemerkte, daß sie mir deshalb nicht in jeder Stunde gleich liebenswerth erschien. Vor einigen Wochen brachte mein Vater, — ach! auf mein Bitten, — das frühere Versprechen ihres Gatten bei der Gräfin Rosenberg wieder in Anregung. Sie weigerte sich nicht, es zu erneuern, doch unter der Bedingung, daß ich nur dann gegen Aurelien mich erklären dürfe, wenn ich ihr zugleich den Rang, den Glanz bieten könne, der ihren Vorzügen gebühre. Bis dahin achtete die Gräfin we-

der ihre Tochter noch mich durch dieſes Verſprechen gebunden und verhehlte es auch nicht, daß mehrere Männer ſich um die Hand derſelben bewürben. Jetzt, Gabriele, jetzt da ich die Gefahr ſah, Aurelien zu verlieren, jetzt erſt fühlte ich mich mächtig zu ihr gezogen. Denn Eiferſucht gleicht der Liebe, obgleich jene nicht immer dieſe begleitet, ſie iſt gar oft nur das Kind gekränkter Eitelkeit. Die von den ausgezeichnetſten Männern gefeierte Aurelia konnte mein werden, wenn ich ſie zu feſſeln verſtand; dies bannte mich an jeden ihrer Schritte, während ihr Leichtſinn, ihre auch mich nicht ſchonende Spottluſt mich auf die Folter ſpannten. Endlich vor einigen Tagen kam mit der Gewißheit meiner Ernennung zu der Geſandten-Stelle auch der Tag meiner Erklärung gegen Aurelien. Kalt, gemüthlos, ſpottend beinahe, gab ſie mir das Verſprechen, die meine zu werden, und alle Luſt am Leben ſchwand mir in der Minute dahin. Ich fühlte mit Bewußtſeyn, daß dieſes kalte, über alles lachende, mit allem ſeinen Spott treibende Weſen nie lieben kann. Sie wird mir treu ſeyn, ſie wird mich vielleicht freundlich behandeln, ich will es glauben; aber

mehr darf ich nie von ihr hoffen, und alle die ſchönen Ahnungen häuslichen Glücks, denen ich doch nie ganz hoffnungslos entſagen konnte, ſinken mir an ihrer Seite in das Reich der Unmöglichkeit. Mir zum Troſte ſuchte ich mich zu bereden, daß, was ich wünſche, zu ſchön für dieſes Werkeltagsleben, nur in andern Welten heimiſch ſey. Ich war gefaßt, eine gewöhnliche Konvenienz-Heirath einzugehen, und weder mehr noch minder glücklich zu ſeyn, als alle die Tauſende um mich her, und nun, in der letzten Minute, da ich mit halber Freiheit noch athme, kommſt du wie eine himmliſche Erſcheinung, du wunderbares Weſen, und zeigſt mir ein Glück, das mir Verblendeten bis heute noch erreichbar war. Und wäre es denn wirklich zu ſpät? nein! mein guter Engel ſandte dich, ich habe dich gefunden, ich gehöre zu dir, und bin noch nicht ganz gefeſſelt. Gabriele, ſprich nicht zu raſch unſer Urtheil! ein Wink von dir, und meine Feſſeln reißen, und" —

„Ottokar! Ottokar!" rief Gabriele erbleichend und trat einige Schritte von ihm zurück — gefaßter näherte ſie ſich indeſſen ihm bald wieder, „Wie du mich erſchreckſt!" ſprach ſie, „wie du

mich erſchreckſt mit einer mir ſo fremden Anſicht unſerer Zukunft, daß ich es nicht faſſe, wie ſie dir kommen konnte, dir, deſſen Gedanken ich ſonſt ſtets lange vorher wußte, ehe du ſie ausſprachſt. Auch iſt das, was du ſagteſt, nicht die wahre Meinung deines Herzens," fuhr ſie fort, „du kannſt nicht wortbrüchig werden, weil kein Schwur dich bindet, du kannſt deinem guten Vater nicht die nahe Erfüllung ſeines letzten Wunſches vorſpiegeln und dann grauſam ihn täuſchen, du kannſt nicht meiner Tante mit der Schmach ihrer Tochter heimtückiſch dafür lohnen, daß ſie ihr Haus zu dem deinen machte und dir vertraute. Ottokar, ich brauche nicht zu entſcheiden, du ſelbſt haſt entſchieden in der rechten Tiefe deines Gemüths, du weißt es wohl, was geſchehen muß," ſetzte ſie mit ſanftem Weinen hinzu.

„Aber iſt es denn wirklich ſo? müſſen wir ſcheiden auf ewig? und du, du Arme, was wird aus dir in den Wüſten des Lebens?" rief Ottokar. „Ich bin beglückt," ſprach Gabriele, kraftlos auf den Divan hinſinkend, „laß mir nur die Hoffnung, daß du ſtreben willſt, mit Aurelien glücklich zu ſeyn." „Ich will es, Gabriele! ich

will alles, was du willst. Guter Gott! wie soll ich es aber anfangen, dich zu vergessen?" erwiederte Ottokar. „Vergiß mich nicht!" bat Gabriele, „laß mich mit dir leben, wie du ewig mit mir leben wirst, vielleicht sehen wir einst uns hier noch wieder, nach langen, langen Jahren, dort finden wir uns gewiß; dorthin wende den Blick," sprach sie mit aufgehobenen Händen, und sank sogleich wieder zurück.

„Und kein Andenken dieser Stunde gewährst du mir?" sprach Ottokar. „Du hast meine Zeichnung von Schloß Aarheim, betrachte die alten düstern Mauern, in denen ich von nun an leben werde, denke, daß dein Bild sie mir erhellt, und nun lebe wohl, meine Kräfte reichen nicht weiter," sprach Gabriele mit erlöschender Stimme.

Ottokar kniete vor ihr hin, mit heißen Thränen netzte er die Hände der jetzt beinahe ganz Bewußtlosen, als eine Tapetenthüre sich öffnete. Erschrocken fuhr er auf, es war Annette. Von einer unerklärlichen Angst getrieben, hatte sie das ganze Haus durchstreift, um ihre junge Gebieterin zu suchen, nachdem sie vergeblich sich in der Ge-

ſellſchaft nach ihr umgeſehen hatte. Angſt leitete ihre Schritte, auch in das an die Geſellſchafts-ſäle anſtoßende Kabinet, und der Zuſtand, in welchem ſie ihre geliebte Herrin dort fand, er-ſchreckte ſie ſo ſehr, daß ſie kaum Ottokar's Ge-genwart, noch weniger die an Verzweiflung gren-zende Bewegung bemerkte, in welcher er ſogleich nach ihrem Eintritt das Kabinet verließ. Es ge-lang ihm, auf der bis jetzt ihm unbekannt gebli-benen verborgenen Treppe, welche Annetten her-beigeführt hatte, ſein Zimmer zu erreichen, ohne daß ihn jemand bemerkte. Eben erhaltene Briefe von höchſter Wichtigkeit mußten für dieſen Abend ſein Nichtwiedererſcheinen bei der Geſellſchaft ent-ſchuldigen, während Gabriele, ſanft und ſchwei-gend, ſich von Annetten in ihr Zimmer führen ließ. Der ſtarre Blick, das wunderliche Lächeln, das ununterbrochene Schweigen Gabrielen's trie-ben die arme Annette, unerachtet der dunkeln Nacht, auf die Straße hinaus, um Frau von Willnangen zu Hülfe zu rufen, denn im Hauſe war alles zu beſchäftigt, um auf ihr Bitten zu hören, und glücklicher Weiſe Auguſten's Uebelbe-finden zu unbedeutend, als daß es Gabrielen's

mütterliche Freundin hätte abhalten ſollen, dem Kinde ihres Herzens zu Hülfe zu eilen.

Schon am zweiten Tage nach dieſen Ereigniſſen war alles Leben aus dem ſonſt ſo geräuſchvollen Hauſe der Gräfin Roſenberg gewichen. Nur in Gabrielen's Zimmer waltete und flüſterte bange Sorge am Bette der zum Tode Erkrankten. Durch die übrigen verödeten Gemächer ſchlichen nur noch ein Paar halb invalider Diener, um die Vorhänge an den Fenſtern herabzulaſſen und das koſtbare Hausgeräthe gegen den Staub ſorgfältig zu bewahren. Bald war auch dieſes gethan, und die ehemals glänzende Wohnung gewann nach und nach ganz das Anſehen jener verlaßnen Schlöſſer, die man auf Reiſen ſo oft beſehen muß, die wie verzauberte Palläſte in einem Feenmährchen daſtehen, und einen unbeſchreiblich traurigen Eindruck machen, weil ſie mit allem verſehen ſind, deſſen das üppigſte Leben nur bedarf, ohne daß eine fröhliche lebende Seele zwiſchen den reichgeſchmückten Wänden athmet.

Kaum hatte die Gräfin am Morgen der Ver-

lobung ihrer Tochter die Nachricht von Gabrielen's plötzlichem Erkranken vernommen, so ahnete sie mit der ihr in solchen Fällen gewöhnlichen Lebhaftigkeit ein bösartiges Nervenfieber in dieser Krankheit. Der Arzt wagte es nicht, sogleich für oder wider ihre Muthmaßung zu entscheiden, Frau von Willnangen hingegen wünschte, die Pflege ihrer jungen Freundin ganz ungehindert übernehmen zu können, und bemühte sich daher nicht sonderlich, der Gräfin die Furcht vor einer möglichen Gefahr der Ansteckung auszureden. Halb todt vor Angst, konnte diese von dem Momente an keinen andern Gedanken fassen, als wie die Stunde ihrer Abreise auf das Land möglichst zu beschleunigen wäre. Alles dazu Nöthige war ohnehin schon lange vorbereitet, und es gelang ihr deshalb ohne zu große Anstrengung, sich noch im Laufe des Vormittags, begleitet von Ottokar, Aurelien, und Eugenien, auf dem Wege nach ihrem Landgute Rosenhain zu sehen.

Frauen, wie die Gräfin, pflegen aus angebornem Instinkt genau zu wissen, was sie zu verhehlen, was sie bekannt zu machen haben. Dieses Gefühl leitete sie daher auch dieses Mal ganz

richtig, indem es sie bestimmte, der Krankheit ihrer Nichte gegen Ottokar nicht zu erwähnen. Nichts in der Welt hätte diesen dazu bringen können, seine Braut und ihre Mutter zu begleiten, wenn er nur eine Ahnung von der Todesgefahr gehabt hätte, in welcher die ihm eben so schnell Verlorene als Gefundene im Augenblick seiner Abreise schwebte. Indem er seinen Reisewagen bestieg, dachte er nur an sie und die unausweichbare Trennung von ihr. Selbst in dem Unwahrscheinlichen des Vorwandes, mit welchem die Gräfin das Zuhausebleiben ihrer Nichte gegen ihn zu beschönigen suchte, wähnte er Gabrielen selbst zu erkennen. In der ungeschickten Art, mit welcher man ihn täuschen wollte, sah er nur ihre reine, jeder Unwahrheit widerstrebende Natur, er ergab sich und schien alles zu glauben, was man ihn glauben machen wollte, weil er dadurch ihrem Willen gemäß zu handeln sich bewußt war.

Aurelia würde vielleicht gar nicht nach Gabrielen gefragt haben, wenn sie nicht zu ihrer großen Freude bemerkt hätte, daß ein Windspiel, welches sie seit zwei Tagen leidenschaftlich liebte, weit bequemern Platz auf dem Rücksitz des Wa-

gens fand, als sie gehofft hatte. Mit halbem Ohr hörte sie auf die Ursachen, die wegen Gabrielen's Zurückbleiben angegeben wurden, und hatte diese, wie ihre Cousine selbst, längst vergessen, ehe sie noch über die Vorstadt hinaus war.

Mehrere lange Tage und längere Nächte lag Gabriele ruhig da, im dumpfen bewußtlosen Schlummer, wenn nicht fieberhafte Träume ihre innere Welt aufregten und mit verworrenen wechselnden Bildern vor ihrem Geiste spielten. Frau von Willnangen hatte diese ganze Zeit über an dem Bette der geliebten Kranken in banger Besorgniß gewacht und gebetet; nur wenn die höchste Erschöpfung aller ihrer Kräfte es gebot, wagte sie es, sich einem kurzen unruhigen Schlummer zu überlassen. Auguste und die treue Annette traten dann mit verdoppelter Sorgfalt an ihren Platz vor dem Krankenbette, von welchem sie ohnehin fast nie sich entfernten.

Dankbar, wenn gleich tiefbetrübt, erkannte es Frau von Willnangen, als eine besonders gütige Fügung der ewigen Vorsicht, daß lauter

freundliche Geſtalten das kranke Haupt der oft ſanft Lächelnden umſchwebten, daß keine Schreckensträume dem Sterbekiſſen ihrer geliebten Gabriele nahen durften, und die vielleicht nicht entfernte Stunde ihres Scheidens mild und ruhig, wie ihr ganzes übriges Leben, vorüber zu gehen verſprach. Sie belauſchte mit der angeſpannteſten Aufmerkſamkeit alle Bilder, welche der Kranken exaltirte Phantaſie dieſer vorüberführte, ſie horchte auf jedes verſtändliche Wort von den in wilder Fieberhitze glühenden Lippen. Bald führte Gabriele innige vertraute Geſpräche mit der ihr nun zum Schutzgeiſt gewordenen verklärten Mutter, bald dünkte es ihr, als ſey ſie wieder ein fröhliches Kind im Schloß Aarheim, ſpiele mit freundlichen Engeln in ihrem eignen Gärtchen, unter hohen wunderſchönen Blumen. Oft ſagte ſie ganze Stellen aus Schillers Wallenſtein her, beſonders aus der Abſchieds-Scene zwiſchen Max und Thekla. Dann ſah ſie Ottokar, wie von einer langen Reiſe heimkehrend, und nannte ihn Max und eilte ihm freudig entgegen.

Unter dieſen Zuſtänden war endlich die bange, über Tod und Leben entſcheidende Nacht heran-

gekommen. Ernſt und ſchweigend ſaß der Arzt am Haupte des Bettes, auf welchem Gabriele glühend, in ſchwerem Schlummer und völlig bewußtlos lag. Neben ihm horchte Frau von Willnangen auf jeden Athemzug der Kranken, und erbleichte vor Entſetzen, wenn die Pulſe ſchneller auf einander folgten, oder zuweilen gänzlich auszubleiben ſchienen. Die arme Annette lag auf dem Fußboden neben dem Bette, und betete in höchſter Angſt ganz leiſe vor ſich hin; ſie war feſt überzeugt, daß auch ſie mit ihrem Fräulein aus Jammer über daſſelbe ſterben müſſe. Erneſto und Auguſte ſaßen ſchweigend neben einander auf dem Sopha, ſie zählten jede Sekunde an dem Picken der Uhr, und wagten es nicht, einander anzublicken, um nicht eines in des andern Geſicht die ſtarren Züge innrer ſteigender Hoffnungsloſigkeit zu gewahren.

Jetzt ſchlug die erſte Stunde nach Mitternacht. Der Arzt beugte ſich mit forſchendem Blick über Gabrielen hin, weil er einer faſt unmerklichen Aenderung in ihrem Athmen gewahr ward. Annette richtete ſich im nämlichen Moment auf ihren Knieen von der Erde auf, und blickte ſtarr nach

dem Fenſter. „Dort fliegt er hin, dort fliegt er hin,“ flüſterte ſie ſo innerlich leiſe, daß ſie kaum die Lippen dabei regte, und zupfte Frau von Willnangen am Kleide, und zeigte dabei auf das Fenſter. „Sie iſt gerettet,“ ſprach ſie darauf in faſt unhörbarem Tone zu ihr, die im bängſten Erwarten kaum noch athmete. „Sehen Sie dort?“ ſetzte ſie hinzu, immer auf das Fenſter zeigend, „dort hoch über dem Thurme? den kleinen weißen Wolken am Monde vorüber? Ach Gott, dort ſenkt er ſich wieder!“ rief ſie einen Augenblick ſpäter und verhüllte ſchluchzend ihr Geſicht.

Eine bange ängſtliche Stille herrſchte jetzt um Gabrielen, man hörte das Summen der Fliegen im Nebenzimmer, den Schwung der Flügel eines Nachtſchmetterlings, der um die Lampe flatterte. Da ſchlug Gabriele plötzlich groß und hell die Augen auf. „Sind Sie ſchon ſo früh da, liebe mütterliche Frau?“ ſprach ſie zur Frau von Willnangen, die ſie zum erſten Mal, ſeit ſie krank ward, wieder erkannte. „Ich habe wohl lange geſchlafen, und bin doch noch müde,“ ſetzte ſie hinzu. Ein mattes Lächeln glitt über ihr Geſicht, von neuem ſchlief ſie ein, aber die krampfhafte

Anſpannung in ihren Zügen, die Fieberröthe auf ihren Wangen waren verſchwunden; ſie lag bleich und ſchön, gleich einem Marmorbilde jetzt da, und athmete zwar matt, aber ruhig. Noch ehe die Sonne aufging, wagte es der Arzt, für die Erhaltung ihres Lebens zu bürgen, wenn man ſeinen Vorſchriften pünktlich Folge zu leiſten verſpräche.

Ein Arzt, der ſolch ein Wort mit feſter Zuverſicht ausſprechen darf, wenn von der Rettung eines heiß geliebten Weſens die Rede iſt, ſteht in dem Momente wie ein göttergleiches Weſen vor uns da. Auch bedarf es wohl ſolcher Augenblicke, um ihn für die vielen bittern Stunden zu tröſten, in welchen er die Ohnmacht alles menſchlichen Wiſſens anerkennen muß, und die dennoch von ſeinem wohlthätigen hohen Beruf ſich nicht trennen laſſen. Erneſto und Frau von Willnangen, Auguſte und Annette, Alle drängten ſich im freudigſten Tumult um den Retter Gabrielen's, Alle wußten ihrem Dank, ihrem Entzücken keine Worte zu geben. Es war, als habe er jedem von ihnen neues Leben geſchenkt, indem er jene tröſtenden Worte ausſprach: „Ihr unausſprechliches

Glück kennt nur, wer in einem einzigen entzükkenden Momente den unausweichlich geglaubten Verluſt eines über alles geliebten Weſens von ſich abgewendet ſah.“ „Ach! wenn ich nur dies eine Mal nicht träume,“ rief zwiſchendurch Annette; „aber es iſt doch gewiß wahr, ich ſah ihn fortfliegen, gewiß ich ſah es,“ ſetzte ſie dann ganz leiſe vor ſich hinzu, gleichſam um ſich ſelbſt zu beruhigen. „Was ſahſt du denn fortfliegen, Annettchen?“ fragte Erneſto, aber ſie erwiederte ihm, „daß es in dieſer Stunde noch nicht gut ſey, davon zu ſprechen. Er iſt noch nicht weit,“ ſetzte ſie, betrübt und vorſichtig um ſich her blickend, hinzu, „ich ſah ihn auf das Haus der Frau von Felsberg ſich ſenken, deren Kinder ſo krank ſind.“ Und damit nahm ſie wieder ihren Platz auf der Erde neben dem Bette ein, legte das Geſicht auf Gabrielen's Decke, und wandte kein Auge mehr von ihr ab.

Viele Tage vergingen, ehe Gabriele ihren Freunden anders, als mit unausſprechlich freundlichen Blicken, ihre liebevolle Pflege verdanken konnte, Wochen ſchwanden hin, ehe ſie es vermochte, ſich nur wenige Stunden außer dem Bette zu halten.

In den Armen der Liebe von einer ſchweren Krankheit zu geneſen, iſt eine unbeſchreiblich rührende, heilige Freude, die für alle erlittenen Schmerzen reichlich Entſchädigung beut. Das Gefühl des neu erwachenden Lebens verſchönt alle Gegenwart, und jeder alte Schmerz wird wenigſtens für's erſte zurückgeſchoben, daß wir nicht gleich ſeiner gedenken. Wir ſelbſt ſind liebender, als im gewöhnlichen Gange des Lebens, und auch von unſern Freunden mehr geliebt. Die nahe Gefahr des Verluſtes, der furchtbare Gedanke des Scheidens für das ganze irdiſche Daſeyn hat uns ihnen theurer gemacht; ihnen iſt zu Muthe, als hätten ſie zuvor unſern Werth nicht genugſam anerkannt, als hätten ſie deshalb ein Unrecht gegen uns gut zu machen, und müßten ſich dankbar dafür erweiſen, daß wir noch länger unter ihnen weilen wollen. Wir hingegen, mit Sinnen, in der Einſamkeit des Krankenzimmers neugeſtärkt, wir wiſſen nicht, wie wir genugſam ihrer großen Liebe uns erkenntlich beweiſen ſollen, und jeder kleine Dienſt, den ſie in unſrer Schwäche uns leiſten, hat, als Zeuge ihrer treuſten Anhänglichkeit, für uns unſchätzbaren Werth.

Und so war es auch mit Gabrielen. Sie fühlte sich durch die liebevolle Pflege ihrer Freunde höchst beglückt, und die Ereignisse, welche sie auf das Krankenlager geworfen hatten, waren in der ersten Zeit ihres Genesens fast spurlos aus ihrem Gemüthe verlöscht. Nur mit der allmählichen Erneuerung ihrer Kräfte regte sich eben so allmählich der alte Schmerz wieder auf, und verflocht sich in den Gang ihres Lebens, je mehr sich dieses der Außenwelt wieder zuwendete.

Allmählich war es jetzt völlig Frühling geworden. Draußen im Garten schwärmten die Vögelchen schon gar lustig, zwischen röthlichen Blüthen ihren kleinen Haushalt beschickend, und die Sonne schien warm und lockend durch die immer blühenden Rosen auf Gabrielen's Fenster. Auch Ottokar's Pflanzen trieben wieder Knospen, und Gabriele stand oft vor ihnen, versunken in stilles Nachdenken, aus welchem nur die angestrengtesten Bemühungen ihrer Freunde sie zu ziehen vermochten.

Eines Morgens hatte sie bis zur Erschöpfung ihrer wenigen Kräfte bei ihnen verweilt, und sank darauf in den tiefen Schlummer der Ermattung. Ernesto mit Augusten, welche eben zugegen waren,

zogen sich in das Nebenzimmer zurück, um sie nicht durch ihre Gegenwart im Schlafe zu stören. Auch Annette mußte mit, denn das treue Kind war durch ihre große Liebe zu Gabrielen Allen werth geworden, und wurde mehr wie ein zur Familie gehörendes Mitglied derselben, als wie eine um Lohn dienende Kammerjungfer betrachtet.

„Jetzt ist es heller lichter Tag, und für dein Fräulein ist Gottlob alle Gefahr verschwunden," fing Ernesto jetzt an, „jetzt sage uns, liebe Annette! was sahst du fliegen in jener ängstlichen und frohen Nacht, die wir mit dem Arzte durchwachten?" Feuerroth warf Annette einen ängstlichen Blick auf das Fenster und flüsterte dann schnell und leise: „Wen anders als den Todesengel?"

„Den Todesengel?" erwiederte Ernesto lächelnd; „den sahst du fliegen? und wie sah er denn aus, dieser Schreckensengel?"

„Ach schrecklich genug," antwortete Annette, „mir grauft es noch, wenn ich daran denke, wie er aussah, und doch war er so sehr schön, wie ich noch nichts gesehen habe, kein Mensch auf Erden kann so aussehen. Er ist kein Kind, wie die andern Engel, die in der Kirche und in der

gnädigen Gräfin ihrem Zimmer abgemalt sind. Er sah aus, wie eine sehr schöne Frau, die pechschwarzen Locken hingen ihm zu beiden Seiten des todtenbleichen Gesichts lang herab. Dabei sah er recht gräßlich, recht grausam ernsthaft aus und über alle Maßen traurig und herzlich betrübt, und doch war es auch, als ob er mitleidig wäre und sich recht gerne tröstlich bezeugen wolle. So flog er mit den breiten dunkeln Flügeln über das Bett meines Fräuleins, bald in weiten Kreisen rings darum her, bald zwischen den Vorhängen unter dem Betthimmel durch. Ich wollte immer die Vorhänge zuziehen, aber dann dachte ich, er kömmt doch wohl hindurch und ich sähe nicht, wie er sie zu Tode küsse, denn im Kusse hätte er ihre Seele genommen, das weiß ich gewiß."

„Liebe Annette! mir schaudert jetzt am hellen Tage bei deiner Erzählung, unmöglich kannst du das gesehen haben, du mußtest ja vor Angst und Schrecken bei dem Anblicke von Sinnen kommen," wandte Auguste ein.

„Ich wäre auch gewiß dabei von Sinnen gekommen," erwiederte Annette, „wenn nicht die weit größre Angst um mein Fräulein mich auf-

recht erhalten hätte. Er flog ihr immer näher und näher, zuletzt ſchwebte er ſo dicht über ſie hin, daß ich jeden Augenblick dachte: jetzt wird er ſie küſſen und dann iſt ſie todt. Ich lag auf der Erde neben ihr, und rückte recht mit Bedacht mein Geſicht dicht neben ihr Geſicht und dachte immer daran, wie ich es ſo machen könne, daß er mich an der Stelle meines Fräuleins küſſen ſolle, oder doch wenigſtens mit ihr zugleich. Herr Gott! ich begreife gar nicht, wie Sie alle ihn nur nicht geſehen haben, wie Sie alle nur nicht das ängſtliche Schwirren in der Luft hörten, wenn er ſo über meinem armen Fräulein hin und her flog."

„Und wo blieb er denn zuletzt, wo flog er hin?" fragte Erneſto. „Er flog durch das Fenſter hinaus," war die Antwort, „wie er durch die Scheiben kam, kann ich nicht beſchreiben, er drang hindurch wie der Mondſchein und ſchwebte noch lange von außen um die Fenſter her. Endlich, Gottlob! endlich flog er ganz fort! Hoch durch die Luft, dicht neben dem Monde hin, ich ſah es recht deutlich, wie die dunkeln Flügel durch die weißen Wolken neben dem Monde, wie durch einen Silberflor hindurch ſchimmerten. Auf ein-

mal senkte er sich nieder; mir stand das Herz still vor Angst, aber er flog weiter und ließ sich zuletzt auf dem Hause der Frau von Felsberg herab. Sehen Sie wohl dort das grüne Thürmchen mit dem weißen Balkon rings herum? man sieht es fast in der ganzen Stadt. Das Thürmchen steht oben auf dem Hause der Frau von Felsberg. Ach Gott! und ihre lieben kranken Kinderchen sind auch beide in derselben Nacht gestorben. Ich habe schon so viel um sie geweint," setzte Annette schluchzend hinzu, indem die hellen Thränen ihr über die Wangen liefen.

Eine lange Pause entstand; Auguste vermochte es nicht vor Grausen ein Wort aufzubringen, und auch Ernesto fühlte von der treuherzigen Erzählung der jungen Engelseherin sich befangener, als ihm lieb zu seyn schien. Endlich wollte er einiges über die ängstliche Wallung sagen, in der sie sich Alle während jener Nacht befunden, dann sprach er davon, daß Annette aufgeregter und überwachter seyn mußte, als jeder von ihnen, weil sie allein, vom Anfange der Krankheit Gabrielen's an, bis zu jenem entscheidenden Moment, sich keine Stunde ruhigen Schlummers gewährt hatte. Auch

verſuchte er, von den wunderlichen Bildern zu ſprechen, die unſre Phantaſie uns ſchon auf nächtlichen Reiſen oft vorſpiegelt, beſonders, wenn wir mehrere Nächte hindurch fahren, ohne auszuruhen, aber die Worte ſtanden ihm nicht ſo zu Gebote, wie wohl ſonſt. „Am beſten iſt es," ſagte er endlich, „wir danken Gott, daß der Furchtbare diesmal vorüberzog; ſey es auf welche Weiſe es ſey, ſichtbar oder unſichtbar, grübeln wir weiter nicht darüber, und hüten wir uns, davon zu ſprechen, denn ſolche Geſpräche taugen überall nichts. Vor allen Dingen aber wünſche ich, daß unſre junge Freundin nie etwas von dieſer Erſcheinung erfahre."

So wie ſich Gabriele ſtark genug dazu fühlte, trug man Sorge, ſie aus ihrer verödeten Wohnung hinweg, in das Haus der Frau von Willnangen zu bringen, wo ſie ihre völlige Geneſung bequemer abwarten konnte. Ottokar's Name war ſeit ſeiner Abreiſe noch von keinem von ihnen genannt worden, und Frau von Willnangen ſah nicht ohne Beſorgniß dem Augenblick entgegen,

wo dieſes zum erſten Mal geſchehen würde. Bei aller Ueberzeugung, daß Gabrielen's Krankheit mit der unerwarteten Erklärung der nahen Vermählung Ottokar's Zuſammenhang habe, war ſie doch weit entfernt, nur eine Silbe von der wunderbaren Zuſammenkunft zu ahnen, welche an jenem Abend zwiſchen beiden ſtatt gefunden hatte. Sie wußte daher gar nicht, wie ſie ſich über Ottokar zu äußern habe, um Gabrielen nicht weh zu thun. Sie war uneins mit ſich ſelbſt, wie jeder, der es ſich nicht verhehlen kann, daß er von der rechten Bahn abwich, und nun gern wieder gut machen möchte, was er ſich geſtehen muß verdorben zu haben, wenn es auch in der beſten Abſicht geſchah. Die Verblendung, in welcher ſie Gabrielen's Neigung ſtets mehr entflammt hatte, ſtatt ſie zu mäßigen, war ihr jetzt unerklärlich. Sie begriff es nicht, wie ihre im Laufe eines langen Lebens erworbene Welterfahrenheit ſie dieſes Mal ſo irre gehen ließ, aber eben ſo wenig begriff ſie noch immer, wie Ottokar Aurelien wählen konnte, da Gabriele neben dieſer ſtand. „Habe ich gefehlt," ſagte ſie ſich endlich ſelbſt zum Troſt, „ſo ſtürzte die herzlichſte Liebe zu dem liebenswürdigen

Kinde mich in den Irrthum; mag denn dieſe Liebe, ſo lange ich lebe, auch ſtreben, wieder gut zu machen, was ſie übel gemacht hat.“

Gabrielen's Kräfte nahmen unter der treuen Pflege ihrer Freunde beinahe mit jedem Tage ſichtbar zu. Ihre Jugend, ihr ſtilles, von jedem innren Vorwurf freies Gemüth, und auch des Frühlings allbelebende Kraft waren des Arztes mächtige Gehülfen. Es hatte faſt den Anſchein, als ob ihre phyſiſche Natur dieſes heftigen Stoßes bedurft habe, um zur völligen Entwickelung zu gelangen, ſo auffallend war die Veränderung, welche jetzt in ihrem Aeußern vorging, und ſie faſt bis zum Unkenntlichwerden verſchönte. Das kindlich runde Geſichtchen gewann jetzt den hohen, edlen Ausdruck vollendeter Jungfräulichkeit, ohne dadurch an jugendlichem Reize zu verlieren; ihre mit jedem Tage höher erſcheinende Geſtalt entwickelte ſich zu der edelſten Form, und ihrem ganzen Weſen fehlte nur noch der Glanz blühender Jugendfriſche, um Aller Augen zu entzücken.

Mit Gabrielen's wiederkehrender Geſundheit nahm aber auch der ſchweigende kalte Ernſt zu, mit welchem ſie jetzt alles um ſich her zu betrach-

ten ſchien. Eine nachdenkliche, untheilnehmende Stille in ihrem ganzen Benehmen beängſtigte Frau von Willnangen weit mehr, als wenn ſie ſie traurig geſehen hätte. Ihr verging dabei völlig der Muth, endlich eine Erklärung des Vergangenen herbeizuführen, deren Nothwendigkeit ſie anerkannte, obgleich ſie vor den möglichen Folgen derſelben zitterte. Sie wußte ja nicht, welche Art von Schmerzen ſich mit dieſer in dem armen getäuſchten Herzen ihres Lieblings wieder auf's Neue, vielleicht zerſtörend, regen würden. Vom erſten Moment der Krankheit an hatte ſie ihren Pflegling vor allen fremden Beſuchen gehütet, nicht allein aus Rückſicht auf ärztliche Vorſchrift, ſondern auch weil ſie es gern vermeiden wollte, Ottokar's gefürchteten Namen vor unberufnen Zeugen zum erſten Mal in Gabrielen's Gegenwart nennen zu hören. Im Anfange ward ihr dieſes nicht ſchwer gemacht. Die übereilte, einer Flucht ähnliche Abreiſe der Gräfin Roſenberg hatte das Gerücht von der in ihrem Hauſe obwaltenden Gefahr der Anſteckung bis zum Ungeheuern vergrößert. Sogar ihre genaueſten Bekannten hüteten ſich, ihm vorüber zu gehen, und wählten lieber Umwege, um

nur nicht die verrufne Straße zu betreten. Doch mit der Zeit verschwand auch diese Furcht, und da Gabriele späterhin im Hause der Frau von Willnangen sich befand, so drängte sich bald die gewöhnliche Schaar von Besuchenden herbei, welche jedes Krankenzimmer für einen erwünschten Vereinigungspunkt anzusehen pflegt. Keiner von diesen gelangte indessen bis zu Gabrielen; Auguste machte in einem Nebenzimmer die Honneurs, und entschuldigte ihre Freundin mit dem, ausdrücklich gegen Annahme aller Besuche gerichteten Verbote des Arztes. Man ließ diese Entschuldigung um so lieber gelten, ohne etwas dagegen einzuwenden, da sich eigentlich niemand für das Leben oder Sterben des jungen Mädchens wirklich interessirte, das bis jetzt eine so wenig bedeutende Rolle in der Gesellschaft gespielt hatte.

Nach vielen, in ihrem Krankenzimmer still verlebten Wochen wagte es Gabriele endlich, zum ersten Mal ihre Freundinnen an einem warmen Frühlingsmorgen im eignen Wohnzimmer zu über-

Digitized by Google

raſchen. Freudig erſchrocken fuhren beide vom Sopha auf, als ſie die ſchöne Geſtalt am Arme Annettens hereinſchweben ſahen. Frau von Willnangen hätte ſie kaum erkannt, ſo verändert ſtand Gabriele jetzt, zum erſten Mal außer dem Halbdunkel des Krankenzimmers, im hellſten Strahl der Morgenſonne vor ihr da. Das ſchöne Geſicht mit den blaßrothen Wangen ſah wunderlieblich aus dem feinen Spitzenhäubchen hervor, unter welchem die lichthellen Locken ſich einzeln um die blüthenweiße Stirn hervordrängten. Die dunkeln Augen ſtrahlten in erneutem Jugendglanz, und das in den wenigen Wochen merklich zu kurz gewordne blendend weiße Morgenkleid zeigte die allerzierlichſten Füßchen. „Mein Kind, mein liebliches, ſchönes Kind!“ rief Frau von Willnangen, hingeriſſen von der himmliſchen Erſcheinung, und drückte unter freudigen Thränen ſie an ihre Bruſt, während Auguſte ſie zum Sopha hinzog, und beide hernach in der Freude ihres Herzens tauſend einander widerſprechende Anſtalten trafen, um es dem lieben Gaſt nur recht wohl und bequem zu machen. Endlich ſaßen ſie in traulicher Gemüthlichkeit neben einander, als plötzlich die Thüre aufging, und

Gräfin Eugenia mit dem älteſten Fräulein Silberhain unangemeldet hereintraten.

„Nun da ſieht man die liebe Kranke doch wieder! Und wie groß geworden! wie ſchön! man möchte bald verleitet werden, ſich ein Fieber von ſolchen Folgen zu wünſchen. Sie ſehen ja in der That aus, als könnten Sie uns die neueſte Kunde aus dem Lande der Seligen bringen," rief Gräfin Eugenia, indem ſie die zu ihrem Empfange aufgeſtandene Gabriele umarmte.

„Auch war meine Gabriele der Himmelsthüre nahe genug. Ein Glück für uns, daß ſie bei Zeiten wieder umkehrte, um noch bei uns zu weilen," erwiederte lächelnd Auguſte.

„Achten Sie es wirklich für ein Glück, wenn der Engel zum Fluge in die ewige Heimath ſchon die Flügel entfaltet hat, und dann, auf's neue gefeſſelt von irdiſchen Banden, ſie wieder zuſammen legen muß?" fragte Fräulein Silberhain; „ach! wir wiſſen vielleicht nicht, welch ein Unrecht wir thun," fuhr ſie fort, „wenn wir uns der anſcheinenden Geneſung unſrer Freunde freuen! Was iſt denn längeres Leben anders als längeres Harren?"

„Liebe Silberhain," fiel Eugenia ein, „Gabriele und wahrscheinlich die mehresten Leute harren doch recht gern, so lange als möglich, denn in den himmlischen Freudensaal kommen wir Alle zeitig genug. Aber einer Reise nach Italien entsagen zu müssen, wenn schon beinahe der Wagen vor der Thüre steht, das ist ein Unglück, von dem ich gar nicht begreife, wie man es überlebt, ohne wenigstens vor Verdruß darüber den Verstand zu verlieren. Armes, armes Kind! warum mußten Sie auch so ganz zur unrechten Zeit von dem bösen Fieber befallen werden! Sie dauern mich ungeheuer, ach! und hätten Sie nur, wie ich, die Glücklichen abfahren gesehen! Ehegestern ging es fort, gleich am frühen Morgen nach dem Hochzeittage. Das junge Ehepaar fuhr allein, in einem ganz neuen, delizieusen, englischen Wagen; den Platz in der Vatarde der Gräfin, der Ihnen bestimmt war, nahm Aureliens Bella ein. Das ist pikant, nicht wahr? gewiß niemand darf es Ihnen verdenken, wenn Sie ein wenig mit dem Schicksal grollen, es spielt Ihnen wahrlich dies Mal übel mit."

„Soll ich dich nicht auf dein Zimmer führen?"

fragte ängſtlich Auguſte; aber Gabriele beſtand darauf, da zu bleiben, verſicherte, ſich ſehr wohl zu befinden, und bat die Gräfin Eugenia um nähere Nachricht von der Tante und Aurelien.

„Von beiden bringe ich Ihnen tauſend Abſchiedsgrüße," ſprach Eugenia, „ich kam erſt geſtern Abend von Roſenhain wieder nach Hauſe, denn einem alten gegenſeitigen Verſprechen zu Folge, mußte ich Aurelien als Brautführerin zum Altar geleiten. Es war recht gut, daß ich gleich mitreiſen konnte, da Sie zu Hauſe bleiben mußten, liebe Gabriele! Die Gräfin und Aurelia hätten ſich ſonſt in Roſenhain vielleicht zu oft allein gefühlt, denn Ottokar machte ſich ſehr ſelten. Geſchäfte und Reiſeanſtalten hielten ihn fern von uns, ſagte man. Ueberhaupt hat er, meiner Meinung nach, als Bräutigam an Amabilität nicht gewonnen; vielleicht kommt das im Eheſtande nach. So lange ich jetzt in Roſenhain mit ihm zuſammen lebte, war er wenigſtens — mauſſader als je — möchte ich ſagen, wenn ich mich nicht hier vor den ſtrafenden Blicken der Mamma Willnangen fürchtete, die von jeher dieſem ihrem lieben

Schooßkinde in allen seinen Arten und Unarten gefälligst nachzusehen gewohnt ist.“

„Schelten Sie den Grafen nicht, weil er nicht leichtsinnig den wichtigsten Schritt seines Lebens vollbrachte,“ sprach Fräulein Silberhain. „Ach! wer müßte nicht in einem solchen Zeitpunkte sich und sein Gemüth in der tiefsten Stille zu heiligen suchen! Lehrt uns nicht die schöne Geschichte vom jungen Tobias“ — — —

„Ob Ottokar so fromm ist, wie der junge Tobias, oder wie Sie, liebe Silberhain, ihn sich denken, weiß ich nicht;“ unterbrach Eugenia das Fräulein! „aber langweilig genug war er wenigstens. Ich schiebe alles dies einzig auf die Luft, die um jene Zeit im Rosenberg'schen Hause höchst perniziös gewesen seyn muß. Unsre liebe kleine Gabriele erkrankte ja auch am Verlobungs-Abend, und Ottokar muß ebenfalls zur nämlichen Stunde von einem besondern Schwindel ergriffen worden seyn; denn er plantirte beim Soupé nicht nur die Gesellschaft, — das hätte noch hingehen mögen, aber auch die zärtliche Braut, die neben einem leeren Stuhl sitzen mußte. Sein Lorenz erschien zwar, wie wir uns schon an der Tafel ran-

girten, mit einer sehr lahmen Entschuldigung seines Herrn, der plötzlich höchstwichtige Briefe erhalten haben sollte, aber der naseweise Mensch schnitt zu dieser Entschuldigung ein so pfiffig hämisches Gesicht, daß Alle merken mußten, woran sie waren; selbst die, welche nicht wie ich daran dachten, daß Mittwochs keine einzige Post hier eintrifft.“

Frau von Willnangen verging fast vor Angst um Gabrielen bei diesem Gespräch, vergebens bemühte sie sich, ihm eine andere Wendung zu geben, oder doch wenigstens Gabrielen zum Fortgehen zu bewegen. Diese wollte keinen ihrer sie dazu einladenden Winke verstehen, und sowohl Fräulein Silberhains Lust am Fragen, als Eugeniens Lust am Antworten ließen die Unterhaltung nicht fallen, welcher Gabriele mit der gespanntesten Aufmerksamkeit zuhörte.

„Nie in meinem Leben habe ich eine einer wandelnden Leiche so ähnliche Gestalt gesehen, als Ottokar beim Antritt der Reise nach Rosenhain,“ sprach Eugenia weiter. „Gewiß! er war sehr krank, denn solche Todtenbläſſe, solche trübe, zugeschwollene Augen, solche Veränderung in allen Zügen finden sich über Nacht bei keinem Gesunden

ein. Auch in Rosenhain wankte er so schattenähnlich umher, daß ich jeden Morgen zu hören fürchtete, er sey in der Nacht zum Tode erkrankt. Die Gräfin war deshalb in nicht geringerer Besorgniß als ich, allein er hielt sich aufrecht. Uebrigens, wie gesagt, war er am Tage kaum sichtbar, wichtige Arbeiten fesselten ihn in seinem Kabinette, wie es hieß, obgleich ich nicht begreife, was sein Hof jetzt gerade mit Italien, wohin er gesendet wird, so Wichtiges zu verhandeln haben kann. Auch die Gräfin wunderte sich gewiß im Stillen darüber, aber Sie kennen ihre Art, sich zu verbergen, und immer dasselbe Gesicht zu behalten. Mir schien es, die Wahrheit zu sagen, als ob die Depeschen, welche ihn so beschäftigten, von hier oder doch sehr aus der Nähe kämen, denn an Botentagen kam er gar nicht vom Fenster weg, bis er die grünlederne Brieftasche erblickte, und eilte immer, der Erste zu seyn, der sie aufschloß, um sein Päckchen herauszunehmen. Ich erkannte sogar einmal, kurz vor der Hochzeit, Ernesto's Hand auf der Adresse eines seiner Briefe." „Und Aurelia?" fragte Gabriele.

„Von der läßt sich wenig sagen," erwiederte

Eugenia, „Sie kennen ja das fröhliche Geschöpf. Sie sah nichts, sie merkte nichts, sogar nicht, daß der Hochzeittag von Woche zu Woche, endlich einen ganzen Monat hinaus verschoben ward. Ueber die Freude, einige Offiziere, die in der Nachbarschaft einquartirt waren, zu erobern und auszulachen, und über die noch größere, ein paar Landjunker zu mystifiziren, vergaß sie Italien und die Hochzeit mit sammt dem Bräutigam."

„Sie behandeln das junge Paar zu strenge," sprach endlich Frau von Willnangen, „ich hoffe, sie lieben einander, und wenn gleich keine heftige Leidenschaft" — —

„Wer leugnet denn, daß sie einander lieben?" unterbrach sie Eugenia ziemlich eifrig, „keines von beiden ließ es an Beweisen davon fehlen. Aurelia neckte ihren Ottokar, so wie sie seiner ansichtig ward, und, Sie wissen es ja, nach dem alten Sprichwort liebt sich, was sich neckt. Ottokar gab hingegen seine Zärtlichkeit für seine Braut auf modernere Art zu erkennen. Es war, als ob er alle Modisten, Blumisten und Juweliere, auf zwanzig Meilen in die Runde, mit einem Zauberstabe regiere, so unerschöpflich war der Reichthum

mannigfaltiger Geſchenke, mit welchem er ſie überſchüttete. Jeder Morgen brachte ihr irgend eine elegante, oft ſehr koſtbare Kleinigkeit von ihm, Abends überraſchte er ſie durch Nachtmuſiken, Feuerwerke, kleine ländliche Feten. Welche andere Beweiſe ſeiner Liebe konnte Aurelia ſich wünſchen? Zum Glück beſitzt Graf Ottokar an ſeinem Lorenz ein unerſchöpfliches Genie für die Anordnung dergleichen Dinge, aber gut war es doch, daß endlich der Hochzeittag dem allen ein Ende machte, denn die Erfindungen des Kammerdieners wollten doch nicht mehr recht zureichen, um die geiſtigen und körperlichen Abweſenheiten ſeines Herrn zu bedecken.“

So plauderte Eugenia ungeſtört fort. Frau von Willnangen, ſowohl als Auguſte, hatten es aufgeben müſſen, ſie unterbrechen zu wollen. Ihnen blieb nichts weiter übrig, als den Eindruck zu beobachten, welchen ihre Erzählung auf Gabrielen machte, beſonders da die Erzählerin, vom Fräulein Silberhain durch noch dringendere Fragen angeregt, ſich anſchickte, die eigentliche Hochzeitfeier auf das Umſtändlichſte zu beſchreiben.

„Die Trauung geſchah in der Dorfkirche, und

zwar sehr früh am Morgen. Beinah mit Sonnenaufgang, denn so hatte es Ottokar gewollt," sprach Eugenia. „Und da er zum ersten Mal etwas wollte," fügte sie hinzu, „so staunte man zwar ein wenig über dieses Ansinnen, ließ es aber dennoch gelten, obgleich Aurelia hoch und theuer versicherte, daß sie und wir alle die abscheulichste Migräne vom frühen Aufstehen davon tragen würden."

Nun ließ sich Eugenia auf eine sehr genaue Beschreibung des prächtigen Negligees von Brüßler Spitzen ein, welches die Braut an dem festlichen Morgen getragen hatte, auch der kleinsten Garnierung desselben geschah ehrenvolle Erwähnung, ehe das Betragen des Brautpaars während der Trauung zur Sprache kommen konnte. Eugenia lobte Aureliens sich durchaus gleichbleibende Fassung und ihren vornehmen, man möchte sagen königlichen Anstand während der Zeremonie, indessen Ottokar bei der endlosen, langweiligen Vorbereitungs-Rede des Pfarrers todtenbleich hin- und herschwankte, bis der Moment kam, das feierliche Ja auszusprechen. „Da war es denn doch," erzählte Eugenia weiter, „als ob es ihm

einfiel, daß sein Benehmen nicht ganz das eines Menschen sey, der sich am Ziele lang ersehnter Wünsche sieht, und daß es deshalb allen Gegenwärtigen als höchst befremdend auffallen müsse. Er nahm sich ordentlich mit einem Ruck zusammen," sprach sie, „stand plötzlich aufrecht da, und sein Gesicht belebte sich zu einem Ausdruck, den wir, so lange er in Rosenhain war, an ihm vermißt hatten. Ich muß gestehen, es gab einen Augenblick, während welchem er wieder recht schön war, als er mit glänzenden, himmelwärts gewendeten Augen zum Gewölbe der Kirche aufblickte, und dann, nach einer fast unmerklich kleinen Pause, das verhängnißvolle Ja laut und vernehmlich von sich hören ließ. Aber dies Wörtchen mußte auch wie ein Zauberspruch auf ihn gewirkt haben, denn auf dem Wege aus der Kirche war der steinerne Mann mit einem Mal wieder lebendig geworden. So wie wir zu Hause angelangt waren, drückte er zum ersten Mal seine Braut an seine Brust, wenigstens sahen wir es zum ersten Mal. „Aurelia!" fing er höchst feierlich, ich glaube gar mit Thränen in den Augen an, und hätte wahrscheinlich ein Supplement zu des Pfarrers Rede ge-

liefert, aber Aurelia machte ſich bei Zeiten los, verſicherte, todtmüde zu ſeyn, und eilte in ihr Zimmer. Gleich darauf ſchickte ſie uns ihre Jungfer mit dem Bedeuten, daß ſie nicht eher als bei der Tafel ſichtbar werden könne, weil ſie durchaus vom frühen Aufſtehen ruhen müſſe, um nicht den ganzen Tag unwohl zu ſeyn. Ich geſtehe es, wir ſowohl als der eben aufgethaute Bräutigam blieben bei dieſer Erklärung mit recht langen Geſichtern ſtehen.

„Und wie äußerte ſich denn der Bräutigam bei dieſer Laune ſeiner Braut?“ fragte jetzt Frau von Willnangen.

„Er ſagte das klügſte, was ſich unter ſolchen Umſtänden ſagen ließ, nehmlich gar nichts, kein einziges Wörtchen;“ antwortete Eugenia. „Die Gräfin, die ſich immer zu helfen weiß, ergriff gleich ſeinen Arm, um mit ihm die Anſtalten zur Bewirthung einiger hundert Bauern aus der Umgegend zu beſehen, denn ein feſtliche Tag ſollte bloß durch ein Volksfeſt gefeiert werden, da man am folgenden Morgen ſehr früh abzureiſen beſchloſſen hatte. Ottokar ging ganz in die Ideen ſeiner neuen Schwiegermutter ein, und nahm ſich

des Empfanges und der Unterhaltung ſeiner ländlichen Gäſte mit großem Eifer an, bis ſpäter, kurz vor der Tafel, die holde Braut ungerufen erſchien, und mit ihm im vollen Schmuck, unter dem Vivatrufen der Bauern, durch ihre Reihen zog.

„Sehen Sie mich nicht ſo unruhig, nicht ſo bekümmert an, liebe, theure Frau,“ ſprach Gabriele zur Frau von Willnangen, ſobald Eugenia endlich mit ihrer Erzählung zugleich ihren Beſuch beendet und das Zimmer verlaſſen hatte. „Auch du, meine Auguſte, ſey getroſt! Was ängſtigt euch denn, ihr lieben Beide?“ ſetzte ſie hinzu, indem ſie ihre vereinten Hände an ihre Bruſt drückte, und mit den klaren, treuen Augen zu ihnen aufblickte. Beide umarmten ſie ſchweigend, und Gabriele fuhr fort zu reden.

„Wonach ich lange im Stillen mich ſehnte, iſt mir in dieſer Stunde geworden,“ ſprach ſie gleichſam zu ſich ſelbſt. „Ich habe Nachricht von ihm, von ſeinem Leben, ſeit wir uns trennten, vom Vollbringen deſſen, was geſchehen mußte, alles iſt vorbei — alles, alles iſt vorbei,“ wie-

derholte ſie und ſank in die Kiſſen des Sophas zurück. Doch ermannte ſie ſich ſogleich wieder und richtete ſich auf, mit der in ſolchen Momenten ihr eigenthümlichen Kraft. Frau von Willnangen vermochte es nicht, ihr etwas Zweckmäßiges, oder auch nur Zuſammenhängendes zu erwiedern, nicht allein, weil ſie in zu heftiger Bewegung ſich befand, auch ihre Anſichten von Gabrielen's Geſchick ſchwebten noch immer in zu verworrener Geſtaltung ihr vor. In der Verlegenheit, doch etwas ſagen zu müſſen, ſtammelte ſie einige Worte von unbegreiflichen Täuſchungen, von unerklärlichem Benehmen, doch ſchnell unterbrach ſie Gabriele: „Glauben Sie mir," ſprach dieſe, „keine Täuſchung, nichts Unerklärliches liegt zwiſchen mir und Ottokar; um uns iſt alles hell und klar wie das Sonnenlicht. Zwar werden wir auf Erden uns ſchwerlich wieder ſehen, aber dennoch halten wir feſt im Glauben an einander. Wir haben uns einmal gefunden, wir haben uns einmal verſtanden, und das genügt uns, um nie in keinem Moment des Lebens an einander irre werden zu können."

Die Lebhaftigkeit, mit welcher Gabriele dieſe

Worte ſprach, verſetzte Frau von Willnangen in die höchſte Beſorgniß um ſie. Sie hatte den Moment, von dem ſie ſo vieles aufgeklärt zu ſehen hoffte, das bis jetzt ihr dunkel geblieben war, ſchon lange im Verborgnen herbeigeſehnt. Jetzt war er unerwartet ihr erſchienen, und ſie wünſchte beinah noch weit ſehnlicher, ihn verſchieben zu können, wäre es auch auf immer. Das ſtürmiſche Pulſiren des jungen Herzens, das, wie Ruhe ſuchend, ſich im Laufe des Geſprächs an ihre Bruſt gelehnt hatte, erfüllte ſie mit Angſt um die kaum Geneſene. Sie ſah mit Entſetzen, wie alles Blut aus dieſem armen Herzen in einem Moment auf Gabrielen's Wangen glühte, im nächſten in deſſen Tiefen zurückſtrömte, und nur die bleiche Farbe des Grams auf dem holden Geſicht zurück blieb. Aber alle Verſuche, die ihr jetzt ſo furchtbar ſcheinende Unterredung abzubrechen, waren vergeblich.

„Laſſen Sie mich jetzt die Bruſt mir frei ſprechen," erwiederte Gabriele ihren Einwendungen; „fürchten Sie nicht, daß mir die Kräfte dazu fehlen, ich fühle mich und weiß, daß ich in dieſer Stunde es vermag. Es iſt mir ein Troſt,

denn ſchon lange ſehne ich mich, Ihre unſägliche Liebe durch eben ſo ungemeßnes kindliches Vertrauen zu erwiedern. Hernach will ich ruhen, und Sie werden gewiß mit dem kranken Kinde nachſichtig umgehen. Ja, ich liebe Ottokar, und er weiß es, denn in der höchſten Stunde meines Lebens, die mir ewig allein daſtehen wird, in Freude und Schmerz, habe ich es ihm geſagt. Wovor erſchreckt ihr denn wieder? Gott kennt ja meine Liebe, ich ſchämte mich ihrer nicht vor ihm, warum ſollte ich ſie denn dem einzigen Weſen verbergen, das gewiß nach ſeinem Willen zu mir gehört, wenn wir gleich, durch irdiſche Verhängniſſe eingezwängt, fern von einander jedes ſeinen eignen Weg gehen müſſen. Auch Ottokar liebt mich! wir fanden uns in ſeligen Schmerzen, in trüber Wonne, nur einen Moment, um uns gleich wieder zu trennen; und nun iſt es gut. — Es iſt alles ſehr gut!“ wiederholte ſie nach einer kleinen Pauſe, und drückte, ſanft weinend, Mutter und Tochter feſter an ſich. Beide weinten verſtummend mit ihr.

„Wir ſollten eigentlich nicht weinen,“ ſprach Gabriele bald darauf, „ich bin ja nicht unglück-

lich, ich bin ja nicht beklagenswerth, warum weinen wir denn? ich habe gelebt und geliebt! Beut mir die Zukunft keine Freude mehr, so brauche ich auch dafür sie nicht mehr zu scheuen. Wohin Sie, liebe Mutter! durch Jahre voll Schmerz hin gelangten, dahin bin ich in früher Jugend, in einer kurzen Stunde gekommen; ich bin in ihr alt geworden, und kann nun ohne Furcht überall hintreten, meine Ruhe ist gesichert. Ein zweiter Schmerz wie dieser droht mir nicht wieder, denn das Herz liebt nur einmal, wie es nur einmal bricht. Es war ein artiges Spiel des Zufalls, daß unter den Blumen, die ich von Ottokar erhielt, auch die Eine sich befindet, welche nur einmal um Mitternacht eine Stunde lang blüht und dann auf immer sich schließt. Ich erhielt in dieser Blume ein Vorbild meines Geschicks, und von ihm."

„Gabriele, wüßtest du, wie diese deine kalte Verzweiflung mich quält!" rief Frau von Willnangen; „was soll, was kann ich thun, um dich davon zu retten? ach ich selbst, ich Unbesonnene, war es ja, welche in deinem jungen Gemüthe Wünsche und Hoffnungen immer mehr entflammte,

die ich hätte unterdrücken ſollen, die nun dein Verderben ſind! Jetzt weiß ich dies, aber damals blendete ich mich ſelbſt. Ich wollte an die Erfüllung jener Wünſche und Hoffnungen glauben, weil auch ich ſie im Herzen hegte, und du gehſt nun an ihnen zu Grunde.“

„Wie Sie mich mißverſtehen, theure Frau!“ erwiederte mit wehmüthigem Lächeln Gabriele. „Ich bin ja fern von Verzweiflung, glauben Sie mir, ich bin ſogar nicht unglücklich, denn wehmüthige Erinnerungen, tiefgefühlte Sehnſucht ſind ja nicht Unglück. Verſtehen Sie doch alles wörtlich, wie ich es Ihnen ſage, ich flehe darum, denn wie ich es meine, ſpreche ich es aus, immer in einfacher Wahrheit. Nie hegte ich die Wünſche, die Hoffnungen, auf welche Sie mit Winken hindeuteten, die ich jetzt erſt verſtehe. Nie ſogar habe ich mit Bewußtſeyn mir ihre Möglichkeit gedacht, nie ſie empfunden. Ich liebte Ottokar wie ich athme, wie ich die Sonne, das Leben liebte. Ich vergaß bei ihm der Vergangenheit und gedachte keiner Zukunft; ich war glücklich und unglücklich in der Gegenwart, ohne mich weiter um etwas zu kümmern. Ja ich will

Ihnen nichts verhehlen; nur wie ich Aurelien als ſeine Braut ſah, da erſt fiel es mir ein, daß auch auf mich ſeine Wahl hätte fallen können, da erſt, liebe Mutter! und legen Sie es mir nicht als Unwahrheit aus, wenn ich ſage, ich hätte eingewilligt, wenn er mich gewählt hätte, wie ich in alles willigen müßte, was er ſo recht, aus der Tiefe ſeines Gemüths wollen könnte, aber es wäre ein Opfer geweſen, das ich ſeinem Wollen brachte. Neidlos ſehe ich Aureliens Geſchick; ich habe es nie für mich gewünſcht, glauben Sie es mir; ſegnen will ich ſie, ſie lieben wie ihn, wenn ſie ihn ſo glücklich macht, wie er es durch eine ſolche heilige Verbindung werden könnte."

Mit dieſen Worten und der Bitte, den Tag ganz allein bleiben zu dürfen, zog Gabriele ſich in ihr Zimmer zurück. Dort in der Einſamkeit ließ allmählich die Spannung nach, in welche Eugeniens Erzählung und das darauf folgende Geſpräch mit ihren Freundinnen ſie verſetzt hatten. Sie verſank in tiefes Nachdenken; jedes Wort, jede noch ſo leiſe Andeutung Eugeniens gingen nochmals ihrem Geiſte vorüber; alle wa-

ren ihr ein unerschöpflicher Quell von Freude und Schmerz, von dem sie zu fühlen glaubte, daß er ihr ganzes Leben hindurch nicht versiegen könne.

Aus dem von Eugenien nur ganz obenhin erwähnten Umstande, daß sie Ernesto's Hand auf einem Briefe an ihn bemerkt habe, ahnete Gabriele, was wirklich geschehen war. Ottokar war auf irgend eine Weise von ihrem Erkranken benachrichtiget worden, er hatte alle Qualen der bängsten, zur Hülfe ohnmächtigen Sorge um sie gelitten, er hatte in martervoller Todesangst um sie gebebt, während sie an den Pforten des Todes in süßer Bewußtlosigkeit lag und wahrscheinlich so hinüber geschlummert wäre, ohne Schmerzen zu fühlen. Durch Ernesto hatte er gewußt bestimmte Nachricht von ihr zu erhalten, ohne ihn dennoch zum Vertrauten der Art des Antheils zu machen, den Gabriele in ihm erregte. Als ob Ottokar selbst es ihr gestanden habe, so bestimmt wußte Gabriele jetzt, daß nur Besorgniß um ihr Leben seinen auffallenden Trübsinn veranlaßte, über den Eugenia sich so spottend geäußert hatte; daß nur diese Sorge ihn bewog, den Tag seiner Vermählung immer weiter hinaus zu schie-

ben, und daß nur die Ueberzeugung, sie sey genesen, ihn ermuthigen konnte, das unvermeidliche Opfer endlich zu bringen, welches für das ganze Leben ihn von ihr trennte und ihn sogar aus der Luft verbannte, in welcher sie athmete.

Aureliens und ihrer sich immer gleichbleibenden Art sich gegen Ottokar zu benehmen, gedachte Gabriele nur mit tiefem Schmerz; denn alles überzeugte sie, daß diese kalte, liebloſe, spottende Natur sich nie an seiner Seite erwärmen, nie ihn liebend beglücken könne. Daher vermied sie den Gedanken an sie, oder versuchte wenigstens, sich selbst durch die Hoffnung zu täuschen, daß es am Ende ihm doch wohl gelingen könne, die bösen Geister, die sein Glück verhinderten, durch die seiner höhern Natur eigene Güte zu bannen und die Gefährtin seines Lebens für sich zu gewinnen. Wenn alles fehl schlägt, so bleibt ihm der Trost, an den auch ich mich halte, die Ueberzeugung, das Rechte gewollt und vollbracht zu haben, und mein Andenken, setzte sie ganz leise sich zur Beruhigung hinzu.

Noch während des Laufes des Winters hatte Frau von Willnangen den Entschluß gefaßt, den größten Theil des Sommers in den böhmischen Bädern zuzubringen. Durch Gabrielen's Krankheit war die Ausführung dieses Plans einstweilen in Vergessenheit gerathen; nun sie aber wieder genas, kam er auf's neue zur Sprache. Der Arzt drang sogar darauf, ihn baldmöglichst, und zwar in Gabrielen's Begleitung, auszuführen, er hoffte viel Erfreuliches für ihre völlige Herstellung, nicht sowohl von den Heilquellen, als von den Zerstreuungen, welche stets im Gefolge einer solchen Reise sind.

Es war durchaus nothwendig, die Erlaubniß des Baron Aarheim zu dieser Reise seiner Tochter einzuholen, und Frau von Willnangen übernahm es sehr gern, ihn schriftlich darum zu ersuchen. Seine Einwilligung erfolgte sogleich und in den verbindlichsten Ausdrücken; nur war die einzige Bedingung beigefügt, daß Gabriele jede Stunde bereit seyn müsse, zu ihrem Vater zu eilen, sobald er ihre Gegenwart verlange.

Nicht ohne Schrecken hatte der Baron die Nachricht vernommen, daß Gabriele mit der Tante

nicht hatte nach Italien reisen können, denn er fürchtete nun jeden Augenblick, sie in seinem alten Bergschlosse eintreffen zu sehen. Diese schickliche Gelegenheit, sie noch einige Zeit von sich entfernt zu halten, überhob ihn einstweilen jener Sorge, und ward deshalb freudig von ihm ergriffen. Dennoch war er jetzt sehr zufrieden, daß nicht die Alpen zwischen ihm und seiner Tochter als Scheidewand dastünden, weil er sich seit einigen Tagen dem Ziel seines Strebens so nahe glaubte, daß er oft die völlige Entschleierung des großen Geheimnisses von der nächsten Sekunde erwartete.

Seit er so ganz allein, fern von jeder äußern Störung, in Schloß Aarheims düstern Mauern hauste, hatte er sich mit rastloser Leidenschaft, ja bis zur Erschöpfung aller seiner Kräfte, jenen geheimnißvollen Arbeiten hingegeben. Kein freundliches, lebendes Wesen durfte ihm nahen, der Wechsel der Jahreszeiten ging unbemerkt an ihm vorüber, er wußte nicht, ob die Bäume grünten oder ob Schnee sie bedeckte, er sah sogar nicht das Licht der Sonne, denn die schweigenden Nächte sagten seinem dunkeln Treiben am besten zu. Deshalb schlief er, wenn alles wachte, und während

jedes glückliche Geschöpf nach des Tages Last und Lust Ruhe sucht, begann sein ängstliches Wirken im dunkeln Kreis der finstern Mächte, die kein Sterblicher ungestraft ruft, wenn gleich vielleicht keiner je von ihnen Antwort erhielt.

So verkehrte er die Ordnung der Zeiten. Dennoch verhehlte er sich nicht die bei dieser unnatürlichen Lebensweise für seine Gesundheit obwaltende Gefahr. Er wußte bestimmt, daß er auf keine lange Reihe von Jahren mehr rechnen dürfe, in denen er die Früchte seiner Arbeit zu genießen hoffen könne, aber er achtete dieses nicht, denn er strebte nach keinem dauernden Genuß. In nie gesehenem Glanz aus dem Dunkel seiner Ahnenburg hervortreten, sein uraltes Geschlecht auf's neue in seiner Tochter erstehen sehen, auf's neue für kommende Jahrhunderte der Stifter desselben werden, seine alten Feinde, knirschend vor Neid, in ohnmächtiger Wuth erbleichen sehen, und dann sich hinlegen und sterben; das war es, was er vom Geschick zu erzwingen dachte; und nur der Gedanke, daß irgend einer von denen, welche er haßte, vor dem Gelingen seines großen Werkes dieses Leben verlassen könne, machte ihn beben.

Nicht weniger, als dieſes raſtloſe Treiben, ängſtigte ihn ein ewiges Ueberlegen, wie er ſein Geheimniß auf das ſchnellſte und vortheilhafteſte benutzen könne, ſobald es ihm gelungen wäre, es ganz zu entſchleiern. Sollte er ſeine Tochter zur Erbin ſeines durch mühſeliges, unabläſſiges Forſchen und tauſendfache Opfer erworbenen Wiſſens einſetzen? ſollte er ſich daran genügen laſſen, ihr noch bei ſeinem Leben unermeßliche Schätze zuzuwenden und ſein Geheimniß mit ſich in die Gruft ſeiner Ahnen hinabzunehmen? Dieſe Zweifel erregten einen nie zu ſtillenden Zwieſpalt in ſeinem Innern, der, zerſtörender, als Wachen und Arbeit ihn langſam verzehrte. Es war ihm unmöglich, einem weiblichen Weſen den Muth, die Klugheit, ja ſelbſt die Verſchwiegenheit zuzutrauen, welche unumgänglich dazu gehören, ein ſolches Geheimniß nicht nur zu verwalten, ſondern auch zu verbergen. Die Gefahren, welche jedem drohen, den die Gewaltigen dieſer Erde im Beſitz ſolcher Kenntniſſe wähnen, waren ihm nur zu bekannt, und das Geſchick Böttchers, des unglücklichen Erfinders des ſächſiſchen Porzellans, trat oft warnend vor ſeinen Geiſt. Alle dieſe Ueberlegungen machten

ihn geneigt, ſein Geheimniß mit ſich ſterben zu laſſen; dann aber ergriff ihn der Gedanke, wie groß es ſey, die Erbin ſeines Namens, mit dieſer mächtigſten aller irdiſchen Gewalten ausgerüſtet, zurück zu laſſen. Ihn ſchwindelte, ein neuer Kampf entſtand in ſeinem Gemüth, und ſo konnte der unglückliche Greis nimmer zur Ruhe gelangen. Raſtlos ſchwankte er ewig in banger Sorge von einem Entſchluſſe zum andern und verwachte die langen, endloſen Stunden des Tages auf ſeinem Lager, bis die Abendſonne die Zinnen ſeiner Burg röthete und ihn mahnte, aufzuſtehen, um ſein nächtliches Tagewerk zu beginnen.

Frau von Willnangen zögerte keinen Augenblick, die Erlaubniß des Barons zu benutzen und die Reiſe in das Bad anzutreten, denn der Sommer war indeſſen ſchon ziemlich weit vorgerückt, und da der Herbſt dem rauhen Klima der Gebirge ſelten günſtig iſt, ſo hatte ſie keine Zeit zu verlieren.

Erneſto ſuchte und erhielt ſehr leicht die Erlaubniß, ſich der kleinen Karavane ſeiner Freun-

dinnen anſchließen zu dürfen, welche ihrerſeits froh waren, ihn zum Beſchützer auf der Reiſe zu haben. Nicht Furcht vor der, während der ſchönen Jahreszeit mit jedem Tag überhandnehmenden Oede der Stadt hatte ihn zu dieſem Entſchluſſe bewogen, wie Auguſte im fröhlichen Muthe ihm oft Schuld gab, ſondern wahrhaft väterliche, treue Liebe für die verwaiſete Tochter der Frau, deren Andenken ihm noch immer wie ein hell leuchtender Stern am fernen Horizont ſeiner längſt hinter ihm zurück gebliebenen Jugend ſtrahlte. Gabrielen's Geſchick und der Zuſtand ihres Gemüths waren dem treuen, beobachtenden Freunde nicht verborgen geblieben, obgleich ihm Niemand darüber etwas anvertraut hatte.

Zwiſchen ihm, Frau von Willnangen und auch Gabrielen war ſogar eine Art von ſtillſchweigender Uebereinkunft darüber entſtanden; man behandelte ihn, als wiſſe er alles, ohne doch je ausdrücklich irgend eines nähern Umſtandes zu erwähnen. Er, der lebenskundige Mann, ſah Gabrielen's Zuſtand in weit hellerem Licht, als Frau von Willnangen. Er glaubte Gabrielen's Ruhe nicht für immer zerſtört, er hielt ſie ſogar in die-

sem Augenblick nicht für unglücklich. Er wußte, wie der Zauber der Jugend alles, selbst den Schmerz, zu verschönern vermag und ihn zuletzt in das süßeste aller Spiele umwandelt, das aber zugleich auch das gefährlichste ist, weil es dem Gemüthe die Kraft entzieht für den Ernst des Lebens in später kommenden Jahren. Die Thränen jener nie wiederkehrenden Frühlingszeit gleichen den Thautropfen auf der Rosenknospe, sie verhauchen in süßen Düften, so lange der Morgen frisch athmet, aber wenn die glühenden Strahlen der Mittagssonne sie noch finden, so brennen sie sie ätzend zu unzerstörbaren Flecken ein; die entstellten, früh welkenden Blätter bleiben geschlossen und vermögen es nie, sich in der ihnen von der Natur bestimmten Herrlichkeit zu entfalten.

Uebrigens wußte Ernesto auch, daß der Frauen Herz ewig jung bleibt, wenn gleich ihre Locken unter der Hand der Zeit erbleichen; daß sie immer geneigt bleiben, mit ihren jüngern Freundinnen sich auf's neue den Wonnen und Schmerzen hinzugeben, welche einst auch ihren Frühling erhellten und trübten, und die der Machtspruch des späten Alters nur entschlummern hieß, aber nicht

vernichten konnte. Deshalb fürchtete er Frau von Willnangens zu weiche Theilnahme für Gabrielen, jetzt da diese an dem ihre ganze Zukunft bestimmenden Wendepunkt ihres Lebens stand, und achtete es für Pflicht, in ihrer Nähe zu bleiben, um sie mit starker väterlicher Hand zu fassen, zu stützen, zu leiten, sobald es Noth thäte.

Die kleine Reise ward in wenigen Tagen und ohne alle Abenteuer zurückgelegt. Gabrielen's stille Heiterkeit während derselben hatte zwar oft einen höchst wehmüthigen Ausdruck, der aber nie in wilderen Schmerz, in tiefere Trauer ausartete.

Die Reisegesellschaft kam über Eger nach Karlsbad, und die Gegend in der Nähe dieses ersten Ziels ihrer Reise, besonders aber die mit keinem andern Badeorte zu vergleichende Einfahrt in das Städtchen selbst, entzückte sie Alle. „Wahrlich," rief Auguste, „es verlohnt sich der Mühe, alle Jahre nach Karlsbad zu reisen, einzig um darin anzukommen. Ich wollte, ich könnte, so lange wir hier bleiben, wenigstens jede Woche einmal die Freude haben, mich so lustig vom Thürmer

anblaſen zu hören, während ich am Fuß dieſer prächtigen Felſen unter den wilden Roſenbüſchen hinrolle und ihre Wälder, ihre ſchimmernden Kreuze, ihre Pyramidenzacken hoch über mir ſehe.“

Gabriele lehnte indeſſen ſchweigend zum Wagen hinaus, ihr Blick ruhte auf den Felſen, ihre Gedanken flogen der Heimath zu. So, ja eben ſo umſtarrte hohes Gebirge das alte Schloß, in welchem ſie das Licht der Sonne zuerſt erblickt hatte. Nicht ſo geſchmückt mit jeder Anmuth der Cultur und einer üppigen Vegetation, aber doch dieſem ähnlich, nur beinah enger noch und tiefer, war das ſtille Thal, in welchem ſie an der Hand ihrer Mutter zu wandeln pflegte. Seit ſie Schloß Aarheim verließ, war ſie immer in der Ebene geblieben, nur ganz von Ferne hatte ſie mit der, allen im Gebirge gebornen eignen Sehnſucht ihre lieben blauen Berge zu ſich herüber ſchimmern geſehen. Beinahe ein Jahr war vorübergezogen, ſeit ſie von ihnen ſchied. Ihr war, als kehre ſie in dieſem Augenblick wieder heim zu ihnen aus der fernen Welt, welche ſie mit ſo wenig Erwartungen betreten hatte, in der ſie ſo unendlich viel fand, was nur noch in der Erinnerung ihr ge-

hörte, und von der sie, ohnerachtet ihrer Jugend, jetzt zu wissen glaubte, daß sie ihr nichts weiter mehr zu bieten habe als ein Grab.

Der wirkliche Eintritt in Karlsbad und in ihre freundliche Wohnung riß sie aus ihren trüben Träumen, und Augustens herzliche Freude an allen neuen Umgebungen erweckte auch sie zur Theilnahme. Bald gewahrte sie sich selbst in einer neuen Welt. Die geputzten Brunnengäste, welche an dem wunderschönen lauen Sommerabend unter ihrem Fenster auf- und abgingen, schienen ihr unzählbar, so daß die große lebensreiche Stadt, welche sie eben verlassen hatte, ihr wie todt dünkte gegen diesen kleinen, einem Ameisenhaufen ähnlichen Fleck Erde, und sie sich an dem ungewohnten Schauspiel fast eben so sehr ergötzte als Auguste.

Der Julimonat, und mit ihm die Zeit, während welcher Karlsbad am glänzendsten erscheint, war über die Hälfte vorübergezogen, als Frau von Willnangen mit ihren Begleitern dort anlangte. Einige fürstliche Personen, die bisher einen kleinen

Hof gebildet hatten, welcher den vornehmern Brunnengästen einen, alle übrigen ausschließenden Vereinigungspunkt gewährte, hatten sich schon zur Nachkur in andere Bäder begeben. Täglich sah man lange Reihen mit Koffern hochgepackter grosser Berlinen über die Wiese ziehen, in welchen vornehme Familien ihnen nacheilten. Dennoch blieb die Gesellschaft noch immer zahlreich genug, um keine Lücke merkbar werden zu lassen, und neue Ankömmlinge ersetzten täglich die Stelle der Abreisenden.

Frau von Willnangen besaß unter vielen angenehmen Eigenschaften auch die, sich überall, wohin sie kam, leicht anzusiedeln und heimisch zu werden. Auf Reisen wußte sie dem aller ungemüthlichsten Gasthofszimmer in wenigen Minuten ein wohnliches Ansehen zu geben, ohne daß man sonderlich bemerken konnte, was sie darin verändert habe. Wo sie an fremden Orten längere Zeit blieb, da gewannen alle ihre Umgebungen bald einen so behaglich-häuslichen Anstrich, daß jedem wohl darin ward, dem es erlaubt war, sich ihr zu nahen.

Darum sammelte sich auch in Karlsbad wie

überall ein sehr angenehmer Kreis der Liebenswürdigsten und Gebildetsten um sie her. Es war als ob sie durch einen Zauberspruch Alle an sich zöge, die zu diesen gezählt werden durften, oder als ob sie ein Zeichen an sich trüge, an dem die Gleichgestimmten sie erkannten. Dennoch wunderte sich jeder, der sie zum ersten Mal sah, wie diese einfache, weder durch jugendlichen Reiz noch glänzenden Witz ausgezeichnete Frau dazu gekommen sey, der Mittelpunkt der Gesellschaft zu werden, so anspruchlos und zuvorkommend war sie in ihrem Betragen gegen Alle.

Gabrielen hatte der Arzt nur ein Paar Gläser des Theresienbrunnens, als des schwächsten von allen, zu trinken erlaubt, damit sie sich doch auch mit Ehren in die Reihe der Brunnengäste stellen dürfe; denn es ist nichts unangenehmer, als bei einem, Allen gemeinschaftlichen Zweck, allein ausgeschlossen zu bleiben. Frühes Aufstehen, Bewegung in der vom Duft der Bergkräuter und frischem Waldeshauch erfüllten Luft, und vor allem Rückkehr zu der regelmäßigen Lebensart, deren sie während dieses Winters sich hatte entwöhnen müssen, waren die eigentlich ihr vom Arzt verordnete Kur,

und der Erfolg bewies, daß er in der Wahl nicht geirrt hatte. Gabriele, die jetzt eben ihr siebzehntes Jahr vollendete, blühte von Tage zu Tage schöner auf. Der Rosenglanz der Gesundheit gab ihr einen neuen Reiz, ohne den fast ätherischen Ausdruck zu zerstören, der von ihrer frühsten Jugend an sie ausgezeichnet und ihr das Ansehn einer Bewohnerin andrer Welten gegeben hatte. Dabei lag in ihrem freundlich-anspruchlosen Wesen etwas so unaussprechlich Liebliches, daß Jedermann sich zu ihr gezogen fühlen mußte, obgleich der stille Ernst, mit dem sie das Leben nur als Zuschauerin zu betrachten schien, Niemanden zu näherer Vertraulichkeit aufforderte.

Unter den Reisegesellschaftern der Frau von Willnangen war Ernesto der Einzige, der mit dem Ton und überhaupt dem Leben in Karlsbad nicht recht zufrieden seyn wollte. Sie selbst war zu oft sowohl hier als an ähnlichen Orten gewesen, um mehr von ihnen zu fordern, als sie ihrer jetzigen Einrichtung nach leisten können. Augusten's heitere Natur befand sich in ihrer Mutter und Ga-

brielen's Gesellschaft überall wohl, und diese freute sich zwar der herrlichen Umgegend, war aber in ihrer innern Welt noch zu befangen, um sonst noch Ansprüche irgend einer Art an die äußere zu machen.

Anders aber verhielt es sich mit Ernesto. Dieser hatte noch nie zuvor einen Brunnenort besucht, denn zu der Zeit, da er im frühen Jünglingsalter Deutschland verließ, um die Ausbildung seines Talents in Italien zu suchen, war es noch nicht wie jetzt Gebrauch, die Bäder als Erholungsorte zu betrachten. Eine Badereise wurde damals als ein großer Entschluß, und fast immer nur als der letzte Versuch zu genesen angesehen, ja der Ausspruch des Arztes, welcher die Kranken dorthin verwies, klang den mehresten von ihnen wie ein halbes Todesurtheil. Daher kannte sie Ernesto nur aus lobpreisenden Aufsätzen in Zeitschriften und hochtönenden, an Ort und Stelle verfertigten Beschreibungen, die ihn freilich weit mehr erwarten ließen, als er fand.

„Wir sitzen hier ganz vortrefflich," sprach er einst in halb unmuthiger, halb zufriedner Stimmung zu der Gesellschaft, die sich an einem war-

men Nachmittag, im Schatten der ſchönen Bäume vor dem böhmiſchen Saal recht häuslich niedergelaſſen hatte. „Wir ſitzen hier ganz vortrefflich. Frau von Willnangen macht die angenehme Wirthin, als wäre ſie zu Hauſe, die übrigen Damen arbeiten an allerliebſten Kleinigkeiten, und wir Männer führen weiſe Geſpräche. Uns iſt wohl! aber wir bilden doch einen Staat im Staate, und das iſt hier nicht recht. Mir wenigſtens thut mitten in meiner Glückſeligkeit das Herz weh, wenn ich die einzelnen Paare anſehe, die dort auf der Wieſe und hier in den Alleen langweilig und langſam neben einander herſchlendern. Da Gott hier für Alle und Jede ſeinen Segen in die Quellen fließen läßt, ſo ſollten auch wir Niemanden von unſern Vergnügungen ausſchließen und Alle zuſammen darnach ſtreben, daß allgemeine Freude die ganze Brunnengeſellſchaft zu einer Familie vereine.“

Die Geſellſchaft, an welche Erneſto dieſe Worte richtete, beſtand außer den Hausgenoſſen der Frau von Willnangen noch aus der im nördlichen Deutſchland einheimiſchen Familie des Baron Wallburg. Dieſer bewohnte mit ſeiner Frau,

zwei Töchtern und einem Sohne den obern Stock des nämlichen Hauses, von welchem Frau von Willnangen die erste Etage inne hatte. Nicht sowohl diese nahe Nachbarschaft, als vielmehr eine gewisse Uebereinstimmung in ihrer Lebensweise hatte beide Familien zuerst einander näher gebracht. Gegenseitiges Gefallen, besonders des jüngern Theils derselben, machte sie in kurzer Zeit zu unzertrennlichen Gefährten in allen der Geselligkeit geweihten Stunden.

General Lichtenfels, ein heitrer Greis, und sein Neffe Adelbert gehörten als frühere Bekannte des Baron Wallburg mit zu dem kleinen Kreise, in welchem Adelbert der einzige bedeutend Kranke war. Ehrenvoll im Kriege erhaltene, aber übel geheilte Wunden hatten diesen nach Karlsbad geführt, um Genesung oder doch wenigstens Linderung zu suchen. Im Innern schien er noch schmerzlicher verletzt zu seyn, als im Aeußern, denn alle seine Züge trugen tiefe Spuren eines verzehrenden Kummers. Gewöhnlich nahm er nur schweigenden Antheil an der Gesellschaft, und schien gern in Gabrielen's Nähe sich zu halten, deren ebenfalls nicht fröhliche Stimmung der seinen am

beſten zuſagte. Sein ihn väterlich liebender und von ihm kindlich verehrter Oheim war, einzig ihn zu begleiten, nach Karlsbad gekommen, und es gewährte einen eignen rührenden Anblick, wenn der alte eisgraue, aber noch immer rüſtige Krieger die ſchöne hohe Geſtalt des jüngern unterſtützte, der, von einer Fußwunde gelähmt, ſich nur mühſam und gebeugt fortbewegen konnte. Allwill, ein junger Dichter, und Wollmer, ein ausgezeichneter Tonkünſtler, hatten ſich auch diesmal, wie gewöhnlich, der Geſellſchaft angeſchloſſen. Beide waren wegen ihrer Talente und ihres angenehmen Humors immer höchſt willkommen.

Erneſto's Klage über den Mangel allgemeiner Geſelligkeit regte ſogleich alle Mitglieder des Kreiſes zum lebhafteſten Widerſpruch auf, denn ſie befanden ſich in dieſer Abgeſchloſſenheit von den Uebrigen nicht minder behaglich, als im Grunde Erneſto ſelbſt, und nahmen ſie deshalb gern gegen ihn in Schutz. Auguſte und Roſalie von Wallburg überhäuften den italieniſirten Signor, wie ſie ihn ſpottend nannten, mit Vorwürfen über ſeinen Wankelmuth, der ihn verleite, ſich nach andrer Geſellſchaft zu ſehnen, und die kleine zwölfjährige Luzie

Wallburg ſprang gar von der Stelle neben ihm auf, wo ſie als ſeine erklärte Geliebte gewöhnlich zu ſitzen pflegte, indem ſie verſicherte, von einem ſo zur Untreue geneigten Liebhaber wollte ſie nichts weiter wiſſen.

Frieden und Ruhe wurden indeſſen bald wieder hergeſtellt, und Frau von Willnangen nahm den Faden des Geſprächs wieder auf, indem ſie Karlsbad gegen Erneſto's Tadel vertheidigte. „Kommen Sie nur nach Töplitz, oder überall hin," ſprach ſie, „wo nur gebadet wird und nicht getrunken. Dort, wo Morgens kein Brunnen Gelegenheit zum Bekanntſchaftenmachen bietet, dort mag es Ihnen allenfalls erlaubt ſeyn, über Iſolirung der Einzelnen und alle die tauſend Schwierigkeiten zu klagen, die ſich jeder nur einigermaßen allgemeineren Geſelligkeit entgegenſtellen.

„Damit, daß es anderswo noch ärger iſt, wird aber dem nicht abgeholfen, was ich hier als mangelhaft ſchelte," erwiederte Erneſto. „Ich bleibe dabei, daß der größte Theil der Brunnengäſte ſich noch immer in Karlsbad mehr langweilt, als recht und billig iſt, und ſogar als es bei einem ſolchen Zuſammenfluß von Leuten möglich ſeyn

ſollte, die Alle nichts zu thun haben, als ſich zu beluſtigen.“

„Ich muß hier auf Erneſto's Seite treten,“ nahm der Kapellmeiſter Wollmer das Wort. „Blikken Sie nur um ſich her, die Sonne beginnt zu ſinken, längſtens in einer Stunde verweiſet der Aerzte ſtrenges Gebot uns Alle aus der Abendluft unter Dach und Fach, und dennoch werden dann noch vor Schlafengehen ein paar Abendſtündchen übrig bleiben, die wohl Jedermann gern auf angenehme Weiſe in Geſellſchaft zubrächte. Sehen Sie indeſſen nur, wie ſich ſchon Alles vereinzelt und nach ſeiner vielleicht ziemlich unbequemen Wohnung hinzieht, während beide Säle leer bleiben, in denen man ſich doch recht bequem noch zum erheiternden Geſpräch verſammeln könnte.“

Leo von Wallburg meinte, wenigſtens der Bälle lobend erwähnen zu dürfen, die zweimal die Woche einen allgemeinen Vereinigungspunkt bieten, ward aber von Erneſto ſchnell unterbrochen. „Geht mir,“ ſprach dieſer, „mit euren Bällen, auf welchen Niemand tanzt, als wer ſeine Mittänzer gleich mitbringt. Dieſe beweiſen gerade, wie ſehr der Koterie-Geiſt hier herrſchend iſt.

Tanzte wohl am verwichnen Sonntag im sächsischen Saal noch irgend eine Seele außer den verwünscht hübschen Polinnen? und auch sie nur mit den Herren, welche sie auf den Ball geführt hatten. Freilich schweben diese Sarmatinnen wie Grazien einher; aber ringsum an den Wänden des Saals saßen auch deutsche und andre Grazien die Menge in langen Reihen da, ohne daß es einem von den vielen jungen Herren eingefallen wäre, sie zum Tanz aufzufordern."

„Eigentlich," nahm der General wieder das Wort, „eigentlich fehlt es uns hier nur an Jemanden, der Aufopferung, Geschicklichkeit und Ansehen genug besäße, um sich an die Spitze aller Uebrigen stellen zu können, und nicht nur bei Festen und Bällen, sondern überall als Wirth die Honneurs zu machen. Ohne einen solchen Mittelpunkt gedeiht bei uns keine Geselligkeit. Wir Deutsche sind nun einmal bei solchen Gelegenheiten nicht sowohl träge als unbehülflich. Genau wie die Kinder, die, wenn sie zum ersten Mal zusammen kommen, um mit einander zu spielen, lange verschämt dastehen, einander kaum ansehen, und dabei thun, als läge ihnen im mindesten

nichts am Spiel, während ſie ſich vor innerlicher Ungeduld darnach nicht zu laſſen wiſſen. Da muß durchaus Jemand eintreten, der Jedem zeigt, was es zu thun hat, um ſich zu beluſtigen, und Alle mit linder Gewalt an einander treibt, ſonſt bleibt Jeder für ſich und ärgert ſich dabei über den Nachbar, der nicht den erſten Schritt thun will.“

„Thun Sie dieſen erſten Schritt und machen Sie der allgemeinen Noth ein Ende, lieber Herr General,“ ſprach lächelnd Frau von Willnangen; „in jeder Hinſicht eignet ſich Niemand zu unſerm Anführer beſſer als Sie, und ich bin im voraus überzeugt, daß Jedermann dies dankbar anerkennen wird.“

Der General verbeugte ſich und fuhr fort zu reden. „In jüngern Jahren habe ich oft aus eignem Antrieb es verſucht, den Ehrenpoſten zu bekleiden, den Sie, meine gütige Freundin! mir jetzt wieder zutheilen möchten, dem ich mich aber um keinen Preis wieder unterziehen würde. In Bädern, in Garniſonen oder wo ſonſt der Zufall eine ungewohnte Zahl Menſchen aus allen Ständen zuſammenführt, welchen geſelliges Vergnügen Bedürfniß iſt, bin ich oft von eigner Lebensluſt

verleitet worden, mich zum maitre des plaisirs aufzuwerfen, aber lag es an meiner Ungeschicklichkeit oder an etwas Anderm, ich weiß nur, es ist mir jedes Mal so schlecht bekommen, daß ich noch jetzt nicht ohne Aerger daran denken kann."

„In der That," sprach Baron Wallburg, „das Amt eines Zeremonien- oder wenn Sie wollen, Vergnügen-Meisters ist eines der anerkannt mühseligsten und unbelohnendsten, am Hofe wie in der Stadt, vor allem aber in einer Republik, wie doch jeder Brunnenort eine ist, und ich begreife nicht, wie man anders, als durch den Drang der Umstände dazu gezwungen, sich ihm unterziehen mag."

„Sollten Sie mich auch wieder der Anglomanie beschuldigen, lieber Vater!" sprach Leo, „ich muß hier doch bemerken, daß das Talent der Britten, überall das Komfortabelste zu erfinden, sich auch in dem vorliegenden Fall bewährt. Unerachtet ihrer, jeder geselligen Verbindung mit Unbekannten noch weit mehr, als die der Deutschen, widerstrebenden Natur trafen sie dennoch den rechten Weg, Alle zufrieden zu stellen. In jedem bedeutenden Brunnenort wählen die Badegäste einen

Zeremonienmeiſter, deſſen Anordnungen Jeder gern Folge leiſtet, und der um einen anſtändigen Ehrenſold für die geſellige Unterhaltung Aller, wie jedes Einzelnen, unermüdlich beſorgt iſt. So darf dort Niemand über Vernachläſſigung oder Langeweile klagen, der dies nicht ſelbſt durch ſein Betragen verſchuldet."

„Dacht' ich's doch, daß die große Erfindung auf etwas Fabrikmäßiges hinauslaufen würde," ſprach Baron Wallburg, „denn hoffentlich hat dieſer Zeremonienmeiſter auch Gehülfen, die ihm vorarbeiten, und der Fremde, der amüſirt werden ſoll, geht dabei aus einer Hand in die andre, wie ein engliſcher Knopf."

„Haben Sie nicht auch aus Holz und Stahl vortrefflich gearbeitete Herrn und Damen, die eingeſchoben werden, wenn es an lebendigen Tänzern fehlt?" fragte Erneſto.

Die Idee ſolcher unermüdlichen Tänzer erweckte großes Vergnügen bei dem jüngern Theil der Geſellſchaft. Vor allem äußerte die kleine Luzie den ſehnlichen Wunſch, daß auf dem nächſten Ball deren ein halbes Dutzend, wo möglich in Huſarenuniform, erſcheinen möchte. Dann,

meinte ſie, käme auch wohl einmal die Reihe an ſie, mit ſo einem hölzernen Huſaren zu tanzen, denn die großen Mädchen nähmen ihr die lebendigen Tänzer alle weg.

„Auch ich kenne die Badekönige, denn ſo pflegt man in England ſie zu nennen, nahm endlich der Kapellmeiſter das Wort, und ich habe mich während meines vieljährigen Aufenthalts in jenem Lande zu wohl unter ihrem ſanften Scepter befunden, als daß ich mich nicht laut für ſie erklären ſollte. Aus Reiſebeſchreibungen iſt zwar Jedermann von den Statuten ihres Reichs unterrichtet, aber den ganzen wohlthätigen Einfluß derſelben auf das Badeleben kann nur der ermeſſen, der wie ich einſt zu ihren Unterthanen gezählt ward.“

Noch vieles ſprach man, bald lobend, bald tadelnd über dieſe engliſche Einrichtung, deren Einzelheiten ſelbſt dabei ſehr umſtändlich zur Sprache kamen. „Leo hatte in der That Recht,“ entſchied endlich der General, „und ich wünſche herzlich, recht bald ſolche Könige auf deutſchem Grund und Boden zu begrüßen. Erneſto's fromme Wünſche können wahrſcheinlich nur durch ihre

Einführung bei uns in Erfüllung gehen, aber ich fürchte aus mancherlei Gründen, daß ſich unendliche Schwierigkeiten ihr entgegen ſtellen würden. Indeſſen käme es auf einen Verſuch an, und wäre die Brunnenzeit nicht ihrem Ende ſo nahe, ſo möchte ich ſie wohl, wenigſtens als Probeſtück, auf einige Wochen in Vorſchlag bringen, obgleich ich nicht weiß, wo ich ſogleich einen würdigen Kandidaten zu dieſem ſehr ſchweren Poſten finden würde.“ „Ein Mann vom Stande könnte ſich doch unmöglich dazu entſchließen,“ meinte Frau von Wallburg. „Und warum denn nicht? meine gnädige Frau!“ erwiederte ihr ſchnell Erneſto. „Ich halte die Stelle eines ſolchen Königs für recht ehrenvoll, und um ſo mehr, da nicht gemeine Eigenſchaften dazu gehören, ſie mit Würde zu bekleiden.“ „Glauben Sie vielleicht, daß die Stelle eines Banquiers am Pharao-Tiſche, die ſo mancher Sprößling eines ſehr edeln Stammes ausfüllt, für ehrenvoller gelten dürfe?“ ſetzte der General lächelnd hinzu.

Die letzten Strahlen der ſinkenden Sonne mahnten jetzt die Geſellſchaft zum Aufbruch, doch traf man noch vorher die Verabredung, es an

einem der nächsten Abende zu versuchen, ob nicht der größere Theil der in Karlsbad gegenwärtigen Fremden zu einer zahlreichern Versammlung in einem der Säle zu veranlassen sey, um so vielleicht den Grund zu künftiger allgemeiner Geselligkeit zu legen. Niemand wandte gegen diesen Plan etwas ein, außer Frau von Wallburg. „Ich weiß nicht," sprach sie, „warum wir uns um die Uebrigen, die sich um uns nicht bekümmern, so viel Mühe geben wollen, da wir ihrer doch nicht bedürfen, um uns recht wohl zu befinden. Unser Zirkel genügt uns, er ist groß genug, um uns zu amüsiren, und wir werden uns da ein Menge Bekanntschaften aufladen, unter denen sich gewiß Leute befinden, die gar nicht zu uns passen, und die uns in Zukunft vielleicht recht lästig und beschwerlich in unserm eignen Hause werden können."

Herr von Wallburg tröstete indessen seine Frau mit der Versicherung, daß Badebekanntschaften sich nie über die wenigen Wochen hinaus erstrecken dürfen, die man mit einander verlebt, und daß es anerkannt herkömmlich sey, auch die genausten dieser Art in seiner Heimath zu ignoriren, sobald

man nicht durch eigne Beweggründe ſich veranlaßt finde ſie fortzuſetzen; und ſo wanderte ſie beruhigt mit der übrigen Geſellſchaft ihrer Wohnung zu.

Die letzten, auf eine eigne, gleichſam etwas bezeichnen ſollende Weiſe betonten Worte des Baron Wallburg machten indeſſen auf Frau von Willnangen einen nichts weniger als angenehmen Eindruck. Sie hörte ſie mit dem prophezeienden Vorgefühl, mit welchem der kundige Schiffer bei ſonſt heiterem Himmel das kleine dunkle Wölkchen am fernſten Horizonte erblickt, welches ihm den nahenden Orkan verkündigt. Ueberhaupt wohnt in vielen Frauen ein Vorahnen deſſen, was ſie von denen, welchen ſie auf ihrem Lebenspfade begegnen, zu erwarten haben, ſey es Freude, ſey es Schmerz. Liebe oder Feindſeligkeit, ſie empfinden beide lange im Voraus, ehe ſich noch die Perſon ihrer bewußt wird, in deren Bruſt dieſe Empfindungen ſpäter erwachen. Von dieſem wunderbaren Gefühl geleitet, würde Frau von Willnangen den Umgang mit dem Baron Wallburg und ſeiner Frau vielleicht gänzlich vermieden haben, aber ſie hielt es für unbillig und

thöricht, auf eine Ahnung zu achten, für welche ſich durchaus kein vernünftiger Grund erdenken ließ, und überdem erſchien ihr der jüngere Theil dieſer Familie ſo liebenswürdig, daß ſie um ſeinetwillen manches ihr minder Angenehme gern überſehen mochte.

Nicht ohne Wohlgefallen hatte ſie das Aufkeimen einer Neigung Leo's von Wallburg zu ihrer Tochter bemerkt, deren Erwiederung von Auguſtens Seite ihr durchaus nicht unerwünſcht gekommen wäre. Leo zeichnete ſich in der That auf eine vortheilhafte Weiſe vor andern jungen Männern aus. Mit einem ſehr gebildeten Geiſt und einem angenehmen Aeußern verband er die ſchätzenswertheſten Eigenſchaften des Gemüths, die ſich auf das Unverkennbarſte bei jeder Gelegenheit, beſonders aber im Umgang mit den Seinen äußerten. Und ſo war es wohl ſehr verzeihlich, wenn Frau von Willnangen ſich bisweilen ſüßen, allmählich zu Wünſchen und Hoffnungen ausartenden Träumen vom künftigen Glück ihrer Tochter überließ, beſonders da der einſtigen Erfüllung derſelben ſich auch im Aeußern nichts entgegen zu ſtellen ſchien. Dennoch hütete ſie ſich

wohl, mit Auguſten darüber zu ſprechen, ſie ließ das Herz ihrer Tochter ungeſtört ſeinen ſtillen Gang gehen; der Reue Schmerzen, die ſie noch immer bei Gabrielen's Anblick empfand, lehrten ſie jetzt Vorſicht üben, da es vielleicht der ganzen Zukunft ihres geliebten einzigen Kindes galt.

Das vom Baron Wallburg über die Bade-Bekanntſchaften ausgeſprochene Urtheil wäre vielleicht von ihr unbeachtet geblieben, hätte es ſie nicht plötzlich an ein Geſpräch erinnert, welches ſie am nämlichen Morgen mit dem General auf einem einſamen Spaziergange gehalten hatte. Er, der immer offen zu Werke zu gehen gewohnt war, hatte mit einer höchſt auffallenden Abſichtlichkeit die Gelegenheit geſucht, vom Baron Wallburg und deſſen Gemahlin zu ſprechen. Beide wurden zwar als ſehr vorzüglich in jeder Hinſicht von ihm geprieſen, dabei aber zu wiederholten Malen und faſt warnend des Ahnenſtolzes erwähnt, der in ihrem Vaterland überall mehr als in irgend einem andern Theile Deutſchlands vorherrſche. Auch dieſes ſonſt ſo liberal geſinnte Paar ſollte, nach des Generals Verſicherung, in dieſer Hinſicht mit unüberwindlichen Vorurtheilen erfüllt

seyn; nur seine Sitte verhindere es, diese auch im gewöhnlichen Leben laut werden zu lassen.

Die Dazwischenkunft des Barons selbst und die übrigen Zerstreuungen des Tages hatten Frau von Willnangen abgehalten, dieses Gespräch mit dem Ernst zu würdigen, zu welchem es augenscheinlich des Generals Absicht war, sie zu stimmen. Jetzt aber stand jedes Wort desselben plötzlich wieder vor ihrem Geist, und dabei fiel der Gedanke ihr mit Zentnerschwere auf das Herz, daß Augustens Stammbaum wirklich nicht von der Art sey, um vor strengen Richtern als gültig zu bestehen. Ihr Vater war der Sohn eines sehr angesehenen aber bürgerlichen Hauses, seinen später erworbenen Adel verdankte er nur seinen Verdiensten und dem Range, den er bekleidete. Die lange Reihe von Ahnen, welche Frau v. Willnangen als eine geborene Rosenberg zählte, vermochte es leider nicht, die ihm fehlenden zu ersetzen.

Frau von Willnangen fühlte sich bei ihrer Zuhausekunft von diesen Gedanken so verstimmt, daß sie es ausschlug, noch, wie sonst gewöhnlich, ein paar Stunden bei der Gesellschaft zu bleiben,

und ſich vielmehr mit den Ihrigen in ihr Zimmer zurückzog. Dieſe Verſtimmung theilte ſich auch den Uebrigen mit, Alle vereinzelten ſich, und der Abend nach dieſem ſo fröhlich begonnenen Nachmittag, der eine allgemeine Geſelligkeit einzuführen beſtimmt ſchien, war der erſte, an dem Jedermann ſich beſtmöglichſt zu iſoliren ſtrebte.

Ein wunderſchöner, wenn gleich ſchwüler Morgen folgte dieſem Abend. Die ganze, durch das Hinzutreten mehrerer entfernteren Bekannten ſehr vergrößerte Geſellſchaft beſchloß deshalb, einen längſt entworfenen Plan auszuführen. Das Frühſtück ſollte auf dem höchſten der über dem ſchönen Thal thronenden Berge eingenommen werden, neben den drei Kreuzen, die deſſen Gipfel bezeichnen. Auch Frau von Willnangen hatte ſich mit ihrer Tochter von dem allgemeinen Vergnügen nicht ausſchließen mögen. Erneſto mit der fröhlichen Luzie waren als Heerführer an die Spitze der kleinen Schaar geſtellt, die ſingend und jubelnd vom Brunnen weg durch den blinkenden Morgenthau hinzog. Allwill hatte einen eignen

Rundgesang für diese Wallfahrt gedichtet, der Kapellmeister erfand auf der Stelle eine Melodie dazu, dies erhöhte die laute Freude, mit der alle sich auf den Weg machten.

Nur Adelbert und Gabriele blieben einsam zurück. Mit seinem gelähmten Fuß konnte ersterer gar nicht daran denken, eine solche Wanderung zu unternehmen, und Gabriele durfte es auch noch nicht wagen, sich der Ermüdung eines so weiten Spaziergangs auszusetzen. Nach dem Scheiden der fröhlichen Gesellschaft begleitete Adelbert Gabrielen schweigend und langsam nach Hause, aber der Morgen war zu schön, um ihn ganz ungenossen vergehen zu lassen, und so wandten sie sich daher bald den lieblichen Schattengängen zu, die das anmuthige Thal von allen Seiten bekränzen.

Nie zuvor hatten beide Gelegenheit gehabt, so ganz allein mit einander zu seyn. Adelbert fühlte sich zwar vom ersten Augenblick ihrer Bekanntschaft an durch die stille sanfte Schwermuth zu ihr hingezogen, die wie ein Schleier über Gabrielen's ganzes Wesen sich verbreitete, und der milde Strahl ihres schönen dunkeln Auges war oft wie ein erwärmendes Licht in seine wunde Brust gedrungen,

aber die reine Güte ihres Gemüths und ſelbſt ihre hohe geiſtige Bildung konnten ihm dennoch nie zuvor, wie jetzt im ungeſtörten Geſpräch mit ihr, in dieſer Klarheit ſichtbar werden. Auch hatte ſie ſich ihm noch nie ſo unausſprechlich freundlich und vertrauend gezeigt.

Beide waren heute durch ähnliche Leiden von der allgemeinen Freude ausgeſchloſſen geblieben, und Gabriele fühlte ſich dadurch Adelberten gewiſſermaßen ſchweſterlich verwandt. Sie neigte ſich deshalb zu ihm und ſprach mit ihm, wie eine liebende Schweſter mit ihrem kranken leidenden Bruder ſprechen könnte. Ein wahrhaft und tief verwundetes Gemüth erkennt das andre ohne Worte, daher wußte Gabriele recht wohl, daß Adelbert freundlicher Theilnahme weit bedürftiger ſey, als es ſelbſt ſeine im Aeußern zerſtörte Jugendblüthe vermuthen ließ, und daß vielleicht nur dieſe ihn von völligem Untergang in Tiefſinn und Schwermuth erretten könne. Sie wandte ſich deshalb unendlich mitleidig zu ihm; alles was ſie ſagte und that, drückte das Beſtreben aus, ihm tröſtlich zu werden. Ihre ohnehin ſanfte melodiſche Stimme klang wie das Flöten einer Nachtigall,

denn sie suchte sie noch mehr zu mildern, indem sie zu ihm sprach, und Adelberten ging dabei in lange nicht empfundener Seligkeit das Herz auf.

So in ernstes und vertrauliches Gespräch verloren, wanderten beide langsam neben einander hin, länger und weiter, als sie selbst es bemerkten. An sich unbedeutende Anhöhen, die Adelberten aber noch gestern unübersteiglich geschienen hatten, ging er jetzt, seiner Krücke nicht gedenkend, an Gabrielen's Seite hinauf und hinab, ohne es zu gewahren. An den Stellen, welche ihr am schwierigsten dünkten, bot sie ihm hülfreich die kleine weiße Hand, und indem er sie berührte, war ihm, als ob unsichtbare Engel ihn mit ihren Flügeln unterstützten. Zwar dachte Gabriele nicht ohne Sorge an den Rückweg, indem sie neben ihm herging; aber sie vermochte es nicht über sich zu bringen, ihn aus dem augenblicklichen Vergessen seines traurigen Zustandes zu erwecken, und verschwieg daher ihre Besorgnisse.

Endlich erreichten sie den kleinen Tempel, welcher den Namen des Lords Finlater, des Verschönerers dieser Gegend, trägt, und mit ihm die beinahe äußerste Gränze der eigentlichen Prome-

naden. Bei ihrer, ihnen jetzt erſt recht fühlbar werdenden Ermüdung und der ungewöhnlichen Schwüle des Tages war ihnen dieſer Ruhepunkt höchſt willkommen. Sie ſetzten ſich traulich neben einander und fuhren in dem Geſpräche fort, deſſen Intereſſe ſie ſo unvermerkt bis zu dieſem, von ihrer Wohnung ziemlich weit abgelegnen Platz hingeführt hatte.

Die Unterhaltung war zuerſt von der Poeſie und dem verſchiednen Werth der neuſten Erzeugniſſe unſerer Dichter ausgegangen, unmerklich aber hatte ſie ſich der Liebe und ihren Leiden und Freuden zugewendet. Gabrielen's beredtes Auge hatte Adelberten längſt eine unglückliche Liebe als das ſtille Geheimniß ihres Herzens verrathen, obgleich ſie auch nicht auf die leiſeſte Art darauf hindeutete. Er ſtrebte daher mit der zarten Schonung, alles zu vermeiden, was ihm das Anſehen geben konnte, als ſuche er ihr Vertrauen zu erſchleichen, oder wolle die nähern Umſtände eines Geſchicks erſpähen, das er nicht umhin konnte, ſich dem eigenen ähnlich zu denken. Der Anblick des unausſprechlich anmuthigen und doch ſo tief verletzten Weſens an ſeiner Seite ſtimmte ihn dabei immer

wehmüthiger, indem er doch zugleich über seine eignen Schmerzen für den Augenblick sich beruhigter fühlte.

„Nur eines kann ich mir denken, wogegen kein Trost zu finden wäre," sprach Gabriele im Verlauf des Gespräches zu Adelbert. „Trennung, Tod des Geliebten, sind zwar ein unnennbares Weh, das schwache Herz möchte darüber brechen, wenn nicht die Liebe selbst und der schöne Hoffnungsstrahl von jenseits es hielten, aber dieser Schmerz reicht doch nicht an jenen, alle Hoffnung sogar jeden Wunsch nach Trost vernichtenden, vor dessen Möglichkeit ich zurückbebe. — Er heißt Unwerth des Geliebten, Verachten dessen, was wir dennoch lieben müssen. — Nein, die menschliche Natur kann dies Entsetzliche nicht ertragen!"

Todtenbläſſe überzog bei diesen Worten Adelberts Gesicht, das er im nächsten Moment krampfhaft zitternd, mit beiden Händen verhüllte. „Und doch, mein Fräulein! und doch," stammelte er fast unhörbar. „Sie haben in zwei Worten die traurige Bestimmung meines Daseyns ausgesprochen. Lieben und Verachten! Die menschliche Natur erträgt es wohl, Sie sehen, ich lebe noch."

Gabriele hätte vor Reue darüber vergehen mögen, daß sie ihn, den sie beruhigen und trösten zu wollen sich bewußt war, so unvorsichtig verletzt hatte. Sie fand und suchte kein Wort zu ihrer Entschuldigung, aber Adelbert hob den getrübten Blick zu ihr auf und las in ihrem schimmernden Auge innigere Theilnahme, schmerzlichere Reue, als sie mit aller Beredsamkeit ihm hätte ausdrücken können. Sein Herz öffnete sich zum ersten Mal wieder nach langer Zeit im Ergusse des reinsten Vertrauens; auch sie fand allmählich herzliche beschwichtigende Worte für ihn, und bald vernahm sie die Geschichte seiner glücklich verlebten früheren Zeit und die Ursache des jetzt ihn zerstörenden Kummers, die er mit der, allen Unglücklichen eignen Umständlichkeit ihr vertrauend mittheilte.

Früh verwaiset, wuchs Adelbert im Schlosse seines edlen Oheims auf, der das hoffnungsvolle Kind mit wahrhaft väterlicher Liebe erzog. Zwei Knaben und ein jüngeres Mädchen, Herminie genannt, theilten mit ihm die Stunden des Unterrichts wie die der Erholung. Sie waren die Kinder einer benachbarten Familie, welche durch

enge Bande der Freundschaft mit seinem Oheim von jeher vereinigt, fast immer in seiner Nähe lebte. Adelberts Auge strahlte noch einmal im Wiederschein der untergegangenen Sonne seines Frühlingslebens, als er jetzt erwähnte, wie schon in früher Jugend die innigste Liebe zu Herminien ihn zu allem Guten entflammte, wie er stets sich auszuzeichnen strebte, um ihr zu gefallen, und wie auch sie mit unverkennbarer Zärtlichkeit an ihm hing. Sein Oheim und Herminiens Eltern blickten lächelnd auf die frühe Liebe ihrer Kinder, und bauten darauf goldene Pläne für ihre Zukunft. „O wäre ich damals gestorben!“ rief Adelbert mit schimmernden Augen, „damals in der Morgenröthe des Lebens, die den herrlichsten aller Tage schien verkünden zu wollen, der jetzt mir untergegangen ist in Nacht und Graus.“

Die Kinder wuchsen zum Jünglingsalter heran; mit diesem erschienen Jahre der Trennung, aber diese sollte ja den Zeitpunkt ewiger Vereinigung herbeiführen. Adelbert fühlte die Nothwendigkeit, sich erst für das Leben zu rüsten, sich Eigenschaften zu erwerben, die ihn einst berechtigen könnten, nach dem Preise zu streben, der in rosiger Glorie

vor ihm ſtand. Auch lockte ihn, den in der Einſamkeit erzognen Jüngling, die ferne bunte Welt mit alle dem magiſchen Reiz, durch welchen ſie jeden Unerfahrnen blendet, und ſo beſtieg er, ziemlich gefaßt, den Reiſewagen, der ihn nach einer entfernten Univerſität führen ſollte, während Herminie in wildem Schmerz zu vergehen glaubte. Ein Briefwechſel mit dem Geliebten, zu welchem Eltern und Oheim, nach der feierlichen Verlobung des jungen Paars, ihre Einwilligung gegeben hatten, blieb ihr einziger Troſt.

So vergingen drei Jahre. Adelbert verlebte ſie unter Arbeit, Sehnſucht und Hoffnung. Herminiens Andenken hielt ihn hoch über den Strudel wüſter Verwilderung, in welchem viele ſeiner jugendlichen Genoſſen neben ihm verſanken. Herminiens Briefe zu beantworten, ſein ganzes Herz ihr offen darzulegen, war die höchſte Wonne ſeines Lebens. Er fühlte ganz den hohen Zauber, mit der dieſe Art, uns das Geliebte zu vergegenwärtigen, zuweilen ſogar das Glück der wirklichen Gegenwart beſiegt. Auge in Auge macht die Lippen verſtummen, aber in der einſamen Beſchäftigung mit einem geliebten Weſen reihen ſich

die Worte zum Ausdruck unſrer innigſten Gefühle von ſelbſt an einander, und wir vermögen zu ſchreiben, was wir nimmermehr ſagen könnten.

Dennoch nannte Herminie Adelberts Briefe oft kalt und liebeleer, und obgleich ſie von allem, was ihn nur auf die entfernteſte Weiſe berührte, unterrichtet zu werden verlangte, ſo konnte ſie doch auch oft darüber zürnen, daß er fähig wäre, irgend etwas anders zu erwähnen als ſeine Liebe. „Du kannſt Mannichfaltigkeit in deine Briefe bringen,“ ſchrieb ſie ihm, „du biſt ein Mann, du lebſt in der Welt. Ich Einſame lebe nur in dir, ich kann nichts denken als dich, darum vergieb, wenn ich langweilig dir nur von dir ſchreibe; du biſt ja meine Welt, von der ich jetzt nur träumen darf.“

Endlich war der Zeitpunkt ganz nahe, in welchem Adelbert zu ſeinem Oheim zurückkehren ſollte, um wenige Wochen ſpäter mit Herminien auf ewig vereint zu werden. Mit kaum zu mäßigender Ungeduld ſah er dem nicht mehr fernen Tage ſeiner Abreiſe von der Univerſität entgegen, als ganz unerwartet ein vom General abgeſandter Eilbote erſchien, mit dem Auftrage, ihn zur mög-

lichſten Beſchleunigung ſeiner Rückkehr in die Heimath zu mahnen. Dieſer an ſich höchſt willkommne Befehl ſeines Oheims überraſchte dennoch Adelberten, beſonders da der in höchſter Eil abgeſandte Bote ihm durchaus nichts Näheres darüber zu ſagen wußte. Adelbert eilte raſtlos Tag und Nacht, bis er das Schloß ſeines Oheims erreichte. Dort fand er den edlen Greis gerüſtet, um in den Kampf gegen die Feinde zu ziehen, deren Horden damals auf's neue unſer Vaterland zerſtörend zu überſchwemmen drohten. Ob Adelbert ihn auf dieſem Zuge begleiten würde, blieb nicht die Frage eines einzigen Augenblicks; der General hatte ſchon alles dazu vorbereitet, der nächſte Morgen war zur Abreiſe beſtimmt, und beiden Liebenden blieb nur dieſer einzige Abend zum Wiederſehn und zum Scheiden.

Schweigend betrachteten ſie ſich einander in der Stunde des Wiederſehns. Mit ſüßem Erröthen ſchlug Herminie die langen ſeidnen Augenwimpern nieder vor den liebeglühenden Blicken des hoch und ſchön vor ihr ſtehenden, zum Mann heranblühenden Jünglings, während dieſer, verloren in Entzücken, den unbegreiflichen Zauber anſtaunte,

welchen drei kurze Jahre hier geübt hatten. Die Stunde der Trennung ſchlug unter den heiligſten Schwüren ewiger Liebe in Noth und Tod. Bewußtlos ſank Herminie aus Adelberts Armen in die ihrer Mutter, während er die glänzenden Augen ſeitwärts wendete, indem er ſein Roß beſtieg, damit keiner der alten Krieger, die mit ihm und ſeinem Oheim auszogen, die ſtill über ſeine Wange hinrollende Thräne gewahren möge.

Von neuem begann der Briefwechſel der Liebenden. Herminie lebte nur mit der Feder in der Hand, Adelbert verwandte für ſie jede freie Minute, bis die immer ſteigenden Unruhen des Krieges alle Möglichkeit einer freien Mittheilung vernichteten. Unglück häufte ſich auf Unglück, Jammer auf Jammer.

Nach der Schlacht bei E . . . . . blieb Adelbert unter den Todten liegen, und ward nur durch ein halbes Wunder vom lebendig Begrabenwerden gerettet. Als Kriegsgefangner wurde er in ein Hoſpital gebracht. Seine Jugendkraft ließ ihn die Behandlung der franzöſiſchen Wundärzte überleben. Nach abgeſchloſſenem Frieden erſchien ſein Oheim ſelbſt, ihn abzuholen. Traurig wandten

ſich beide der Heimath zu, aber die Hoffnung, Herminien dort zu finden, glänzte wie ein heller Stern dem alten wie dem jungen Krieger durch die dunkle Nacht der Trauer, die jede andre Hoffnung ihnen verhüllte. „Herminiens ſanfte Hand wird unſre Wunden heilen, ſie wird künftig dich führen, dich ſtützen, armer Adelbert,“ ſprach der General, wenn er den Gelähmten ſich mühſam an Krücken forthelfen ſah. „Jetzt in einer Stunde ſehen wir ſie wieder,“ ſprach er endlich.

Aber ſie fanden ſie nicht. Ihr Schloß war öde und leer, ihre Eltern waren, aus Furcht vor den auf dem flachen Lande ſich immer weiter verbreitenden Unruhen des Krieges, in eine ziemlich entfernte Reſidenz mit ihr gezogen, man wußte nicht ob und wann ſie wiederkehren würden.

Nach wenigen, der nothwendigen Erholung vergönnten Stunden, ſaßen Adelbert und der General wieder im Wagen auf dem Wege zu ihr. Kein Zweifel an Herminien's Treue kam in ihnen auf. Adelbert dachte nur ihre Freude, ihn lebend wieder zu ſehen. Daß der Arm, den er noch in der Binde trug, der gelähmte Fuß, das bleiche Geſicht, die nach der langen Krankheit nur ſpär-

lich es umwehenden Locken Herminien von ihm zurückscheuchen könnten, fiel ihm nicht ein. „Sie wird dich um so mehr lieben, je mehr du ihrer Hülfe bedarfst," sprach der General, „denn die Weiber sind alle Engel des Trostes in Menschengestalt, sie sind am glücklichsten, wenn sie etwas zu pflegen und zu heilen haben."

Sie kamen an. Wie wenig glich dieses Wiedersehen dem vorigen! Herminie erbebte, sichtbar erschrocken über Adelberts Anblick; sie wollte sich überwinden, man sah deutlich, wie sie sich deshalb Gewalt anthat, aber sie vermochte es doch nicht, den Entstellten anders als mit heißen Thränen, mit bittern Klagen über dieses Geschick zu empfangen, und keine Sylbe verrieth ein frohes Gefühl über sein wunderbar gerettetes Leben. Auch Adelbert fand Herminien verändert. Zwar stand sie im sorgsam gewählten schimmernden Putz fast reizender noch vor ihm, als da er sie verließ, aber ihre Erscheinung hatte etwas Fremdartiges, etwas Theatralisches angenommen, wovon bei dem einfachen Landmädchen sonst keine Spur zu finden gewesen war, und Tanzmeisterkünste suchten die Stelle der natürlichen, alle Herzen gewinnenden

Anmuth zu erſetzen, welche ehedem jede ihrer Bewegungen begleitet hatte.

Adelbert ward tief betrübt über dieſe, in ſo kurzer Zeit aus dem Geräuſch des Stadtlebens hervorgegangene Verwandlung der Vielgeliebten, aber er blieb doch noch immer ihr eigen, und tröſtete ſich mit ſchönen Hoffnungen von der Zukunft. „Gewiß ſie kehrt zurück, gewiß ſie wird wieder was ſie war, wenn wir erſt dem Gewühl glücklich entgangen ſind, welches jetzt durch ſeine Neuheit ſie betäubt.“ Mit dieſen Worten ſuchte er oft ſich und ſeinen Oheim zufrieden zu ſprechen. Plötzlich aber zerſtörte Herminiens Mutter jede Hoffnung, indem ſie mit der Erklärung hervortrat, daß ihre Pflicht ihr nicht erlaube, die junge ſchöne Herminie für ihre ganze Lebenszeit zur Krankenwärterin auf einem Dorfe zu verurtheilen, daß Herminie ſelbſt ihre Kraft einem ſolchen Opfer nicht gewachſen fühle und daß ſie deshalb ſich gezwungen ſähe, das früher unter günſtigeren Ausſichten gegebene Verſprechen zurückzunehmen. Adelbert verlor bei dieſer Erklärung alle Beſinnung, aber der General beſtand darauf, ſie von Herminien ſelbſt bekräftigen zu hören, und als dies,

obgleich unter Thränenſtrömen und mit vielen ſchönen Worten, dennoch wirklich geſchah, da blieb dem edlen Greiſe nichts weiter übrig, als ſeinen unglücklichen Adelbert an ſeine väterliche Bruſt zu nehmen und mit ihm hinaus zu fahren in die Welt. Wenige Wochen darauf kam die Nachricht, daß Herminie einem der Angeſehenſten aus Napoleons Gefolge ihre Hand gegeben habe, und ſich mit ihm auf dem Wege nach Paris befinde.

Nicht in ſo zuſammengedrängter Kürze, ſondern in wechſelndem Geſpräch, belebt durch mehrere Nebenumſtände, die hier wegbleiben mußten, hatte Adelbert die Geſchichte ſeiner Leiden Gabrielen anvertraut. Vertieft in klagender und tröſtender Rede und Gegenrede, mochten beide wohl lange neben einander geſeſſen haben, ohne den Blick ins Freie zu wenden, als ein heftiger Donnerſchlag ſie plötzlich aufſchreckte. Ein ſchweres Gewitter war mit der in Gebirgen nicht ungewöhnlichen Schnelle, von ihnen unbemerkt, heraufgezogen, und entlud ſich jetzt gerade über ihren Häuptern in ſchmetternden Donnerſchlägen,

in unzähligen, einander durchkreuzenden, gelben, ziſchenden Blitzen. Heulender Sturm durchtoſete die Wipfel der Bäume, laut krachte der Fall einzelner Tannen durch den Wiederhall des Donners, bis endlich, gleich einem Wolkenbruch, mit wildem Brauſen herabſtrömender Regen den allgemeinen lauten Aufruhr der Natur allmählich beſchwichtigte.

„Und unſre Freunde oben auf dem Gipfel des unwirthbaren Berges, ohne alles Obdach, dem Zorn der Elemente ausgeſetzt!“ rief klagend Gabriele. „Gewiß ſind ſie längſt im Schutz einer Bauernhütte am Fuße des Berges,“ erwiederte tröſtend Adelbert, „das Gewitter konnte ſie auf der Höhe, auf welcher ſie ſich befanden, nicht ſo hinterrücks überſchleichen als uns. In der That,“ ſetzte er nach einem Blick auf ſeine Uhr etwas verlegen hinzu — „in der That, obgleich ich die Möglichkeit davon nicht begreife, aber ich muß glauben, daß Alle längſt zu Hauſe angelangt ſind und nun um uns in der größten Sorge ſchweben, denn die Mittagsſtunde iſt eigentlich ſchon lange vorüber. Die engelgleiche Güte, mit der Sie, mein Fräulein! einem Unglücklichen den Troſt

freundlicher Theilnahme gewährten, hat uns die Stunde vergeſſen laſſen. Wir ſind viel länger hier geblieben, als wir es dachten oder eigentlich ſollten.“

Gabriele blickte ängſtlich hinaus ins Freie, der Regen ſtrömte zwar minder heftig, aber um ſo eindringender, Wege und Fußpfade glichen rieſelnden Bächen. Sie ſprach kein Wort, aber Adelbert bemerkte nur zu deutlich, wie der Gedanke an Frau von Willnangen und Auguſten ſie mit banger Sorge erfüllte. „Was fangen wir nun an?“ ſeufzte ſie endlich mit einem Blick auf ihre ſeidnen Schuhe. „Der Arzt hat mich beſonders vor aller Erkältung gewarnt.“ „Ach! wie fröhlich, wie leicht, liebes Fräulein! hätte ich Sie ehemals auf meinen Armen hinunter getragen!“ rief Adelbert, und blickte traurig und finſter auf ſeine Krücke. „Jetzt, ich muß es Ihnen leider geſtehen, jetzt könnte ich Sie auf dieſen ſchlüpfrig gewordenen Pfaden, ohne eine feſtere Stütze als dieſe, nicht einmal hinunter begleiten, ſelbſt wenn der Regen nachließe. Hätte ich es ahnen können, daß ich noch heute die erſte Stunde des Troſtes, ſeit ich alles verlor, ſo bitter be-

reuen würde! Aber so will es das jammervolle Loos, das mir zu Theil ward," setzte er im finsterſten Unmuth hinzu.

„**Briccone maledetto!** Verwünſchter Taſchenſpieler! **Damn'd Juggler!**" erſcholl es in dieſem Augenblick dicht neben ihnen, und eine wunderliche ganz durchnäßte Geſtalt ſchlüpfte in den Tempel hinein, ohne die ſchon Anweſenden ſogleich zu bemerken, warf dann einen ungewöhnlich dicken keulenartigen Stock von ſich und arbeitete darauf mit Zähnen und Nägeln an dem Knoten eines Bandes, welches ein kleines braunes Päckchen zuſammen hielt. Dabei ſchimpfte der neue Ankömmling in einem weg und in verſchiedenen Sprachen, bald auf den Knoten, bald auf den Regen.

Adelbert und Gabriele betrachteten, höchſt verwundert, die ſonderbare Geſtalt. Nach ſeinem Aeußern zu urtheilen, hätte man den Fremden für einen Taſchenſpieler oder für den Pagliaſſo einer herumziehenden Seiltänzerbande halten können, und doch lag etwas in der Art, mit der er Adelbert und Gabrielen, ihrer gewahr werdend, begrüßte, das eine feinere Bildung verrieth.

Seine vom Regen triefende Kleidung beſtand aus einer kurzen Jacke und weiten wunderlichen Pantalons von weißem buntſtreifigen Leinenzeuge, in Schuhen von gelbbraunem Leder, Kamaſchen von Nanking und einem großen Strohhut mit breitem Rande und flachem Kopf. Eigentlich war er ziemlich treu nach Ebels Vorſchrift für Reiſende in der Schweiz gekleidet, was aber hier in Böhmen und zu ſeiner kurzen gedrängten Geſtalt ſich ſehr lächerlich ausnahm, beſonders da er wenigſtens funfzig Jahre alt zu ſeyn ſchien.

Eines der gewöhnlichen Geſpräche, wie man ſie in ähnlichen Fällen zu führen pflegt, entſpann ſich jetzt zwiſchen Adelbert und dem Fremden, der dabei unermüdet, aber mit allen Zeichen der höchſten Ungeduld, daran arbeitete, den Knoten zu löſen, welchen er dabei immerfort und in allen möglichen europäiſchen Sprachen halb laut vermaledeite.

„**Mercè di Dio!**“ rief er endlich, denn der Knoten war plötzlich aufgegangen. „**Mais voyez, monsieur!** ſehen Sie nur, ob es nicht zum Verzweifeln war,“ ſprach er zu Adelberten, der verwundert auf den Inhalt des Päckchens blickte;

„Vraiement c'étoit fait pour enrager. Gestern lasse ich mir von einem herumreisenden Physiker im Alexandersbad lehren einen Knoten zu schlingen, der fester als alle Schlösser ist, weil er nur der Hand des mit dem Geheimniß Bekannten weicht, ich knüpfe meinen Regenmantel, my Patent cloak, den ich immer mit mir trage, auf diese Weise zu, und jetzt, da mich der Platzregen überrascht, habe ich Unglückseliger die Lösung des Knotens vergessen. Ich habe einen Mantel in der Hand, mit dem ich unter dem Staubbach hingehen könnte, ohne daß mir ein Tropfen Wassers an die Haut käme, und muß mich durchregnen lassen. No it is too bad, too bad; es ist zu toll.“

Während der Zeit zog er den Regenmantel von dünnem durchsichtigen Wachstaffet an, setzte eine gleiche von allen Seiten herabhängende Kapuze auf den Kopf, und sah in dieser Vermummung noch viel abentheuerlicher aus als zuvor, fast wie ein in Bernstein inkrustirter Käfer. „Könnte ich mich nur auf das Geheimniß des heillosen Knotens wieder besinnen,“ murmelte der Fremde vor sich hin, „ich muß es doch zufällig

getroffen haben, weil er aufsprang.“ Dabei arbeitete er wieder aufs emsigste und mit großer Anstrengung an den dicken Stock, den er beim Eintritt weggeworfen, hernach aber wieder hervorgesucht hatte, bis es ihm gelang, ihn auseinander zu schrauben und in mehrere Stücke zu zerlegen. **Oserois-je Madame**, Ihnen diesen **Patent Umbrella** zum Heimgehen anzubieten?“ sprach er zu Gabrielen, indem er ihr einen sehr zerbrechlichen Regenschirm, ebenfalls mit Wachstaffet überzogen, darreichte, den er aus einem Theil seines Stocks zusammengesetzt hatte. **„Avouez, que c'est l'invention la plus belle, la plus commode, enfin es giebt nichts bequemeres,“** sprach er weiter, indem er aus vier dünnen Messingstäbchen und einem Stückchen Leinen eine Art von kleinem Feldstuhl zusammenfügte und Gabrielen nöthigte, sich darauf zu setzen. „Sehen Sie,“ sprach er mit sehr großer Selbstzufriedenheit, „so trage ich in diesem Stock gleichsam ein kleines Haus mit mir, das mir selbst auf den höchsten Bergen Schutz gegen die Witterung und einen bequemen Ruhesitz gewährt. Das Futteral, welches Schirm und Sessel beherbergt,

dient mir obendrein nicht nur zum Wanderſtab, ſondern auch zum Fernrohr, wenn ich die dazu gehörigen Gläſer hineinſchraube, und ich denke nur noch auf eine Vorrichtung, um dieſen Stuhl zu einem vollſtändigen Fauteuil zu vervollkommnen.“

Der Regen hörte endlich auf und der wunderliche Fremde erbot ſich auf die gutmüthigſte Weiſe, Adelberten auf dem Wege nach Karlsbad zum Führer zu dienen. Dabei bedauerte er nur, daß dieſem nicht das gelähmte Bein bis an das Knie abgenommen ſey, ohnerachtet ihm Adelbert wiederholt verſicherte, daß er hoffe, nicht Zeitlebens lahm zu bleiben. „N'importe,“ ſprach der Fremde, „ich könnte Ihnen ein ganz vortreffliches hölzernes Bein verſchaffen, Sie ſollten damit gehen, reiten, ſogar tanzen können, il n'y a rien de plus beau et de plus commode au monde, indeſſen kommen Sie nur, ich will Sie gewiß nicht fallen laſſen.“ Adelbert dankte ihm lächelnd, und äuſſerte zugleich die Beſorgniß, daß ſeine Begleiterin in ihren ſeidnen Schuhen wohl ſchwerlich würde den Weg zu Fuß machen können. „Ah Cospetto di bacco!“ rief der Fremde, „warum habe ich nicht ein einziges Paar der Pattens der

Dutchess of Devonshire bei mir! Auf dieſen zierlichen Kothurnen könnte das Fräulein gerade durch einen Bach gehen, ohne naß zu werden; ſie ſind die allervortrefflichſte Erfindung.“ — „Ich erkenne höchſt dankbar Ihre Güte, mit der Sie wünſchen mir helfen zu können,“ unterbrach ihn Gabriele. „Da es indeſſen auf dieſe Weiſe nicht möglich iſt, ſo wage ich es, Sie zu bitten, die Meinigen bald möglichſt zu beruhigen, die gewiß um mich in der größten Beſorgniß ſind. Haben Sie die Gefälligkeit, Frau von Willnangen im ſteinernen Hauſe auf der Wieſe aufzuſuchen, und ihr zu ſagen, daß Gabriele von Aarheim“ —

„Aarheim? Sie ſind ein Fräulein von Aarheim? Aarheim? von Schloß Aarheim?“ rief im größten Entzücken der Fremde, „**mais permettez que je vous embrasse, mon aimable petite Cousine**, ich bin Ihr Vetter, Ihr nächſter Verwandter, Moritz von Aarheim, Ihr Vater und ich ſind **Cousins à la mode de Bretagne.** Ihr Aelter-Vater war der Bruder meines Großvaters. Haben Sie denn nie von mir ſprechen gehört?“

„Mein Vater lebt ſo fern von der Welt,“ ſtotterte Gabriele etwas erſchrocken. „Es iſt wahr,

das thut er," erwiederte Moritz von Aarheim, „ich habe ihm einmal vor vielen langen Jahren geſchrieben, er hat mich aber keiner Antwort gewürdigt. **Mais je ne lui porte pas rancune,** ſeine Tochter iſt die Krone unſers alten Geſchlechts, **and I forgive him.** Ich will ihn beſuchen, den alten Herrn, ich habe mich ſchon nach ihm erkundigt, ich höre, er beſchäftigt ſich mit alchymiſtiſchen Unterſuchungen der Färbeſtoffe. Ich habe die göttlichſten Vorſchriften zum Färben aus England mitgebracht, auch aus der Türkei habe ich deren mir zu verſchaffen gewußt, er ſoll ſie alle haben, er hat zwar auf meinen Brief nicht geantwortet, **but I do not care for it,** er ſoll ſie doch haben."

So ſchwatzte Moritz von Aarheim noch lange fort, und legte dabei ſeine Freude über Gabrielen in faſt allen lebendigen Sprachen an den Tag, bis ihm plötzlich der Nachtheil einfiel, der aus dieſem langen Verweilen in der feuchten Luft für Gabrielen's Geſundheit entſtehen konnte. So ſchnell als möglich eilte er nun fort, auch währte es nicht lange, bis der General Lichtenfels und Erneſto mit einer Sänfte für Gabrielen im Tem-

pel anlangten, um das dorthin vom Sturm verschlagene Paar heim zu geleiten.

Gabriele fand bei ihrer Nachhausekunft den neuen Vetter so eingewohnt, als wäre er Zeit seines Lebens der vertrauteste Freund der Frau von Willnangen gewesen. Alle Tische und Stühle in ihrem Zimmer waren mit kleinen Modellen und Zeichnungen von neuen Erfindungen belastet, deren Erklärung und Nutzen er dem ältern Herrn von Wallburg auf das Eifrigste zu demonstriren suchte. Die Damen und Leo hielten sich dabei in einiger Entfernung, um nicht an dem Streite Theil zu nehmen, der sich zwischen jenen beiden schon entsponnen hatte, denn Herr von Wallburg war der abgesagteste Feind aller Neuerungen. Gabrielen's Erscheinung machte indessen dem Zwist ein Ende. Moritz von Aarheim ließ alles im Stich, um seiner neugefundenen Cousine unter einem halben Dutzend Fläschchen mit Präservativen gegen Erkältung die Auswahl anzubieten, und suchte auf alle Weise sie zu bewegen, wenigstens aus einem derselben ein Paar Tropfen zu nehmen. Sein zudringliches

Bitten hatte zwar etwas ungemein Läſtiges, ſo wie im Grunde auch ſein ganzes übriges Betragen, aber es lag auch wieder etwas ſo ausgezeichnet Gutmüthiges ſelbſt in dieſer Zudringlichkeit, daß es Gabrielen wirklich ſchwer ward, ihm ſeinen Wunſch nicht zu gewähren.

Mehr aber als alles übrige war ihr der vertrauliche Ton unangenehm, zu welchem er als ein naher Verwandter gegen ſie berechtigt zu ſeyn glaubte, und es ward ihr beinah unmöglich, ſich daran zu gewöhnen, noch unmöglicher, ihn zu erwiedern. Nie zuvor war es ihr eingefallen, daß ſie außer der Gräfin Roſenberg und Aurelien noch Blutsverwandte in der Welt haben könne, nie hatte ſie ſolche nennen hören, und nun kam gerade eine der lächerlichſten Erſcheinungen und wollte Familienverbindungen geltend machen, welche ſie kaum im Stande war zu begreifen.

Den durchnäßten Schweizeranzug hatte Herr von Aarheim zwar abgelegt, und alles, was er jetzt trug, war wirklich ſo neu und elegant als möglich, aber er ſah deshalb nicht minder abentheuerlich aus. Seine Kleidung war wie ſeine Sprache, allen Nationen abgeborgt; kein Stück

seines Anzugs paßte zu den übrigen, alle aber verdankten der allerneusten und dabei barocksten Erfindung ihren Ursprung. Auch seine Bewegungen hatten etwas Unstätes, das mit seinen grauen Haaren und seiner ganzen Gestalt auf eine widerliche Weise kontrastirte. Uebrigens waren die Züge seines Gesichts nicht unangenehm und wurden zuweilen durch einen gewissen Ausdruck von treuherzigem Wohlwollen sogar recht leidlich. Da er im Gespräch immer von einem Gegenstand zu dem andern überging, ohne sich und Andern zum gehörigen Auffassen eines einzigen Zeit zu lassen, so war sein Umgang höchst ermüdend, und der ganze Kreis wäre seiner gewiß sehr überdrüssig geworden, wenn er längere Zeit in Karlsbad verweilt hätte. Aber er eilte schon am dritten Tage zum kunstliebenden Scharfrichter nach Eger, den er durchaus sprechen zu müssen behauptete, obgleich er sich augenscheinlich höchst ungern so schnell von Gabrielen trennen mochte. Er verließ sie mit der Erklärung, daß er sie auf Schloß Aarheim wiederzusehen gedenke, und wollte sich durchaus nicht daran kehren, daß ihr Vater keinen Besuch annähme. Er war auf jeden Fall über-

zeugt, daß er ihm mit den engliſchen und türkiſchen Farbengeheimniſſen willkommen ſeyn würde, wenn jener auch ihre nahe Verwandtſchaft bei der Annahme ſeines Beſuchs nicht in Betracht ziehen wollte. Uebrigens hielt ihn ein innres Zartgefühl ab, Gabrielen zu geſtehen, daß er des Freiherrn nächſter Agnat und der künftige Beſitzer von Schloß Aarheim ſey, der als ſolcher doch einigermaßen ſich berechtigt glauben konnte, bei ſeinem Verwandten, den er nie beleidigt hatte, vorgelaſſen zu werden.

Ganz nahe den die Geſellſchafts-Säle von Karlsbald umgebenden Alleen ſteht eine der Madonna geweihte kleine Kapelle zwiſchen hohen Bäumen und dichtem Gebüſch. Die Mädchen und Frauen der Umgegend ſchmücken das in ihr wohnende freundliche Muttergottesbild mit dem Schönſten, was ſie nur aufzubringen wiſſen. Nie mangelt es ihm an ſtrahlenden Flittern, an ſchönen Bändern und Perlen. Friſche Blumenſträuße duften jeden Morgen auf dem kleinen Altar, ſo lange die Jahreszeit dies vergönnt, und an jedem Abend werden

helle Kerzen vor dem Bilde angezündet, von denen oft ein funkelnder Strahl durch das dichte Laub bis mitten in die fröhlichen Kreise der vornehmen Welt den Weg findet, und auch da manches stille fromme Herz mit heiliger Sehnsucht erfüllt. Sobald der Abend hereinbricht, bevölkert sich der kleine Betstuhl vor dem Bilde mit Andächtigen; größtentheils sind es Weiber, und Mädchen aus den umliegenden Dörfern, die von der Arbeit kommen und zuvor an dieser heiligen Stätte ihr Abendgebet verrichten, ehe sie heimkehren.

Auch Gabriele weilte oft und gern bei der kleinen Kapelle. Wenn frühere Schmerzen sich wieder regten, wenn Ergebung, Hoffnung und die schwer errungene Ruhe des Gemüths im Geräusch ihr fremder werden wollten, dann flüchtete sie sich hierher und kehrte nach kurzem Verweilen immer mit einer Brust voll Frieden zu ihren Umgebungen zurück. Die unerwartete Ankunft ihres Vetters, die unruhige Bewegung, in welche Alles um sie her während der Zeit seines Dableibens gerathen war, und nun zuletzt noch sein sehr tumultuarischer Abschied und seine Abreise machten ihr am Abende nach letzterer eine einsame Stunde

höchſt wünſchenswerth. Ohnehin waren diesmal die Stunden nach Sonnenuntergang zu der jüngſthin verabredeten allgemeinen Verſammlung in einem der Säle beſtimmt, und Gabriele wußte wohl, daß ſie alle ihre Freunde beunruhigen und betrüben würde, wenn ſie nicht dabei erſchien. Daher flüchtete ſie ſich eben, als die Sonne hinter die Felſen zu ſinken begann, zu dem Ort, an welchem ſie ſchon oft Troſt und Beruhigung fand, um ſich für das Geräuſch der nächſten Stunden in ruhiger Stille zu erholen, zu ſtärken und zu ſammeln. Sie traf nur eine einzige, auf ihren Knieen in tiefer Andacht hingeſunkene Beterin in der Kapelle, und ſchlich ſich leiſe an die andere äußere Ecke des Betſtuhls, um durch ihre Gegenwart ſo wenig als möglich ſtörend zu werden.

Lange hatte ſie ſich nicht ſo durchaus beklommen, ſo recht innerlich betrübt gefühlt als heute. Durch Adelberts Erzählung ſeines unwürdigen trüben Geſchicks war nicht nur ihr wärmſtes Mitgefühl in Anſpruch genommen, es hatte ſolche auch alle ihre eignen Schmerzen und Sorgen wieder angeregt. Ottokar's Bild ſtand ſeitdem lebendiger als je wieder vor ihrem Geiſt, begleitet von einer

düstern bangen Ahnung, die ihr weder Rast noch Ruhe ließ, und sie um so mehr beängstigte, je undeutlicher und verworrener die Vorstellungen waren, durch welche ihr aufgeregtes Gemüth sich mit Grausen erfüllte.

In der Kapelle ward ihr indessen bald ruhiger zu Muthe. Die Stille des Orts, die Abendsonne, welche zwischen dem hohen Gezweige der ihn umgebenden Bäume hindurch ihre goldnen Lichter auf das Marienbild streute, stimmten sie zu süßer seliger Wehmuth. Bald erleichterten Thränen ihr gepreßtes Herz, sie weinte recht herzlich, ohne doch eigentlich zu wissen, wem ihre Thränen flossen; aber sie fühlte, daß sie ihr unendlich wohl thaten.

„Gelobt sey Jesus Christus!" Mit dieser in Karlsbad gewöhnlichen Begrüßung hörte sie sich plötzlich von der Frau angeredet, die vorhin in der Kapelle gebetet hatte und jetzt dicht neben ihr stand. „In Ewigkeit!" erwiederte Gabriele und stand auf, um sie an sich vorbei gehen zu lassen; aber die Frau ging nicht, sondern begrüßte Gabrielen nochmals mit dem zweiten, in Karlsbad üblichen Gruß: „Gott schenk' Euer Gnaden die Gesundheit!"

„Ich danke euch, gute Frau!“ sprach Gabriele, und blickte etwas verwundert auf. Ihr Auge traf in das fromme, stille, halb erloschene Auge eines uralten, ärmlich, aber höchst reinlich gekleideten Mütterchens mit schneeweißen, glatt gekämmten Haaren, das mit unaussprechlicher Freundlichkeit sie betrachtete. „Ihr habt recht andächtig gebetet, fromme alte Mutter! euch muß Gott erhören; gedenkt auch meiner künftig in eurem Gebete!“ mit diesen Worten reichte Gabriele der Alten eine Gabe.

„Das will ich,“ antwortete die Frau in einer diesen Gegenden fremden Mundart, „recht herzlich will ich für Sie beten, aber nicht um Ihres Geschenks willen. Doch nehme ich es gern, Sie sind reich und gut, und ich will meinen Urenkelchen eine Freude damit machen.“

„Für diese Urenkelchen habt ihr auch wohl hier gebetet?“ fragte Gabriele.

„Alle Tage bete ich für sie und segne sie,“ war die Antwort; „aber nicht hier, hier bete ich weder für mich noch die Meinen, nur für Einen, den ich nicht einmal zu nennen weiß. Aber Gott kennt ihn und hat den Namen in sein Buch ge-

ſchrieben; Er weiß, wen ich in meiner Einfalt meine, und wird mich wohl erhören. Liebes gnädiges Fräulein!“ fuhr die Alte fort, indem ſie ſich neben Gabrielen ſetzte, „halten Sie mirs zu gut. Als ich Sie vorhin ſo jung, ſo ſchön, ſo vornehm und ſo reich und doch ſo herzlich betrübt weinen ſah, da konnte ich nicht anders, ich mußte mich zu Ihnen ſtellen und mit Ihnen zu reden ſuchen. Glauben Sie mir nur, Gott wird ſeinen Engel ſenden, Sie zu tröſten, wenn es Zeit iſt, bleiben Sie nur in der Geduld und in der Hoffnung. Hat er ihn doch auch mir geſendet, als meine Margarethe geſtorben war und ich deshalb zu meinem Sohn nach Böhmen wandern mußte. Da blieb ich in einem wild fremden Lande, von aller Welt verlaſſen, in Todesnöthen auf freiem Felde liegen, ringsum war es Nacht und kalt, ich konnte die Lippen nicht mehr regen und betete nur noch innerlich: „Vater unſer, der du biſt im Himmel,“ und er hörte mich doch und ſandte den Retter.“

Freudiges Schrecken durchrieſelte Gabrielen bei dieſen Worten; ſie fragte, die Frau antwortete, und bald fand es ſich, daß es ſo ſey, wie ſie es

geahnt hatte. Es war die nämliche alte Mutter, welche Ottokar vor ungefähr Jahresfriſt vom Verſchmachten gerettet hatte. Mit heißen Freudenthränen fiel Gabriele ihr um den Hals.

„Er iſt Ihnen wohl nahe verwandt?“ fragte die Frau.

„Ja wohl verwandt! nahe verwandt!“ erwiederte Gabriele,“ die naſſen Augen gen Himmel gerichtet.

„Das hätte ich gleich ſehen können, daß Sie Schweſter und Bruder ſind, Sie ſind beide ſo gut und ſo ſchön. Sagen Sie Ihrem Bruder doch, wenn Sie ihn ſehen, wie ſeine Wohlthat mir Segen gebracht hat, ich denke, es muß ihn freuen, wenn er es hört. Ueberall fand ich weiterhin gute Seelen, die ſich einer armen alten Mutter annahmen, und ſo habe ich von ſeinem Gelde ſo viel erübrigt, daß ich meinem Aloys eine Kuh kaufen konnte. Und nun lebe ich bei ihm und meinen Enkeln und Urenkeln dort unten im Dorfe. Aber alle Abende ſteige ich hier herauf, ſobald es Vesperzeit wird, im Winter und Sommer, im Regen, im Schnee, im Sonnenſchein, nichts hält mich ab, denn ich habe ein

Gelübde gethan und das will ich halten, so lange Gott mir die Kräfte verleiht. Hier bete ich immer einen Rosenkranz für meinen Erretter und empfehle ihn dem Schutz aller lieben Heiligen, besonders der heiligen Jungfrau, denn so habe ich es gelobt. Lieber Gott, denke ich, er ist zwar ein Engel an Güte, aber doch ein junger, reicher, vornehmer Herr. Da kann es wohl geschehen, daß solch ein junges Blut mitten im Vergnügen einmal das Beten vergißt, und mein einfältiges Gebet kommt doch aus treuem Herzen, das muß ihm frommen, wo er auch seyn mag."

„Wo er auch seyn mag! wo er auch seyn mag! O gute Mutter, vergiß ja nie dein Gelübde und gedenke auch meiner, wenn du für ihn den Himmel anrufst!" Mit diesen, in hoher Bewegung ausgesprochenen Worten drückte Gabriele der Alten ihr Taschenbuch mit Bankzetteln in die Hand und eilte mit verhülltem Gesicht ihrer Wohnung zu.

Jetzt war es ihr unmöglich geworden, noch heute den Abendzirkel zu besuchen, und Frau von Willnangen, der sie mit wenigen Worten das Vorgefallene mittheilte, war auch sehr bereit sie zu entschuldigen. Allein in ihrem Zimmer gab

ſie ſich ganz den Erinnerungen hin, welche der Anblick jener Frau auf's neue belebt hatte. Jede in Ottokar's Nähe verlebte Stunde ging an ihrem Geiſte vorüber, vor allen die erſte, in der ſie ihn ſah, ohne ihn nennen zu können, und dann die letzte entſcheidende.

Die Sonne war untergegangen, tiefe Dämmerung, gemildert durch das Licht des eben aufſteigenden Mondes, erfüllte das Zimmer; noch immer ſaß Gabriele ſinnend und im Aeußern regungslos da, obgleich ſie innerlich bei jedem auch noch ſo leiſen Geräuſch zuſammenzuckte, denn ihr war als dürfe ſie jetzt auch ihn erwarten, ja als müſſe Ottokar in der nächſten Sekunde hereintreten, ſo ſehr hatte die Erſcheinung der Alten ihr die Vergangenheit zur Gegenwart gemacht. Annette, die ſchon lange aus dem Nebenzimmer jede Bewegung ihrer jungen Herrin beobachtet hatte, wagte es endlich, ſich ihr zu nahen; mit bittender Geberde legte ſie ihr die Harfe in den Arm und kniete dann neben ihr hin.

‚Gutes Kind! dein Herz ſagt dir, was mir frommt,“ ſprach Gabriele, indem ſie liebkoſend ihre Locken berührte. Dann ſtimmte ſie die Harfe

und ſang ein Lied, welches Allwill ihr einſt auf ihre Veranlaſſung gedichtet hatte.

Sie ſieht mich nicht!
Ich ſehe ewig Sie,
Und wenn auch meine Augen einſt erblinden,
Mein Geiſt wird dieſes theure Bild doch finden,
Auch wenn ich dahin flieh,
Wo ausglimmt alles Licht.

Sie hört mich nicht!
Ich höre ewig Sie!
Von ſüßen Lippen floſſen Geiſterworte,
Die mich ergriffen, leiſe Mollakkorde;
Der Ton erſtirbt mir nie,
Wenn auch kein Laut mehr ſpricht.

Beklagt mich nicht,
Daß ferne, ferne Sie;
Bin ich nicht glücklich, ewig Sie zu lieben?
Mein war Sie, mein für immer iſt geblieben,
Was Leben mir verlieh
Und auch der Tod nicht bricht.

Da öffnete ſich leiſe die Thüre, und eine im Dunkel kaum erkennbare weibliche Geſtalt trat herein, ein paar Schritte brachten ſie näher. „Erſchrick nicht vor mir, meine Gabriele,“ ſprach eine

liebe bekannte Stimme, ein paar Arme breiteten sich aus, und Gabriele sank mit einem freudigen Schrei an das treue Herz ihrer Dalling.

„Kehrt denn alles, alles heute wieder, was früher mich beglückte? auch du, auch du?“ rief sie im frohen Taumel des Wiedersehens, während Frau Dalling mit Erstaunen die unglaubliche Veränderung bemerkte, die in der kurzen Zeit mit Gabrielen vorgegangen war. Statt des kaum der Kindheit entwachsenen, bleichen Mädchens, welches sie verlassen hatte, fand sie jetzt Augustens, ihrer Mutter, verklärtes, verschönertes Bild in der Pracht eben erblühender Jungfräulichkeit und wußte kaum, wie sie es anfangen solle, um Gabrielen mit aller der mütterlichen Liebe zu umfangen, die sie im Busen trug, ohne doch die Ehrfurcht zu verletzen, welche diese hohe, schöne Erscheinung von ihr zu fordern berechtigt schien.

Während die beiden wieder Vereinten im ersten freudigen Taumel ein fast unverständliches Gespräch mit einander führten und Fragen und Antworten auf die wunderlichste Weise durch einan-

der wirrten, kehrten auch Erneſto, Frau von Willnangen und Auguſte aus der Geſellſchaft wieder nach Hauſe.

Niemand hatte an dieſem Abende ſonderliche Freuden gefunden. Was der General vorher geſagt hatte, war zum Theil eingetroffen, überall hatte es an Jemanden gefehlt, der es übernehmen wollte, durch innern Zuſammenhang dieſe Verſammlung zu einer Geſellſchaft zu bilden. Einige der Anweſenden waren in ſtummer Unbehülflichkeit neben einander ſtehen geblieben, Andre hatten ſich mit ihren Bekannten flüſternd berathen, was denn eigentlich hier vorgehen ſolle, nur Wenigen war der feinere geſelligere Zweck dieſer Zuſammenkunft klar geworden, und dieſe Wenigen hatten ſich ſogleich dem eigentlichen Kreiſe der Frau von Willnangen anzuſchließen geſucht, ohne ſich um die weiter zu bekümmern, welche ſich in verlegner oder ſtolzer Entfernung hielten. Ungeduld trieb endlich den Kapellmeiſter an das verſtimmte Fortepiano, Allwill brachte in der Noth geſellige Spiele in Vorſchlag, zuletzt wurden glücklicher Weiſe die Muſikanten von der ungewohnten Erleuchtung herbeigezogen und ſpielten ein paar Walzer auf, mit

denen die geſelligen Freuden dieſes Abends ſich endigten.

Jubelnd und fröhlich, wie ein Kind, führte Gabriele die ſorgſame, treue Pflegerin ihrer erſten Jugend ihren Freunden zu, und war nun doppelt froh, bei jenem verunglückten Verſuche zur Beförderung der Geſelligkeit nicht gegenwärtig geweſen zu ſeyn.

Ein Unglück weiſſagendes Gefühl ergriff Frau von Willnangen, als ſie Frau Dalling erblickte, aber ſie ſchwieg davon, denn ſie ſah deutlich, wie es Gabrielen noch gar nicht eingefallen war, daß dieſe ihr ſo liebe Erſcheinung ihr dennoch unheilbringend ſeyn könne. Auch Frau Dalling ſchien über das Wiederſehen ihres theuren Kindes den eigentlichen Zweck ihrer Sendung ganz vergeſſen zu haben. Sie konnte kein Auge von Gabrielen wenden. In der einen Minute ſchalt ſie ſich, daß ſie die zu ihrer Gebieterin herangewachſene Jungfrau noch immer wie ein Kind behandle, in der nächſten nahm ſie ſie wieder liebkoſend an ihr Herz und nannte ſie mit allen den tändelnden Namen, die ſie ihr ſonſt gegeben hatte, als ſie ſie noch auf ihren Armen trug. So verging die

übrige Abendzeit. Frau Dalling ward späterhin sichtbar ernst, wie Jemand, dem etwas Trauriges, das er vergaß, plötzlich wieder einfällt; aber ein bittender Wink der Frau von Willnangen bestimmte sie, ihren Liebling noch diese Nacht dem ungestörten Schlummer zu überlassen, dessen Gabriele nach den mannigfaltigen Begegnissen des Tages augenscheinlich höchst bedürftig war. Erst nachdem diese mit Augusten das Zimmer verlassen hatte, um sich zur Ruhe zu begeben, kam der eigentliche Zweck zur Sprache, welcher Frau Dalling nach Karlsbad geführt hatte. Frau v. Willnangen hatte in ihren Vermuthungen nicht geirrt, sie kam, um Gabrielen auf das Schleunigste zu ihrem Vater zu geleiten, der, ohne eigentlich gefährlich krank zu seyn, doch höchst ängstlich nach seiner Tochter verlangte.

Kurze Zeit vor der Ankunft der Frau Dalling in Karlsbad saß der Baron Aarheim um Mitternacht ganz allein in seinem Laboratorium, so wie er es seit vielen Jahren gewohnt war. Sein starrer Blick ruhte bald auf den Retorten, Gläsern

und Tiegeln, welche im Ofen am Feuer ſtanden, bald auf mago-kabbaliſtiſchen Figuren, die er an der Wand gezeichnet hatte, und aus denen er den Stand der Sterne, und ob es an der Zeit ſey, erſehen zu können glaubte. Alles ſagte ihm, es ſey an der Zeit, die Stunde der Vollendung ſey gekommen, und ein leiſes Flüſtern und Kniſtern um ihn her beſtärkte ihn in dieſem Glauben, während es ſein zitterndes Erwarten faſt bis zur Bewußtloſigkeit ſteigerte.

Nur nichts vergeſſen! nur nichts vergeſſen! mußte er immerfort innerlich mit wahrer Todesangſt wiederholen, während er mit bebenden Lippen unverſtändliche Formeln ſtammelte, durch welche er die Elementar-Geiſter zu bändigen oder zu gewinnen gedachte. Unverwandt blickte er jetzt die Gluth im Ofen an, die Flammen regten ſich luſtig, er ſah wunderliche Geſtalten in ihnen ſpielen. Langbärtige Menſchengeſichter nickten ihm aus dem Feuer zu und verzogen ſich dann grinſend zur gräßlichſten Unform, bis ſie in Dampf ſich auflöſten; glänzend geringelte, blaue und grüne Schlangen wanden ſich hoch empor und reckten die langen, feuerrothen, dreigeſpitzten Zungen nach

allen Seiten aus, immer höher und höher. Aber über alles ſah er ein einziges, rieſig großes Greiſenhaupt ſich erheben, mit einem langen, ſchneeweißen Bart und einer wie Rubin glühenden Krone. So wie der Baron dieſe Geſtalt gewahrte, ward es ihm unmöglich, den Blick von ihr abzuwenden; ſein Haar ſträubte ſich in der Angſt, mit welcher er ſich bemühte, an alles, für dieſe Stunde in ſeinen Büchern Vorgeſchriebene ſich zu erinnern, während es ihm immerfort warnend in die Ohren dröhnte: Nur nichts vergeſſen! nur nichts vergeſſen! Das Rieſenhaupt dehnte ſich über den Herd des Ofens hinaus, er ſah es, wie ihn begrüßend, ſich neigen, er ſah ganz in der Nähe das gräßliche Durcheinanderflimmern aller Züge deſſelben, und nun folgte dem Haupte die ganze Geſtalt. Der weite, wie aus Feuernebel gewobene Mantel, welcher ſie in große bauſchende Falten verhüllte, quoll weit über den Herd hinaus und begann allmählich ſich im ganzen Gemache zu verbreiten. Der Baron raffte ſich mit aller Kraft zuſammen, um das Grauſen zu überwinden, was ihn ergriffen hatte, und ward wirklich wieder auf einen Augenblick Meiſter ſeiner Ge-

danken. Er warf einen Blick auf den Herd und gewahrte, daß die Flamme dort zu mächtig lodere; er wollte sie dämpfen, aber er vermochte nicht, dies allein zu vollbringen. Jetzt breitete sich das Feuernebel-Gewand des riesenhaften Greises immer weiter aus, der Baron glaubte, ihn immer zürnender auf sich blicken zu sehen, es war, als ob er ihn in die Falten seines Mantels einwickeln und ersticken wolle; er versuchte, sich davon loszuwinden, aber der unkörperliche Stoff ließ sich mit Händen nicht erfassen, obgleich er schwer auf ihn drückte.

In der höchsten Noth sucht der Mensch immer den Menschen, auch ohne Hoffnung auf Hülfe, und diese hatte der Baron doch noch nicht aufgegeben. Entschlossen riß er die ins Vorgemach führende Thüre auf. „Franz!“ rief er mit donnernder Stimme, „Franz!“ so hieß der alte Bediente, der einzige, welcher mit ihm diesen Flügel des Schlosses bewohnte und zuweilen bei seinen Arbeiten ihm Handreichung leistete. Keine Antwort erfolgte. Der Baron durchschritt mit festem Tritte das Zimmer. Als er an der andern Thüre

desſelben ſtand, blickte er ſich um und ſah mit Entſetzen das feuerrothe Gewand des Greiſes ihm durch die Thüre des Laboratoriums nachquellen. Pfeilſchnell ſtürzte er durch das zweite Zimmer. Ein Blick rückwärts verrieth ihm abermals, daß das Gräßliche ihm immer langſam nachfolge. Er floh in das dritte Zimmer; dort lag Franz auf einem Ruhebette, der Baron erfaßte ihn, wollte ihn wach ſchütteln; umſonſt! der ſiebenzigjährige treue Diener lag ſtarr und kalt, ob durch einen Schlagfluß plötzlich entſeelt? ob nur ohnmächtig oder in tiefem Schlaf begraben? Der Baron hatte nicht Zeit, dieſes zu unterſuchen. Ein furchtbarer Knall ſchien den Felſen, auf welchem Schloß Aarheim ſteht, bis in den Grund zu ſpalten, die alten Mauern erbebten, als ſtürzten ſie zuſammen. Der Baron ſah das Feuergewand mit Macht hervorquellen, die blauen und grünen Schlangen waren rieſengroß geworden und wanden ſich dazwiſchen hin und ſtreckten die feuerrothen Zungen nach ihm, als wollten ſie ihn durchbohren. Da öffnete er im wahnſinnigen Entſetzen auch die äuſſere Thür, floh auf Flügeln der Angſt pfeilſchnell hinab in den Hof, und ſah nun den ganzen Theil

des Gebäudes, den er bewohnt hatte, rettungslos flammend gen Himmel lodern.

Des Baron's erste Bewegung war ein Versuch, in wilder Verzweiflung das eigene Leben auf diesem Scheiterhaufen seines Glücks und seiner Hoffnungen zu opfern, aber er fühlte sich von starken Händen gehalten. Alle Einwohner des Schlosses waren von der heftigen Explosion im nämlichen Augenblick erweckt worden, und hatten sogleich im ersten Schreck sich in den Hof geflüchtet. Diese seine Diener, von welchen viele ihren Herrn in diesem Moment zum ersten Mal erblickten, verhinderten ihn jetzt, den gräßlichen Tod in den Flammen zu suchen, welchen der alte Franz vielleicht im nämlichen Moment, hoffentlich bewußtlos, starb.

Regungslos und ohne alle Besinnung stand nun der Baron, anscheinend ruhig, und blickte wieder in die zischenden, prasselnden Flammen. Im Rauch, im Feuerdampf sah er noch immer das weite erglühende Gewand des Greises und hoch über sich dessen drohendes Haupt; der weiße, nebelgleiche Bart wehte, wie der Schweif eines Kometen, weit hin durch die Nacht, im Sturm-

winde, den die Flammen erregten. An Rettung des brennenden Flügels war nicht zu denken; es war, als ob er an allen Ecken zugleich sich entzündet habe, er sank in weniger als einer Stunde in sich selbst zusammen; nur die aus Felsen für eine Ewigkeit aufgethürmten Außenmauern widerstanden, alles Innere verzehrte die wüthende Feuersbrunst. Nichts blieb von allem, worauf der Baron Schwindel erregende Hoffnungen erbaut hatte, und auch die Gebeine des armen alten Franz verglühten mit im allgemeinen Untergang, und seine Asche fand ihr Grab in den Trümmern.

Mit Anstrengung aller ihrer Kräfte gelang es den Bedienten und den Bewohnern des Dorfs, das Hauptgebäude des Schlosses vom Untergange zu retten, aber der Baron schien ihr Bemühen und ihre Anstalten gar nicht zu bemerken. Ganz still stand er und sah in das Feuer, bis der letzte Balken einstürzte und alles Zerstörbare vernichtet war. Dann wandte er sich; mit feierlichem Schritt, begleitet von seinen vornehmsten Dienern, ging er die große Treppe im Mittelgebäude hinauf, in das ehemalige Zimmer seiner Gemahlin, das er seit

dem Tage ihres Todes nicht wieder betreten hatte. Dort ſetzte er ſich an ein Fenſter, der dampfenden Brandſtätte gegenüber, und ſchlug nach kurzem Beſinnen ein ſo furchtbar gellendes Gelächter auf, daß Alle, die ihn umgaben, ſich faſt bis zum Wahnſinn davon erſchüttert fühlten.

Dieſer entſetzliche Zuſtand währte mehrere Stunden, kein Arzt war in der Nähe, der ihn zu mildern verſuchen konnte. Das Geſicht des unglücklichen Greiſes verzerrte ſich im furchtbarſten Krampfe, ſeine ermattete Bruſt hob ſich immer gewaltſamer, während das herzzerreißende unaufhaltſame Lachen immer forttönte, bis die erſchöpfte Natur ſich endlich ſeiner erbarmte und ihn nach und nach in ohnmächtiges Erſtarren hinſinken ließ, das ſich ſpäter in tiefen Schlaf auflöſte.

Erſt als am Abende dieſes Tages die Sonne ſank, erwachte der Baron, aber unglaublich verändert. Die ohnehin tiefen Züge ſeines Geſichts waren ganz eingeſunken, keine Spur mehr von krampfhafter Anſtrengung. Er war ſtill und gelaſſen, Jedermann durfte zu ihm kommen, aber er ſprach mit Niemanden. Ganz in ſich gekehrt ſaß er da, aß und trank, was ihm gereicht ward, und

eben nur genug, um das Leben zu fristen, forderte aber nichts. Die Thüre seines Zimmers blieb offen stehen, seine Bedienten, seine Bauern, Fremde, die des Wegs vorbei kamen, alles strömte, theils aus Neugier, theils aus Theilnahme, herbei, alles wanderte ungehindert bei ihm aus und ein, er aber achtete auf Niemand, obgleich er auch Niemand zurückscheuchte. Seine ganze Haltung war die des tiefsten Nachsinnens über einen höchst wichtigen Gegenstand. Endlich um Mitternacht rief er Frau Dalling herbei und befahl ihr, in möglichster Eile nach Karlsbad zu reisen, um Gabrielen abzuholen und sie zu ihm zu führen. Nach diesem deutlich und bestimmt ausgesprochenen Befehl versank er wieder in sein voriges Schweigen.

Frau Dalling konnte den theilnehmenden Freunden Gabrielen's nur den heftigen Schreck über die unglückliche Feuersbrunst als die Ursache von des Baron's traurigem Zustande angeben, aus welchem der Wunsch, Gabrielen zu sehen, natürlicherweise entspringen mußte. Denn von dessen lange gehegten und jetzt so furchtbar zertrümmerten Hoff-

nungen hatte ſie noch immer keinen Begriff. Frau von Willnangen und Erneſto hingegen blickten tiefer. Nach dem, was ſie von des Baron's Aeuſſerungen und dem entſetzlichen Zuſtande, in welchen er gleich nach dem Brande gerathen war, vernahmen, mußte die Ahnung eines Geheimniſſes ſie durchſchauern, das ihre Angſt, Gabrielen in ſolchen Händen zu wiſſen, noch um vieles vermehrte. Der Schmerz der Frau von Willnangen über die plötzliche Trennung von ihrem Lieblinge leidet keine Beſchreibung; er überſtieg alle Gränzen, wenn ſie an das Schickſal dachte, welches die arme Gabriele im Schloß ihres Vaters erwartete, und dabei keine Möglichkeit ſah, es zu mildern. Ihre gewohnte Faſſung hatte ſie gänzlich verlaſſen. „Was wird aus dem weichen, liebebedürfenden Gemüth in jener ſtarren Umgebung werden!“ rief ſie mit Augen voll Thränen. „Welche Opfer wird der Mann, der das Herz ihrer Mutter mit kalter Hand zerdrücken konnte, nicht von dieſem, ſeiner Willkür ganz preisgegebenen Geſchöpf fordern, das wir ſchutz- und wehrlos ihm ausliefern müſſen!“

„Das müſſen wir nicht und werden es auch nicht,“ erwiederte plötzlich nach einigem Sinnen

Erneſto, „denn ich begleite Gabrielen. Das Schickſal und mein Herz haben mich einmal zu Gabrielen's Vormund, zu ihrem Beſchützer erkoren, ich will es bleiben, ſo lange dieſes nur irgend ausführbar iſt, ich reiſe mit ihr.“

Beide Frauen hörten mit hoher Freude dieſe Erklärung Erneſto's, nur wagte Frau Dalling einige Zweifel wegen der Aufnahme, die Erneſto im Schloß Aarheim finden würde. „Vielleicht,“ ſprach ſie, „hat ſich der Baron während meiner Abweſenheit völlig erholt, und dann kehrt er gewiß zu ſeiner gewohnten Abgeſchiedenheit von allen Menſchen zurück.“

„Weiß ich es doch ſelbſt nicht, ob ich mich werde Gabrielen's Vater zeigen wollen oder nicht,“ erwiederte Erneſto; „das mögen die Umſtände beſtimmen. Ich bleibe auf jeden Fall in ihrer Nähe, ihr Schutz, ihr Freund, ja ich kann ſagen ihr eigentlicher Vater, wenn väterliche Liebe zu dieſem Namen berechtigen kann. Sorgen Sie nur, daß Gabriele morgen früh ihre Beſtimmung auf die ſchonendſte Weiſe erfährt, und daß ſie dann wo möglich in der nämlichen Stunde abreiſen kann. Verkürzen Sie ihr die bittern Stunden

des Scheidens, ein langer Abschied ist eine lange Qual, die wir ihren Kräften nicht zumuthen dürfen, sie wird sie nöthiger brauchen.“

„Lassen Sie uns übrigens das Beste hoffen,“ sprach Ernesto zur Frau von Willnangen, sobald er mit dieser allein war. „Nach dem, was ich von des Baron's eigentlichem Geschick ahne, und nach dem, was Frau Dalling von der plötzlichen Veränderung in seinem ganzen Wesen erzählt, achte ich ihn seiner letzten Stunde sehr nahe, und leider ist der, im gewöhnlichen Lauf des Lebens, für ein glückliches Kind herbste Verlust, unsrer armen Gabriele der höchste Gewinn. Sie, die schon Mutterlose, kann nur glücklich werden, wenn sie auch vaterlos ist. Ich wiederhole es Ihnen, ich bleibe in Schloß Aarheims Nähe, und so wie eine günstige Veränderung in Gabrielen's Lage eintritt, so wie sie der Fesseln entledigt ist, die jetzt sie drücken, nehme ich sie auf und bringe sie in Ihre schützenden Arme, an Ihr mütterliches Herz. Bis dahin wache ich über sie, ohne zu wanken oder zu weichen.“

„Haben Sie Dank, guter, edler Ernesto!“ erwiederte Frau von Willnangen. „Sie wollen mir Trost geben, indem Sie mir die Aussicht für

meine Gabriele zu erheitern ſuchen, aber mein ahnendes Herz will ſich nicht zufrieden ſprechen laſſen. Sie auch künftig in Gabrielen's Nähe zu wiſſen, iſt freilich viel; es iſt das Einzige, woran ich in dieſer trüben Stunde mich noch halte. Möge ein freundlich Geſchick Ihr wohlmeinendes Streben begünſtigen! Ich bete mit Inbrunſt darum, aber ich fürchte, ſie iſt dennoch von nun an verloren, verloren uns und verloren ſich ſelbſt."

Mit dem Gefühl, mit welchem ein halb Erwachter ſich völlig von den Feſſeln eines ängſtigenden Traums loszuwinden ſtrebt, ſaß Gabriele ſchon am folgenden Vormittage im Wagen. Unverwandt haftete ihr Blick auf dem raſchen Umſchwunge der Räder, welche ſie einer Beſtimmung entgegen führten, von der ſie noch vor wenigen Stunden keine Ahnung gehabt hatte. Keiner ihrer Begleiter unterbrach auch nur mit einem einzigen Worte die im Wagen herrſchende Stille. Erneſto kannte zu gut das weiche, aber auch ſtarke, Gemüth ſeiner Schülerin, um nicht überzeugt zu ſeyn, daß ſie gewiß aus dem ſchweren Kampf

zwiſchen ihrem Herzen und ihrem Pflichtgefühl als Siegerin hervorgehen würde, wenn man ſie nur ungeſtört ſich ſelbſt überließ. Frau Dalling ſchwieg, weil unausſprechliches Mitleid mit ihrem geliebten Kinde ihr die Sprache hemmte, und die arme Annette hatte genug mit ihrem eignen Schmerz zu thun; ſie weinte ganz in der Stille über ſich ſowohl als über ihre Herrin.

Der Erfolg rechtfertigte Erneſto's Erwartungen von Gabrielen. Nach wenigen Stunden richtete ſie ſich raſch und muthig auf, wie ſchon oft in ähnlichen Fällen, und ſuchte von nun an ihre alte Freundin recht liebkoſend und hold für das bisherige untheilnehmende Verhalten zu entſchädigen. Aber der Geiſt der Freude blieb dennoch fern von der kleinen Reiſegeſellſchaft. Bei aller gegenſeitiger Freundlichkeit ſaß doch jedes Mitglied derſelben trübe und in ſich gekehrt da. Keines vermochte ſich des Zieles der Reiſe zu freuen, während Alle ſich beſtrebten, die eignen Beſorgniſſe den übrigen, ſo viel es nur möglich war, zu verhehlen.

So kam allmählich der letzte Tag der Reiſe heran. Der Wagen hielt zur Mittagszeit vor

mir nie Erſatz bieten kann. Vergebens ſuchten Sie es mir durch Ihre Begleitung auf dieſer traurigen Reiſe zu verbergen, wie ich ſo ganz verlaſſen von meinen Freunden künftig ſeyn werde. Aber ich danke es Ihnen doch, mit dem innigſten Gefühl, daß Sie es mir mitleidig verbergen wollten. Guter, ſorgſamer Freund, treuer Beſchützer meiner verwaiſten Jugend, ich danke Ihnen, mehr kann ich nicht.“

„Wollen Sie mich denn fortſchicken, liebe Gabriele?“ fragte Erneſto mit etwas gezwungnem Lächeln. „Ich bin noch gar nicht geſonnen, ſo bald zu gehen. Meine Meinung war, noch recht lange in Ihrer Nähe zu verweilen, oder Sie recht bald in Ihre eigentliche Heimath zu Frau von Willnangen zurück zu begleiten.“

„Guter Erneſto! was hülfe es, wenn ich Sie täuſchte, und mir ſelbſt Hoffnungen erregte, die doch nie in Erfüllung gehen können;“ erwiederte Gabriele. „Ich weiß es, ich ſtehe hier an der Schwelle eines ſehr dunkeln, ſehr einförmigen, und in den Augen der Welt ſehr freudenloſen Lebens. Ich muß Sie darauf vorbereiten, ehe Sie die wenigen Stunden zwiſchen hier und Schloß

Aarheim zurücklegen, daß kein Fremder, ſogar kein Freund dort gaſtlich aufgenommen wird. Mein Vater flieht die Menſchen, bittre Erfahrungen, ſagte mir meine Mutter, haben ihn ſogar ihren Anblick haſſen gelehrt.“ —

„Ich weiß es,“ unterbrach ſie Erneſto, „und habe auch nie darauf gerechnet, von ihm freundlich empfangen zu werden! Dennoch bin ich entſchloſſen, Sie bis zu ihm zu begleiten. Mein Herz ſehnt ſich nach dem Orte, wo der Stern meiner Jugend unterging. Ich feiere dort ein theures Andenken und kehre gleich darauf in dieſes Thal zurück. Ich denke im Förſterhauſe, das dort in der Felſenecke ſo maleriſch liegt, mich häuslich niederzulaſſen, und Frau Dalling bemüht ſich dieſen Augenblick, mit meinem künftigen Hausherrn die deshalb nöthigen Verabredungen zu treffen. Ich bleibe ſo recht ſehr in Ihrer Nähe, liebe Gabriele, denn wie ich höre, führt ein Fußſteig in weniger als einer Stunde von hier nach Ihrer Burg, während wir auf dem Fahrwege wohl viermal ſo viel Zeit brauchen werden, wie das zwiſchen Bergen ſo oft der Fall iſt.„

„Hier wollten Sie bleiben? Hier in dieſer

gräßlichen Wüste? Guter Gott, Erneſto, wie kann ich je eines ſolchen Opfers mich werth achten!“ rief Gabriele.

„Wie leid iſt es mir, daß ich dieſe bewundernden Ausrufungen nicht verdiene,“ ſprach Erneſto in ſeinem gewöhnlichen humoriſtiſchen Ton, „denn ich bin leider nicht halb ſo edelmüthig, als Sie es ſich denken. Schon längſt wünſchte ich die mir oft gerühmte wilde Pracht dieſes Gebirges kennen zu lernen. Ich will hier Studien für meinen Johannes in der Wüſte nach der Natur malen, den ich, wie Sie wiſſen, ſchon längſt im Sinne trage. Farben, Leinwand, alles habe ich mitgebracht, vielleicht fange ich morgen ſchon an, denn ſeit ich dieſe Felſengegend ſah, bin ich überzeugt, daß ich in der Welt keine beſſere Einöde für meinen Heiligen finden kann.“

„Sie ſollen Ihren edlen Willen haben, Erneſto! ich will thun, als merkte ich nicht, wie Sie meinem Dank ausweichen wollen,“ ſprach Gabriele und neigte ſich kindlich über Erneſto's Hand, die ſie an ihr Herz drückte. „Aber,“ fuhr ſie fort, und ſah mit ihren klaren Augen recht treuherzig zu ihm auf, „nehmen Sie auch

die Beruhigung an, die ich mit aller Aufrichtigkeit Ihnen zu geben im Stande bin. Glauben Sie meiner Versicherung, daß ich auch die abgeschiedenste Einsamkeit, zu der mein Vater mich bestimmen kann, für kein Unglück halte. Vor Langerweile haben Sie und meine Mutter mich durch die Sorgfalt geschützt, mit der beide für meinen Unterricht sorgten; meinem Herzen bleibt Erinnerung und Liebe, die lassen Niemand einsam. Ueber alles tröstend aber ist mir das Gefühl, daß ich hier auf dem einzigen Punkte stehe, auf welchen ich in der Welt hingehöre. Das einzige Kind eines greisen, kränkelnden Vaters darf ja keine andre Freude suchen und kennen, als ihn zu pflegen und die trüben Stunden seines Abends zu erheitern."

„Mein Heldenmädchen!" rief Ernesto und strebte vergebens, die tiefe Rührung, von der er sich ergriffen fühlte, unter heiterm Lächeln zu verbergen. „Ich weiß, Gabriele! was Sie zu tragen vermögen," setzte er sehr ernst hinzu, „und darum fürchte ich so sehr die edle jugendliche Lust, die Sie verleiten kann das Schwerste zu wählen, weil es das Schwerste ist. Wer weiß,

zu welchen unerhörten Opfern man Sie in jener finstern Burg auffordern wird! Das in langer Einsamkeit, unter der Last eines freudenlosen Alters verhärtete Gemüth Ihres Vaters, wird es sich an Ihrem milden Wesen erwärmen? wird es sich daran nur erfreuen? Gabriele! eine mir selbst unerklärliche Angst verleitet mich in diesem Augenblick, es zu vergessen, daß ich zu der Tochter von ihrem Vater spreche, aber ich kann nicht anders, ich muß Sie bittend warnen. Hier auf dem kalten Boden, wo Ihre Mutter, einsam und verlassen, vor der Zeit hinwelken mußte, wird es hier ihrem zarten jugendlichen Ebenbilde, das sie uns hinterließ, besser ergehen?"

„Was fürchten Sie denn eigentlich für mich von meinem Vater? lieber Ernesto!" erwiederte Gabriele. „Welches Opfer kann er denn von mir fordern? doch keines, als das der geselligen Freuden und meiner Zeit, die ich ohnehin von nun an einzig ihm weihen muß; ich habe ja nichts anders, das ich ihm darbringen könnte. Beruhigen Sie sich. Das hohe Beispiel meiner Mutter leuchtet mir vor auf der Bahn, die ich betrete. Sie sagen: ich gleiche ihr. O lassen Sie mich

in Allem ihr immer ähnlicher werden, selbst in ihrem Geschick, wenn es seyn muß, denn was kann ich Höheres wünschen, als zu seyn wie sie war.“

„Nun so segne dich Gott, du reines Wesen! und behüte dich vor gar zu großer Versuchung, dich selbst zu vergessen!“ rief Ernesto, und drückte zum ersten Mal Gabrielen an seine Brust. „Nur noch den einzigen Trost gewähren Sie mir, um den ich jetzt Sie bitte, und ich will ruhig seyn,“ setzte er hinzu. „Versprechen Sie mir feierlich, ohne meinen Rath, ohne mein Mitwissen keinen Ihre Zukunft bestimmenden Schritt zu thun. Versprechen Sie es mir, Gabriele! wenn Sie wirklich glauben, daß ich irgend Dank um Sie verdiene; versprechen Sie es mir, ich muß, ich muß dieses Versprechen von Ihnen erflehen, erzwingen, genug ich muß es erhalten.“

„Ich begreife Sie nicht, Ernesto! wahrlich ich glaube, diese dunkeln Umgebungen, diese schwarzen Felsen erfüllen ihre Einbildungskraft mit grauenvollen Bildern,“ sprach freundlich Gabriele, indem sie ihre Rechte in Ernesto's dargebotene Hand legte. „Hier haben Sie mein feierliches Ver-

ſprechen, wie Sie es wünſchen. Es bedurfte deſſen nicht, denn wie könnte ich ohne den Rath meines einzig treuen, erfahrnen Freundes irgend etwas Wichtiges für mich entſcheiden, ſobald ich ſo glücklich bin, ihn in meiner Nähe zu wiſſen. Ich ehre und liebe meinen Vater, wie es die Pflicht dem Kinde gebeut, aber ich kenne ihn wenig; ich habe mich nie in meinem Leben vertrauend ihm genaht. Sein ernſtes, Ehrfurcht und Gehorſam gebietendes Anſehen ſchreckte mich ſtets von ihm zurück, und dieſer Eindruck iſt bleibend. Aber deshalb rührt es mich eben ſo unbeſchreiblich, daß er gerade jetzt, da ein Unheil ihn traf, ſich meiner erinnert und meine Gegenwart verlangt. Wenn ich mir denke, daß er geſtorben ſeyn könnte, ohne mich wieder geſehen zu haben, dann, Erneſto! dann fühle ich erſt recht lebhaft das Glück noch für ihn thätig ſeyn zu können, ich erkaufe es mit keinem Opfer zu theuer. Das Gefühl eines Kindes, welches nicht mit dem Bewußtſeyn am Grabe der Eltern ſteht, nach Kräften alles für ſie gethan zu haben, muß entſetzlich ſeyn.“

Schweigend reichte Erneſto ihr die Hand, um ſich mit ihr dem Eiſenhammer wieder zuzu-

wenden, wo schon alles zu ihrer Abfahrt bereit war.

Zu Gabrielen's großer Verwunderung war der neu gefundene Vetter, Moritz von Aarheim, der Erste, der ihr in der dunkeln Vorhalle ihres väterlichen Schlosses entgegen kam. Er bewillkommte sie mit einem Wortschwall, der sich sogar beim babylonischen Thurmbau hätte füglich hören lassen können, auch Ernesto ward mit ungeheuchelter Freude von ihm empfangen, und überhaupt zeigte sein ganzes Benehmen, wie höchst erwünscht ihm die endliche Ankunft der Erwarteten sey. Dennoch fiel es deshalb diesen nicht weniger auf, ihn hier, und zwar in der Eigenschaft eines gebietenden Herrn zu finden. Als solcher beeiferte er sich, Ernesto ein Zimmer anzuweisen und lud ihn dringend ein, doch ja recht lange zu verweilen. Besonders setzte er Frau Dalling, die ihn gar nicht kannte, in Erstaunen und in Verlegenheit.

Seine Gegenwart im Schlosse des Barons war indessen auf sehr gewöhnlichem Wege her-

beigeführt worden. Nächst seiner Vorliebe für fremde Sprachen und neue Erfindungen, beschäftigte er sich sehr gern mit Nachforschungen über die ursprüngliche Bildung der Erde, und besaß in der That nicht gemeine geologische Kenntnisse. Er hatte sich längst vorgenommen, das Gebirge, in dessen Mitte Schloß Aarheim liegt, mit Hinsicht auf dieses sein Lieblingsfach zu bereisen, und wollte auch bei der Gelegenheit seinen Verwandten einen Besuch abstatten; das zufällige Zusammentreffen mit Gabrielen in Karlsbad bestimmte ihn, diesen Plan sogleich auszuführen. Nach einem Aufenthalt von nur wenigen Stunden in Eger, eilte er, sich in die Nähe von Schloß Aarheim zu begeben, und sein wissenschaftliches Forschen hatte ihn in nicht gar zu große Entfernung von der Burg seiner Ahnen geführt, als ihm die Kunde von dem Brande daselbst zu Ohren kam, und zwar durch das Gerücht bis ins Ungeheure vergrößert. Er mußte fürchten, dort keinen Stein mehr auf dem andern zu finden, es war also ganz natürlich, daß er so schnell als möglich sich hinbegab, theils um dem Baron beizustehen, theils um zu retten, was noch zu retten sey,

und wenigstens raubbegierigen Händen das zu entreißen, was die Flammen übrig gelassen haben mochten.

Frau Dalling war schon auf dem Wege nach Karlsbad, als Moritz von Aarheim im Schlosse anlangte. Er fand die Zugbrücke heruntergelassen, das äußere Thor, so wie auch alle inneren Thüren des Gebäudes, standen weit offen und ein Schwall von Menschen drängte sich durch dieselben und auf den Treppen, hinaus und hinein, hinauf und hinab. Niemand schien den Neuangekommenen zu bemerken, er folgte dem Schwarm der Hineinströmenden und gelangte so in das Zimmer des Barons.

Schweigend saß dort die hohe düstre Greisengestalt auf einem großen altväterischen Lehnstuhl dicht am Fenster, den starren Blick auf die Brandstätte fest geheftet, kaum noch einem lebenden Wesen mehr ähnlich. Ein Paar alte Diener, schweigend wie ihr Gebieter, schienen bei ihm Wache zu halten. Der Baron bemerkte Moritzens Eintritt eben so wenig, als er die Menge unverschämter Neugieriger zu bemerken schien, die unabläßig bei ihm aus- und eingingen. Er saß immer gleich finster

und gleich regungslos da, wie die alten grauen Standbilder auf den Gräbern seiner Ahnen.

Des Barons nächster Verwandter mußte bei diesem Anblick die Verbindlichkeit fühlen, hier thätig einzutreten. Sein erstes Thun war, sich dessen Dienern zu erkennen zu geben; mit ihrer Hülfe die fremden Zudringlichen auszutreiben, einen Boten nach einem geschickten Arzt in das nächste Städtchen zu senden, und dann die Thore zu schließen. Dieses vollbracht, begann er, sich der Pflege und Wartung des Barons selbst eifrig anzunehmen, wobei seine Vorliebe für neue Erfindungen wieder eine glänzende Gelegenheit fand, sich zu zeigen. Diese, und seine den Bedienten beinahe ganz unverständliche Art sich auszudrücken, führten freilich manchen Mißgriff herbei, doch die baldige Ankunft des Arztes verhinderte wenigstens jedes Unheil, welches hätte entstehen können.

Ruhe, Stille und stärkende Mittel verhalfen dem Baron in unglaublich kurzer Zeit zur völligen Besonnenheit. Verwundert erblickte er bei seinem Erwachen den ihm so lange ganz unbekannt gebliebenen Verwandten, und obendrein mit einer Art Autorität um ihn geschäftig, welche sich von

ſelbſt auf deſſen früheres Nichtbemerktwerden gegründet hatte.

Der Baron fand in dem ſonſt ſo bitter Gehaßten jetzt den einzigen Menſchen, welcher ſich ſeiner angenommen hatte, während er unfähig war, ſich ſelbſt zu helfen. Alle ſeine übrigen Umgebungen waren ihm faſt nicht minder fremd als dieſer neue Ankömmling, denn ſeit Jahren hatte er mit keinem von ſeinen Dienern geſprochen, ausgenommen mit Frau Dalling und Franz. Jene war abweſend, dieſer todt. Moritz von Aarheim überhob ihn jeder Nothwendigkeit irgend eines Verkehrs mit andern Menſchen, der Baron fühlte dies als wohlthätig und bequem; gern, wenn gleich nicht dankbar, ließ er es ſich ſchweigend gefallen, und ſein Agnat behielt die Freiheit, von ihm ungeſtört, alles im Hauſe einſtweilen nach eigner Anſicht zu ordnen. Nur als dieſer, durch ſchweigende Nachſicht dreiſt gemacht, einſt dem Baron einen Plan zum Wiederaufbau des zerſtörten Flügels vorlegen wollte, da gerieth der Greis in eine furchtbare Aufwallung. Seine zürnenden Augen ſchienen Feuer zu ſprühen, ſeine grauen Locken ſich zu ſträuben, ſeine ohnehin ſehr

hohe Gestalt dehnte sich zu fast übermenschlicher Größe, während er laut und mit donnernder Stimme in ganz unverständliche Flüche und Verwünschungen ausbrach. Halb todt vor Schrecken und Angst, packte Moritz seine Pläne zusammen, suchte den Baron durch das Versprechen zu beruhigen, diesen Punkt nie wieder zu berühren, und tröstete sich im Stillen mit der sichern Aussicht, spätestens in wenigen Jahren hier bauen und einreißen zu können, ohne irgend Jemand darum zuvor befragenzu müssen.

Während Moritz sogleich nach der Ankunft der Reisenden den armen Ernesto mit einem unerträglichen Wortschwall in dem ihm angewiesenen Zimmer peinigte, schlich die zitternde Gabriele am Arm ihrer Dalling bis an die Thüre des Gemachs, in welchem ihr Vater sich befand. Frau Dalling trat allein zu dem Baron herein, um vom Erfolg der Reise ihm Rechenschaft abzulegen und ihn auf Gabrielen's Ankunft vorzubereiten, doch er ließ sie nicht zum Worte kommen. „Gabriele!“ rief er mit gebietendem Ton, „Gabriele!“ Bebend mit ausgebreiteten Armen, überschritt diese auf den Ruf die Schwelle. Ein gräßlicher Schrei des Barons fesselte sie an der Stelle, auf welcher sie

ſtand. „Du!“ rief er, „du! was willſt du von mir!“ „Sie befahlen ja das Fräulein Gabriele,“ ſprach leiſe und zitternd Frau Dalling. Der Baron athmete tief auf; „es iſt Gabriele,“ ſprach er, ſich ſelbſt beruhigend, und blickte nach der Thüre, wo dieſe noch immer bleich und bebend in höchſter Unentſchloſſenheit ſtand. Aber ſein Blick war ſcheu, die Hand zitterte, mit der er ihr winkte näher zu treten, und ſeine Lippe bebte, indem er ſie zu ſich rief. Gabriele eilte herbei und kniete neben ihm hin. „Steh auf! du biſt wohl erſchrocken?“ ſprach der Baron, und bemühte ſich, mild zu erſcheinen. „Steh auf, ich erkannte dich nicht gleich. Ich glaubte, du wärſt — ich hielt dich für — für etwas — für Jemand anders. Steh auf, gib mir die Hand. — Du biſt gewachſen, wie es mir ſcheint, du biſt — du gleichſt ſehr deiner Mutter! ruhe aus, geh' zu Bette, morgen, wenn ich aufgeſtanden bin, gleich nach dem Frühſtück laſſe ich dich rufen. Dann ſprechen wir uns, jetzt geh! Geh, mein Kind!“ ſprach er endlich und wollte lächeln, aber die ſtarren Muskeln verſagten ihm den Dienſt, und ſein Geſicht verzog ſich wunderlich.

Am andern Tage war Gabriele schon mit Sonnenaufgang bereit, vor ihrem Vater zu erscheinen, aber der Nachmittag ging vorüber, der Abend näherte sich, und noch immer ward sie nicht zu ihm gerufen. Seit er wieder zum Bewußtseyn gekommen war, blieb er älterer Gewohnheit getreu, und lebte nur in der Nacht.

Gabriele hatte volle Muße, an Erneſto's Hand das ganze Schloß zu durchwandern, und auch außer demſelben alle die Plätze im Garten und Wald aufzuſuchen, von welchen ihr vor kaum Jahresfriſt das Scheiden ſo ſchmerzlich geweſen. Alles war wie damals. Die Blätter der Bäume begannen ſich roth, gelb und braun zu färben, ihre wohl gepflegten Blumen blühten in bunter, herbſtlicher Pracht. Ihr zahmes Reh ſprang ihr entgegen, ſie fand ihre Tauben, ihre Vögel, ihre Hündchen, alle ihre freundlichen lieben Thiere wieder; die treue Anhänglichkeit der Leute im Schloſſe hatte für ſie alles gepflegt und ihr aufbewahrt. Alles war wie damals, nur ſie ſelbſt war es nicht. Ihr waren die Freuden ihrer Kindheit im Gewirre des Lebens verloren gegangen; abgeſchiedne Geiſter mögen ſo in Wehmuth den Schauplatz ihres irdi-

ſchen Lebens betrachten, wie Gabriele den ihres viel zu früh entſchwundenen Frühlings. Auch Erneſto wandelte ſtumm und in ſich gekehrt an ihrer Seite, trübe Erinnerungen drückten auch ihn nieder.

„Am beſten iſt es, ich gehe heute, ich gehe jetzt gleich und ſuche meine Einſiedelei zwiſchen den Felſen auf,“ ſprach plötzlich Erneſto, indem er mit Gabrielen vor der Schloßbrücke ſtand. „Ich bedarf der Ruhe,“ fuhr er fort, „ich bedarf der Arbeit; hier komme ich zu keinem von beiden. Auch kann ich es nicht läugnen, dieſer Vetter Moritz wird mir allmählich ſo läſtig, daß ich fürchte, mich einſt gegen ihn auf eine Art zu vergeſſen, die dieſes, bei aller Lächerlichkeit doch höchſt gutmüthige Weſen nicht verdient. Und ſo leben Sie wohl, Gabriele! gedenken Sie Ihres Verſprechens. Ich verlaſſe Sie jetzt unbeſorgt, denn meine Entfernung von Ihnen iſt zu gering, um irgend einer Befürchtung Raum zu geben. Auch werde ich ſchwerlich einen Tag vorübergehen laſſen, ohne Sie zu ſehen.“

Eine unbeſchreibliche Traurigkeit ergriff Gabrielen, indem Erneſto ſich zum Weggehen wandte,

obgleich sie gewiß war, ihn morgen wieder zu sehen. In ihm verlor sie den letzten ihrer Freunde, gleichsam den Repräsentanten aller ihrer Lieben. Ohne je Ottokar's Namen vor ihm ausgesprochen zu haben, wußte sie doch, daß sie durch ihn, und allein durch ihn, von dem Fernen Kunde erhalten könne, sobald sie es wolle. Die furchtbare Macht des Augenblicks, die sie in ihrem kurzen Leben schon mehrmals erfahren hatte, fiel ihr schwer auf's Herz, indem sie Ernesto schon tiefer unten am Schloßberge wandeln sah.

„Wenn ich ihn nie wieder sähe! wenn er diese Nacht stürbe, und mit ihm jede Hoffnung, von Ottokar Kunde zu erhalten!“ Kaum in Worte gefaßt, erfüllte sie dieser Gedanke mit unaussprechlicher Angst; von einer unsichtbaren Gewalt getrieben, rief sie, winkte sie. Ernesto sah noch einmal sich nach ihr um, sie flog den Felsen hinab, er eilte wieder hinauf ihr entgegen, und beide trafen an einem uralten steinernen Ruhesitz auf der Hälfte des Schloßberges wieder zusammen.

„Ich möchte in meiner Einsamkeit gern aller meiner Freunde recht lebhaft gedenken,“ sprach athemlos und tief erröthend Gabriele. „Die Tante,“

fuhr ſie in großer Verwirrung fort, „Aurelia, — und — Erneſto! haben Sie keine Nachricht aus Rom?“

„Den Tag, ehe wir Karlsbad verließen, erhielt ich Briefe von dort,“ erwiederte Erneſto und vermied es, Gabrielen anzuſehen, um ihre Verwirrung nicht zu ſteigern. „Aurelia kränkelt oder glaubt zu kränkeln, die Luft in Rom ſagt ihr nicht zu. Sie wird mit ihrer Mutter den Winter in Neapel zubringen, wo es freilich luſtiger hergeht als in jenem, der Nemeſis und der Vergangenheit geweihten großen Tempel, in der heiligen Roma, deren Andenken mich noch immer ſchmerzlich und freudig bewegt. Ottokar führt dort ein ſchönes, ernſtes, der Erinnerung geweihtes Leben, unter den Trümmern verſunkener Größe, unter den Wundern der Kunſt. Ihn umgeben die ausgezeichnetſten Künſtler, welche er gaſtfrei um ſich zu verſammeln weiß. Für jetzt hindern ihn Geſchäfte daran, die Damen zu begleiten, vielleicht folgt er ihnen ſpäter nach, wenn das neue Jahr in jenen glücklichen Zonen den Frühling weckt.

Annetten's Stimme erſcholl jetzt ſehr ängſtlich, ſie rufte Gabrielen zu dem Vater und erſparte

dieſer dadurch die Verlegenheit einer Antwort auf Erneſto's Erzählung. Den widerſtrebendſten Gefühlen hingegeben, ſtieg ſie, auf Annetten's Arm geſtützt, ſtumm und langſam den Felſen hinauf, während Erneſto ſich gedankenvoll abwärts wandte.

Noch ſchüchterner beklommen als in der erſten Zeit ihres Aufenthaltes bei der Gräfin Roſenberg, betrat Gabriele das Zimmer, in welchem ihr Vater ſie erwartete. Zu ihrem Erſtaunen fand ſie ihn von allen ihren Mappen umgeben. Ihre Stickereien, ihre Zeichnungen, ihre geſchriebenen Auszüge aus Büchern, ihre Muſikalien, alles lag auf einem großen Tiſche ausgebreitet vor ihm da. Auch ihre Laute, ihre Harfe und ein ſchönes Fortepiano, welches einſt ihrer Mutter angehörte, waren geſtimmt und bereit. Auf des Barons Befehl hatte Frau Dalling alle dieſe Dinge müſſen herbei ſchaffen laſſen, während Gabriele mit Erneſto ſich außer dem Schloſſe befand.

Jetzt begann ein förmliches Examen, in welchem der Baron mit großer Aufmerkſamkeit und Sachkenntniß Gabrielen prüfte. Von Allem, was ſie früher und ſpäter erlernt hatte, mußte ſie ihm Rechenſchaft ablegen, von Allem verlangte er Pro-

ben. Sie mußte auf ſein Geheiß in fremden Sprachen ihm vorleſen und mit ihm ſprechen, ſie mußte ſingen und auf den verſchiedenen Inſtrumenten ſich hören laſſen, welche eben zur Hand waren. Ihre Zeichnungen und andre künſtliche Arbeiten betrachtete und beurtheilte er ſehr verſtändig, und erforſchte auch, wie weit ihr Unterricht in wiſſenſchaftlicher Hinſicht gereicht haben mochte.

Zuerſt wagte es Gabriele nur zitternd, auf ſeine Fragen zu antworten, doch allmählich gewann ſie mehr Muth. Der Baron äußerte zwar keineswegs durch Worte ſeine Zufriedenheit mit dem, was ſie leiſten konnte, aber der Eifer, mit welchem er ſie prüfte, die Aufmerkſamkeit, deren er ſie würdigte, bewieſen ihr ſolche.

Vier Stunden waren auf dieſe Weiſe hingebracht worden, Mitternacht war nicht mehr fern, und Gabriele konnte ſich vor Erſchöpfung kaum noch aufrecht erhalten oder die Lippen regen, während ihr Vater noch immer unermüdet ſchien. „Nun iſt es genug,“ ſprach er endlich, und machte mit der Hand eine verabſchiedende Bewegung. „Ich weiß jetzt, daß du deine Zeit in der Stadt

nicht ſchlecht angewendet haſt, du haſt viel und vieles gelernt. Ich bin zufrieden mit dir. Ruhe aus, morgen um die nämliche Stunde laſſe ich dich wieder rufen, bis dahin thue, was dir gefällt.“

Gabriele vermochte es nicht, ſich ſogleich zu entfernen; ſie blieb ſtehen, als erwarte ſie von ihm noch ein freundliches Wort, während er, in Gedanken verloren, vor ſich hinſtarrte. Auf ein kleines Geräuſch vor der Thüre ſah er ſich um und ward Gabrielen gewahr, die mit bittendem Blicke noch daſtand. „Warum gehſt du nicht?“ fragte er, „du mußt die Nächte ſchlafen, deine Jugend verlangt dies, meine Zeitordnung iſt nicht für dich. Und nun genug,“ ſprach er nochmals mit gebietendem Ton, und winkte wieder mit der Hand, ſo daß Gabriele ſich auf das ſchnellſte entfernte, um ihm nicht widerſpenſtig zu erſcheinen. An der Thüre begegnete ihr Moritz von Aarheim, der auf des Barons Einladung kam, um jetzt gegen Mitternacht bei deſſen Mittagseſſen gegenwärtig zu ſeyn.

Ohnerachtet ſeines unruhigen Hanges zur Thätigkeit und ſeiner unermüdlichen Sprechluſt, ſaß

Moritz von Aarheim dennoch während der ganzen Mahlzeit schweigend und stumm dem Baron gegenüber und wartete nur auf eine Frage von diesem, um alsdann durch Antworten ein Gespräch herbei zu führen, daß er so ohne alle Veranlassung nicht zu beginnen wagte. Des Barons gespenstisches, finsteres Wesen kam ihm unbeschreiblich grauenvoll vor, und besonders seit jener heftigen Scene, die er bei Erwähnung eines künftigen Schloßbaues mit ihm gehabt hatte, ging er ihm gern überall aus dem Wege. Längst wäre er abgereist, wenn er nicht Gabrielen's Ankunft hätte abwarten wollen, um das Eigenthum seines Verwandten doch nicht wieder ohne alle Aufsicht der Willkühr der Bedienten zu überlassen. Seit Gabriele und Frau Dalling in dieser Hinsicht seine Gegenwart überflüssig machten, hatte er nur auf eine Gelegenheit geharrt, sich beim Baron zu beurlauben, um dann sogleich abzureisen. Er hoffte, die Einladung für diesen Abend, die erste die er erhielt, dazu zu benutzen, und war fest entschlossen, gleich am andern Tage einem Aufenthalt zu entfliehen, der ihm höchst peinlich zu werden begann.

Unter gegenseitigem Schweigen ward die Mahl-

zeit sehr schnell beendet. Der Baron stand auf, ein Wink von ihm entfernte auf das eiligste die Bedienten. Auch Moritz erhob sich und nahte sich dem Baron, um Abschied zu nehmen, aber dieser schritt feierlich dem Fenster zu, nahm wieder in seinem thronartigen Lehnsessel Platz und heftete, wie gewöhnlich, den starren Blick auf die dunkeln, ihm gegenüberliegenden Trümmer der Brandstätte. Der Mond war hinter ihnen aufgegangen, sein Licht blinkte durch die hohlen, ausgebrannten Fensterlücken, während die in Schatten gehüllten halb zerstörten Mauern scharf und schwarz sich auf dem von leichten Silberwölkchen überzogenen Himmel zeichneten.

In höchster Verlegenheit stand Moritz da, und wußte nicht, wie er es anfangen solle, um die Aufmerksamkeit des Barons auf sich zu ziehen, als dieser von selbst sich nach ihm umwandte. „Bleibt!“ rief er ihm zu, indem er gewahrte, daß jener sich abschiednehmend verbeugte! „Bleibt, ich habe mit Euch zu reden, Vetter! setzt Euch zu mir. Ich will mein Haus bestellen und dann zur Ruhe, denn ich bin müde.“ Moritz setzte sich

erwartungsvoll auf ein Taburet, dem Baron gegenüber, das jener ihm anwies.

„Ihr seyd mein erster Agnat, darum muß ich an Euch mich wenden," sprach der Baron weiter. „Unterbrecht mich nicht, ich habe mit Euch zu reden, Ihr könnt mir nichts zu sagen haben, antwortet nur, wenn ich frage. Ihr seht dort die Brandstätte; das weite Grab! Wißt Ihr, was dort begraben liegt? wißt Ihr es? Schweigt! Antwortet nicht. Wie kämt Ihr zu dieser Wissenschaft! — Doch was Ihr fassen könnt, sollt Ihr erfahren. — Wenn ich todt bin, sind diese Burg, diese Güter Euer Eigenthum. Ich hinterlasse nichts weiter. Was sonst noch mein war, liegt auch dort unter jenem Schutthaufen begraben; Gabriele behält nichts."

Mit hastiger Gutmüthigkeit und einem Schwall in- und ausländischer Worte beeilte sich Moritz von Aarheim, den Baron über das künftige Schicksal seiner Tochter zu beruhigen, versprach, wie ein liebender Bruder für sie zu sorgen, sie in Schloß Aarheim, oder wo sie sonst wolle, wohnen zu lassen, und würde noch lange fortgesprochen haben, wenn nicht ein Blick auf den Baron ihm

plötzlich die Zunge gelähmt hätte. Schrecklich, wie damals, als Moritz des Schloßbaues erwähnt hatte, stand der Alte vor ihm da, sichtbar kämpfend mit innerlichem Zorn, der konvulsivisch seine Gesichtszüge verzog und ihm die Sprache hemmte.

„Frecher, eingebildeter Thor!“ brach endlich der Baron mit donnernder Stimme los. „Meint Ihr, der Freiherr Aarheim von Schloß Aarheim bettle bei Euch für seine Tochter? Meint Ihr, der letzte echte Sproß des uralten Hauptstamms, zu dessen Nebenzweigen Ihr die Ehre habt, Euch rechnen zu dürfen, könne von Euch Almosen nehmen?“

Bleich und zitternd stand Moritz von seinem Sitze auf; der Baron war in dieser Minute wirklich furchtbar, doch schien er sich bald wieder zu besänftigen. „Ich sehe,“ sprach er gelassener, „Ihr habt nicht bedacht, was und zu wem Ihr redetet; auch habe ich nicht mehr Zeit zum Zorn.“ Mit diesen Worten nahm er wieder seinen Lehnstuhl ein und deutete mit einer Bewegung der Hand dem immer noch bebenden Moritz an, sich ebenfalls wieder zu setzen.

„Ihr wißt jetzt, daß ich Euch nicht zu mir forderte, um von Euch etwas zu bitten. Ihr habt

begriffen, daß dies nie der Fall seyn kann?“ fragte der Baron. Moritz bejahte es mit einer stummen Verbeugung. „Ich bin es, der Euch beschenken will,“ fuhr der Baron fort, „ich biete Euch eine köstlich hohe Gabe, vor wenigen Wochen noch hielt ich sie der Hand eines Fürsten werth, und eigentlich ist sie es noch. Ich biete Euch Gabrielen, sie sey Eure Gemahlin. Antwortet noch nicht. Hört mich aus, ehe Ihr redet. Gleich vielen deutschen Fürstentöchtern, bringt Gabriele ihrem Gemahl keine Aussteuer. Mögen Krämer die bequeme Versorgung ihrer Töchter mit Golde aufwiegen, das reine edle Blut, das in Gabrielen's Adern fließt, überhebt sie und ihres Gleichen diesem elenden Zoll.“

Jetzt schwieg der Baron und gab seinem Verwandten ein Zeichen, nun ebenfalls das Wort zu nehmen.

Moritz versuchte es, in allen Sprachen Gabrielen's Reize, ihre Talente und sein Glück bis zu den Sternen zu erheben. Dann aber wagte er es auch, einige bescheidene Zweifel über sich selbst und sein Werthseyn eines solchen Glücks zu äußern. Er erwähnte mit der größten Gutmü-

thigkeit sein Alter und seine Gestalt, als welche zu solchen Hoffnungen ihn keineswegs berechtigen könnten, und ermuthigte sich endlich sogar zu der Erklärung, das ihm dargebotene Glück, so reizend es sey, dennoch dem Zwange nicht verdanken zu wollen.

„Niemand wird gezwungen, nicht Ihr, nicht Gabriele," erwiederte der Baron. „Daß Gabriele schön ist, weiß ich; ich sah in der Welt wenige, die in dieser Hinsicht mit ihr sich messen dürften, keine sah ich, die an Geist, Talent, Bildung ihr nahe käme. Jetzt, nach vierzig Jahren, bei euer hochgepriesenen Kultur, mag das nun wohl anders seyn. Auch gebe ich Euch Gabrielen's Hand nur als Ersatz für etwas, das ich von Euch fordern will; die Freiherren von Aarheim waren immer gewohnt, kleine Leistungen groß zu lohnen. Gabriele wird nur unter der Bedingung die Eure, daß Ihr mir bei Eurer Ehre versprecht, das zu erfüllen, was ich im Moment, da sie für Euch sich erklärt, verlangen werde. Ihr dürft es ohne Sorgen. Unrechtes, Entehrendes forderte noch kein Freiherr von Aarheim. Wollt Ihr diese Bedingung eingehen?" Moritz verbeugte sich aber-

mals ſchweigend, denn aus Furcht, zu beleidigen, wagte er es nicht, den Mund zu öffnen.

Der Baron ward jetzt ſichtbarlich heiterer, es war, als beginne die Eisrinde um ſeine Bruſt ſich zu löſen. „Vetter, von Euch kann ich nichts bitten und nichts annehmen, das ſeht Ihr wohl ein, und doch muß mein Wunſch erfüllt werden,“ ſprach er gewiſſermaßen mit behaglichem Zutrauen. „Es liegt mir mehr daran, als Ihr und die Welt zu faſſen vermögen. Darum biete ich Euch den höchſten Lohn, den ich zu gewähren habe. Ihr werdet mein Sohn, und unſer alter Stamm blüht vielleicht glorreich wieder auf. Um Gabrielen's Verſorgung willen thue ich nichts, für ſie wäre auch ohne Euch geſorgt, ſelbſt wenn ſie Euch verſchmäht, ſelbſt dann!“ Hier verſank der Baron auf's neue in tiefes Nachſinnen, er blickte unverwandt auf die jetzt vom Monde hell beleuchtete Brandſtätte, und ward wieder zuſehends düſtrer.

„Habt Ihr nie vom Virginius gehört? vom Römer Virginius?“ fragte er nach einer ziemlich langen Pauſe plötzlich mit wunderlich heimlichem Ton.

Moritz von Aarheim eilte, auf dieſe Frage

bejahend zu antworten, und verbreitete ſich darauf ſehr weitläuftig in Lobpreiſungen der Heldenthat des Römers, die er höchlich bewunderte *). „Ultimo pegno d' amor ricevi — libertade e morte," rief er endlich aus.

„Ich ſehe, Vetter! Ihr habt Euren Alfieri recht gut inne," ſprach der Baron, pegno d' amor — libertade e morte. Freiheit und Tod: haltet Ihr die wirklich für Liebespfänder, wie Alfieri es dem Virginius in den Mund legt?" Mit dieſen Worten zog der Baron ein ganz kleines, hermetiſch verſiegeltes Fläſchchen hervor, das er an einer goldenen Kette um den Hals hangen hatte. „Libertade e morte!" rief er, und hielt das Fläſchchen von geſchliffnem Kriſtall hoch gegen das Licht, ſo daß es in bunten Farben blitzte und funkelte. „Kennt Ihr den dieſen Gottheiten geweihten Lorbeer? hier ſeht Ihr ihn, die Gelehrſamkeit verleumdet ihn zwar und nennt ihn falſch. Er iſt der echte! wer ihn errungen hat und ihn zu brauchen weiß, kümmert ſich weder um Kronen noch Kränze,

*) Nimm das letzte Pfand meiner Liebe —
Freiheit und Tod.
Aus Virginia, Trauerſpiel von Alfieri.

und trotzt dem Geſchick wie den Gebietern der Welt. Virginius war ein Thor, ſein blutiger Dolch erregt Entſetzen. Hier bedarf es nur eines balſamiſch duftenden Hauches, und Gabriele tritt ſchmerzlos mit mir die Reiſe nach jenem Lande der Freiheit an. Nicht blutig, nicht entſtellt, ihre Hülle bleibt die Zierde der Welt, ſo lange das Licht des Tages ſie beſcheint, die Oberfläche der Erde ſie trägt.“

Mit einem Schrei des Entſetzens warf Moritz von Aarheim ſich unwillkürlich auf den Baron und ſtrebte das Fläſchchen ihm zu entreißen, doch dieſer hielt ihn mit ſtarkem Arm ferne von ſich.

„Was wollt Ihr?“ ſprach er mit blitzenden Augen, „Ihr habt es ja ſelbſt ausgeſprochen, **Libertade e morte, ultimo pegno d' amor!** O ihr armen Thoren! Was ſteht Ihr denn entzückt vor Bildern? was preiſt Ihr Thaten? was prahlt Ihr mit Geſinnungen, die Euch mit Entſetzen erfüllen, wenn Ihr ſie ins wirkliche Leben treten ſeht? Seyd ruhig, ich gäbe Euch gern dieſes Fläſchchen, denn ich habe mehr dergleichen, wenn ſo etwas Euch nur anvertraut werden dürfte. Seyd ruhig! Eure Perſon iſt ſicher, mit Euch hat kein Lorbeer

etwas zu ſchaffen. Erfüllt meinen Willen, Gabriele wird die Eure, obgleich es mir leid um ſie thut. Ihr wäre beſſer, ſie ginge mit mir, ohne zu wiſſen, wohin die Hand des Vaters ſie führt. Ein Hauch, und es wäre vorbei mit aller Noth und aller Langenweile, die ſie bei Euch erwarten. Doch lebt wohl, beruhigt Euch, wir ſehen uns morgen wieder, und nun geht!“

Bleich wie ein Todter, bebend vor innerem Grauſen, durcheilte Moritz von Narheim die langen düſtern Gänge, welche zu ſeinem Zimmer führten. Kein Schlaf kam die ganze lange Nacht hindurch in ſeine Augen. Er blieb angekleidet. Unruhig wandelte er auf und ab und trat jeden Augenblick an das Fenſter, um zu ſehen, ob der Tag noch nicht zu grauen beginne. In dieſer Minute blickte er auf zu Gabrielen's Zimmer, und ſah, wie der ruhige Schimmer ihrer Nachtlampe das Fenſter ſchwach erhellte; in der nächſten horchte er wieder hinaus, ob nicht etwa das Verderben herumſchleiche, ob nicht leiſe Tritte hörbar würden; doch alles blieb ſtille und ruhig.

Endlich begann der Himmel, ſich zu röthen. Moritz ſchlich ſich auf die andere Seite des Schloſſes und ſah nach den Zimmern des Baron's. Dort erloſchen nach und nach alle Lichter, zum Zeichen, daß für jenen jetzt auch die Zeit der Ruhe herbei käme. Nochmals lauſchte Moritz, und da alles immerwährend ruhig blieb, eilte er in den Stall, ſattelte ſelbſt ſein Pferd und pochte ſchon beim Aufgang der Sonne an die Thüre von Erneſto's beſcheidener Wohnung.

Erneſto's erſtes Empfinden beim Anblick des frühen Beſuchs war Zorn über die Zudringlichkeit des Läſtigen, doch als er ihn näher betrachtete und Unruhe und banges Entſetzen in ſeinen entſtellten bleichen Zügen las, fühlte er ſich ſelbſt von gleichem Gefühle vorahnend ergriffen.

Moritz begann ſogleich, das zwiſchen ihm und dem Baron Vorgegangene zu erzählen, aber ſo verworren, ſo weitſchweifig, ſo ſeltſam in Form und Ausdruck, daß Erneſto dabei in tödtlicher Ungeduld zu vergehen glaubte. Und doch mußte er ſich faſt jeden Umſtand des Geſprächs zwiſchen Moritzen und dem Baron mehrere Male wiederholen laſſen, denn was er vernahm, ſchien ihm ſo un-

glaublich, daß er immer meinte, den Erzähler falsch verstanden zu haben.

Recht ehrlich und treuherzig bat Moritz ihn endlich, nach vollendeter Erzählung, um Beistand mit Rath und That, zu Gabrielen's Errettung. „Ich wäre der glücklichste Mensch, wenn sie mich heirathen wollte," setzte er in seiner gewöhnlichen Art zu reden hinzu. „Ich wollte sie recht gut halten, alles wollte ich aufbieten, was ihr Vergnügen machen könnte. Sie ist es werth, sie ist wie Milton's Eva, **all softness and sweet attractive grace.** Ich will auch nicht, daß sie mich wie einen jungen **amoroso** lieben soll, **ils sont passé ces jours de fêtes,** wo ich dergleichen Prätensionen machen konnte, ich weiß es wohl. Aber gut seyn müßte sie mir, und mir vor allen. Ich könnte es nicht ertragen, wenn sie als meine Frau Jemanden lieber hätte als mich. Auch müßte ich sie zufrieden und heiter sehen. Eine empfindsame Dame mit ewigen Thränen in den Augen, eine **pleureuse éternelle,** will ich nicht um mich haben. Sagen Sie ihr das alles, Signor Ernesto, und fühlt sie dann keine Abneigung gegen mich, so biete ich ihr mit wahrer Liebe die Hand. Unglück-

lich aber will ich uns beide nicht machen. Schlägt ſie mich aus — **Eh bien, je m'en consolerai** — Doch will ich auch dann für ſie noch wie für eine nahe werthe Verwandte ſorgen, ſie ſoll nicht Noth leiden. Aber wie retten wir ſie vor der Wuth ihres Vaters, wenn ſie mich ausſchlägt? **Comment la sauver des mains d'un fanatique cruel, qui l'immolera à ses fantaisies?** Wollen wir Gabrielen die grauſame Gefahr entdecken, in welcher ſie von Seiten des eignen Vaters ſchwebt? Signor Erneſto, reden Sie, ſchaffen Sie Rath, ich vergehe vor Angſt.“

„Laſſen Sie mir Zeit, das ganz Unerwartete nur zu faſſen,“ ſprach Erneſto, „ich hoffe einen Ausweg zu finden.“

„**What shall we do! What shall we do!** was fangen wir an!“ rief Moritz in höchſter Angſt und lief, die Hände ringend, auf und ab. „Ich bitte, ſprechen Sie, ich muß nach Hauſe, der Baron könnte erwachen und — **oh Dio!** ich will gleich fort, ich will ſie hüten, ihre Thüre, ſie ſelbſt nicht aus den Augen laſſen. Sagen Sie mir nur noch mit einem einzigen Wort, was ich **thun ſoll!**“

„Halten Sie zu jeder Stunde Pferde und Wagen bereit, und nun eilen Sie. Ich folge Ihnen sogleich, und gelange auf dem Fußsteige vielleicht noch früher hin als Sie," sprach endlich Ernesto. „Eilen Sie, und hüten Sie sich, Gabrielen etwas zu verrathen, am besten ist es, Sie vermeiden es sogar, mit ihr zu sprechen. Sie können sie und die Zugänge zu ihr doch im Auge behalten."

„Addio!" rief Moritz, und eilte in vollem Galopp davon, von Herzen froh, einen Auftrag erhalten zu haben, der ihn in Thätigkeit setzte, und seinem ängstlichen fruchtlosen Sinnen ein Ende machte. Während dessen durchwanderte Ernesto nachdenkend und langsam sein dunkles Thal, um den Felsensteig zu erreichen, welcher in gerader Linie zum Schlosse hinaufführt.

Unwillkürlich verweilte er einige Minuten an der alten moosbedeckten Bank, wo er beim ersten Eintritt in diese düstre Einöde mit Gabrielen gesessen hatte. Alles, was damals in schweren, trüben Ahnungen vor seinem Geiste schwebte, und ihn so ungewöhnlich niederdrückte, lag jetzt im hellsten Licht der nahen Wirklichkeit vor ihm, und

weit furchtbarer, als er es ſich hatte denken können. Frau von Willnangen's Worte: „Sie iſt verloren ſich, verloren uns," tönten unaufhörlich in ſeinem Innern, während er doch mit aller Anſtrengung ſeines Geiſtes darauf ſinnen mußte, Gabrielen wo möglich noch zu retten. Die Gefahr, welche ihrem Leben drohte, ſchien ihm bei weitem nicht ſo nah und nicht ſo groß, als Moritz im erſten Schrecken ſie ihm geſchildert hatte. Ihm kam ſogar der Gedanke nicht unwahrſcheinlich vor, daß der halb wahnſinnige Greis in einer bei ſeiner Gemüthsſtimmung nicht ungewöhnlichen, boshaft-fröhlichen Laune, ſich eine Luſt daraus gemacht haben könne, den armen Moritz auf dieſe Weiſe in Angſt zu ſetzen. Deſto entſetzlicher aber war ihm die Gefahr, Gabrielen mit einem bei manchen achtungswerthen Eigenſchaften, dennoch höchſt widrigen, lächerlichen Weſen, auf Lebenslang verbunden zu ſehen. Und doch begriff er nicht, wie ſie dieſer Verbindung würde entgehen können. Woher ſollte ihr frommes Gemüth die Kraft gewinnen, dem Befehle, vielleicht gar dem Bitten eines Vaters zu widerſtehen, den ſie von jeher gewohnt war als den unumſchränkten Ge-

bieter ihres Daseyns zu betrachten? Keine Hoffnung, sogar kein Wunsch einer glücklichen Zukunft konnten ihren Muth dazu stählen, sie achtete ihre Rechnung mit dem irdischen Leben für geschlossen, denn sie hatte geliebt. Ernesto hatte Gabrielen zu genau beobachtet, um an dieser ihrer Ueberzeugung zu zweifeln. Der Gedanke, daß es mit Bitten, Rathen, Warnen ihm doch vielleicht gelingen könne, sie zur bessern Ansicht des wirklich Rechten und Wahren zu bringen und sie dadurch zur standhaften Weigerung zu ermuthigen, gewährte ihm ebenfalls wenig Trost, denn wie schauderhaft wurde alsdann doch vielleicht vom eigenen Vater ihr Leben bedroht!

Flucht, schnelle Flucht, blieb der einzige Weg. Aber wie die Tochter bewegen, ihren alten Vater wider seinen Willen zu verlassen, und vielleicht seinen Fluch auf sich zu laden! Sollte Ernesto ihr entdecken, in welcher entsetzlichen Gefahr ihr Leben bei ihm schwebte? Wahrscheinlich würde sie ihm nicht Glauben beimessen, und gelänge es ihm, sie von der traurigen Wahrheit zu überzeugen, so mußte der Gedanke an solche Gräuel ihre ganze Zukunft trüben. Wer bürgte ihm dafür, daß

Gabriele nicht in einem, durch das Gefühl ihres Unglücks exaltirten Augenblick den Tod von Vatershänden ohne Widerſtreben annähme! Erneſto kannte den Geiſt unſrer, jedem überſpannten Gefühl günſtigen Zeit, welcher der Jugend ſtatt froher Thätigkeit, bloß leidende ſchmerzliche Sehnſucht als Zweck eines Daſeyns zeigt, dem das innige Wohlbehagen, die reine Freude am Leben mit jedem Tage ſich mehr entfremden.

In dieſe Ueberlegungen vertieft, war Erneſto dem Schloſſe ſchon ganz nahe gekommen, ohne eine andere Auskunft gefunden zu haben, als die, welche ſich im erſten Augenblick ihm dargeboten hatte, die er als zu eigenmächtig verwarf, und welche zuletzt doch ergreifen zu müſſen er jetzt befürchtete. Er nahm ſich indeſſen vor, erſt die Ueberzeugung zu gewinnen, daß alles wirklich ſo ſey, wie Moritz es ihm vorgeſtellt hatte, ehe er Anſtalten traf, Gabrielen im äußerſten Nothfall ohne ihr Vorwiſſen und ihre Einwilligung vom väterlichen Schloſſe fortzubringen. Moritzen ſollte alsdann die Sorge bleiben, den Wahnſinn ſeines Verwandten geſetzlich anerkennen zu laſſen und ihn dadurch unſchädlich zu machen.

Erneſto konnte und mochte es ſich nicht verbergen, wie viel er durch dieſen Eingriff in Gabrielen's Schickſal auf das Spiel ſetzte; aber er ſah keine andere Möglichkeit, ihr zu helfen, und mußte ſogar davor zittern, daß Zufälligkeiten ihm auch dieſe vereiteln könnten.

Moritz von Aarheim war bei Erneſto's Ankunft noch eifrig bemüht, ſein dampfendes Pferd im Schloßhofe herumführen zu laſſen, und dem Jokei dabei in eigner Perſon unter lautem Demonſtriren zu zeigen, wie man in England dieſen Thieren nach jeder Erhitzung den Kopf und die Ohren mit einem Tuche abreibe. „Sie ſehen, wie beſchäftigt ich bin," flüſterte er geheimnißvoll dem eben Angekommnen zu, „ſobald ich nur eine Minute Zeit gewinne, beſorge ich die verlangten Pferde und Wagen. Uebrigens ſchläft der Baron hoffentlich noch mehrere Stunden, und die Couſine finden Sie mit ihrer Cameriera im Blumengarten."

Schön und heiter wie der Morgen trat Gabriele ſchon an der Thüre des Gartens ihrem

Freunde entgegen. Sie trug eine Vaſe voll maleriſch geordneter bunter Herbſtblumen. Mit der Linken drückte ſie die Vaſe feſter an ſich, um ſie nicht fallen zu laſſen, während ſie ihm die Rechte zum Willkommen freundlich entgegen reichte. Die friſche Herbſtluft hatte ihre Wangen höher geröthet, ihr Auge ſtrahlte glänzender, Erneſto glaubte, ſie noch nie ſo reizend geſehen zu haben. Beim Anblick des holden Geſchöpfs, das arglos wie ein Kind am Rande des Verderbens noch lächelnd mit Blumen ſpielte, ergriff ihn ein unausſprechlich mitleidiges Gefühl. Woher ſollte er Muth gewinnen, den rührenden Frieden dieſes ſchuldloſen Weſens durch ſeine Warnung zu ſtören, den milden Glanz dieſes hellen Auges zu trüben? Es ward ihm, als ſey er ſelbſt im Begriff, eine frevelhafte That zu üben, als würde er mitſchuldig an ihrem Untergange, wenn er jetzt ſpräche. Vor ihrem ruhig ſchönen Anblick verlor er ſelbſt für den Moment den Glauben an die obwaltende Gefahr, und ſeine ſonſt ſo klare Beſonnenheit mußte der mächtigen Sprache ſeines Herzens einſtweilen weichen.

Seit ſie von Frau von Willnangen ſich ge-

trennt hatte, war Gabriele noch nicht so fröhlich gewesen. Ihr Herz schwamm in Wonne bei der Erinnerung an die theilnehmende Art, mit der ihr Vater am gestrigen Abend sich mit ihr beschäftigt hatte. Sie war entzückt, wenn sie seiner deutlich ausgesprochenen Zufriedenheit mit ihrem bisherigen Streben gedachte. Freude macht geschwätzig; wortreicher als jemals erzählte daher Gabriele ihrem Freunde jeden kleinen Umstand des vergangnen Abends, und suchte auch ihm ihre eigne Ueberzeugung mitzutheilen, daß sie von nun an immer höher in der Gunst ihres Vaters steigen, ihm immer nothwendiger werden müsse und würde.

Ernesto hingegen ward immer muthloser, immer unfähiger, ihr das Entsetzliche zu verkünden, je länger er den fröhlichen Ergießungen ihres reinen Herzens zuhörte. Er litt unbeschreibliche Qual bei dem Gedanken, sie aus ihren Träumen von einem heißersehnten Glücke zum Elend erwecken zu müssen. Schonend sie und sich, verschob er es von Stunde zu Stunde, denn jede Minute, während welcher er noch schwieg, war,

seiner Ueberzeugung nach, ihrer künftigen traurigen Zukunft abgewonnen.

So kam die Zeit des Mittagsmahls heran. Der Gerichtsdirektor war diesmal dabei gegenwärtig, denn der Baron hatte ihm zum heutigen Abend auf das Schloß einladen lassen. Und auch ohne diesen würde das Beiseyn der Bedienten und selbst Moritzens Gegenwart jede freie Mittheilung während der Mahlzeit unmöglich gemacht haben.

So ganz widerwärtig, wie heute an dem kleinen Tische dicht neben Gabrielen, war Moritz noch nie ihrem Freunde erschienen; sein läppisches verstecktes Winken, sein geheimnißvoll seyn sollendes Fragen, seine Anspielungen, mit denen er Ernesto, so lange die Mahlzeit währte, zu verfolgen nicht aufhörte, machten ihn ganz unerträglich, und dieser war deshalb herzlich froh, als endlich die Tafel aufgehoben ward, und er mit Gabrielen sich wieder allein sah.

Die herbstliche Sonne senkte sich schon dem Felsen zu, die Stunde der früh eintretenden Dämmerung nahte heran, und Ernesto fühlte mit bitterm Schmerz, daß es jetzt nicht möglich sey,

länger zu ſchweigen. Um Gabrielen zu ſchonen, auch wohl um ſelbſt Muth zu gewinnen, wendete er zuerſt das Geſpräch auf Gabrielen's Verhältniß zu Moritz von Aarheim, als Lehnerben ihres Vaters, und machte gleich die Entdeckung, daß ſie durchaus keinen Begriff davon habe. Alles, was er ihr darüber zu ſagen für gut fand, machte auch weiter keinen Eindruck auf ſie, als daß es ſie an die Zeit erinnerte, in welcher ihr Vater nicht mehr ſeyn würde, und ſie deshalb ernſter und trüber ſtimmte.

„Behalte ich doch Sie, meine Willnangen und meine Auguſte, wenn Gott meinen Vater zu ſich ruft, dazu Genügſamkeit und Freude an wohlgeordneter Thätigkeit, dieſe Güter kann kein Geſetz mir rauben," ſprach endlich Gabriele. „Möge mir das Glück, meinen Vater zu pflegen, recht lange gegönnt werden! kommt aber die Zeit, wo ich ihn zu verlieren beſtimmt bin, ſo weiß ich, daß meine Freunde ſich um mein künftiges Fortkommen auf dem Lebenswege weit mehr kümmern werden als ich ſelbſt."

„Auch ich wäre um ihre Zukunft unbeſorgt, theure Gabriele! wenn nicht die Pläne Ihres

Vaters mich beängſtigten," erwiederte Erneſto; „vielleicht entdeckt er ſie Ihnen heute noch." — Ein eintretender Diener unterbrach ihn mit der Nachricht, daß der Baron Gabrielen ſogleich zu ſprechen verlange. Erneſto ward bleich wie ein Sterbender.

„Beinahe zwei Stunden früher als geſtern! Sehen Sie wie er allmählich meine Geſellſchaft lieb gewinnt?" rief frohlockend Gabriele, und bemerkte nicht, in welcher Todesangſt ihr Freund vor ihr ſtand, bis ſie im Forteilen ſich von ihm feſt gehalten fühlte.

„O Gabriele!" rief er, „Sie wiſſen nicht! armes, unglückliches Kind! Sie wiſſen nicht, wem Sie entgegen gehn, was Sie erwartet! Worauf ich langſam Sie vorbereiten wollte, muß ich jetzt Ihnen ohne Milderung eilend zurufen. Ihr Vater will Sie vermählen, er will das Unglaublichſte, er will an Moritz von Aarheim Sie vermählen, gerade wegen jener Familienverhältniſſe, die ich eben Ihnen zu erklären begann. Moritz ſelbſt entdeckte mir dies, er gab mir den Auftrag, Sie vorzubereiten, er iſt zu gutmüthig, um Sie dem Zwange verdanken zu wollen."

Gabriele ward bleich, sie zitterte, sie verstummte einige Minuten lang, doch wußte sie sich bald wieder zu fassen. „Dank! Dank Ihnen, Ernesto, für Ihre Warnung!“ sprach sie, „jetzt aber lassen Sie mich, ich darf meinen Vater nicht länger auf mich warten lassen. Ich hoffe, diese Gefahr soll an mir vorüber gehen, ich werde meinen Vater gewinnen, er soll ohne mich nicht leben können, er soll mich lieben lernen, dann wird er mich nicht verstoßen wollen.“ „Gabriele!“ rief Ernesto in höchster Angst, und eilte neben ihr her, die schnell die langen Gallerien durchstreifte, um zu den Zimmern ihres Vaters zu gelangen. — „Gabriele! nur einige Worte noch. Gedenken Sie Ihres Versprechens im Felsenthal, ehren Sie diesmal meinen Rath. Erzürnen Sie Ihren Vater nicht durch Weigerung, wenn er Ihnen seinen Willen kund thut, um Gotteswillen nicht. Bitten Sie um Bedenkzeit, hören Sie mich? um Bedenkzeit. Geloben Sie es mir, um Bedenkzeit zu bitten, ohne irgend eine Abneigung gegen seinen Willen zu äußern, oder ich dringe mit Ihnen in sein Zimmer, werde dann weiter daraus was da wolle;“ setzte er wie außer sich hinzu.

„Erneſto, wie fürchterlich ſind Sie!“ rief Gabriele, und ſtand einen Augenblick ſtill, ihn betrachtend. Sie ſah Thränen in ſeinen Augen glänzen, ſie gewahrte den Ausdruck des ängſtlichſten Mitleids, der höchſten Unruhe in allen ſeinen Zügen. „Ich ſehe es,“ ſprach ſie tief bewegt, „ich ſehe es, Ihrer Angſt um mich liegt noch ein Geheimniß zum Grunde, das Sie mir nicht entdecken wollen. So bleibe es mir denn verborgen, ich ehre Ihre Gründe, es mir zu verſchweigen und traue Ihrer Freundſchaft. Ich gelobe, Ihrem Rathe zu folgen, meinen Vater nicht durch Widerſpruch zu reizen, ihn um Bedenkzeit zu bitten. Darf ich nun hoffen, Sie beruhigt zu haben?“

Erneſto vermochte vor innerer Bewegung nicht ihr zu antworten. Die dunkeln Mauern von Schloß Aarheim übten ohnehin an ihm eine Zaubermacht aus, welche ſeine Geiſteskraft lähmte. Er wähnte dort noch Auguſtens Seufzer zu athmen, die einſt ungehört hier verwehten; ferne Töne umſchwirrten ihn wie der Wiederhall ihrer längſt verklungenen Stimme, und ihre holde Geſtalt ſchien ihm aus jeder Ecke entgegentreten zu wollen. Bei dem ſchwachen Schimmer einer ein-

Digitized by Google

ſamen Lampe in der hochgewölbten düſtern Gallerie, in welcher Gabriele mit ihm ſich befand, war es ihm, als ſähe er plötzlich neben ihr den Geiſt ihrer Mutter; er bebte ergriffen zurück, im nämlichen Augenblick öffnete ſich die Thüre vom Vorzimmer des Barons, in deren Nähe ſich beide befanden, und ſchlug klingend hinter Gabrielen zu, ſobald dieſe die Schwelle überſchritten hatte.

Erneſto wollte ihr nach, um wenigſtens, wenn auch durch eine zweite Thüre von ihr getrennt, in ihrer Nähe zu bleiben, aber er hörte die Stimme des Barons, der ſeiner Tochter gebot, ihm in ſein Zimmer zu folgen, und dann den innern Riegel vorſchob. Auf Flügeln der Angſt durcheilte Erneſto jetzt wieder die Gallerien, um Frau Dalling aufzuſuchen, ihr alles zu entdecken und dann wo möglich mit ihrer Hülfe ein Mittel zu finden, der gefürchteten Unterredung zwiſchen Vater und Tochter ungeſehen beizuwohnen.

Feſtlich gekleidet, geſchmückt mit allen Zeichen ehemaliger Würden und Ehren, war der Baron ſeiner Tochter bis an die Thüre des Vorzimmers

entgegen gekommen, die er, wie schon erwähnt ward, hinter ihr verriegelte. Dann schritt er feierlich vor ihr her, nahm seinen gewöhnlichen Platz im Lehnstuhl am Fenster ein, und winkte ihr schweigend, sich auf ein Taburet ihm gegenüber zu setzen.

Der Eindruck, welchen seine ganze Gestalt auf sie machte, war heute noch imponirender als ehemals, der Baron schien sogar größer als sonst, und der versteinerte Ernst aller seiner Züge beklemmte ihre Brust und raubte ihr den Athem.

„Ich wiederhole die schon gestern dir ertheilte Zusicherung meiner Zufriedenheit mit deinen in der Stadt erworbenen Kenntnissen," hob der Baron nach einer ziemlich langen Pause an, „sie haben mein Erwarten übertroffen. Wer so fleißig war wie du, hatte wahrscheinlich nicht Zeit, Thorheiten zu begehen. Daher hoffe ich, daß kein inneres Hinderniß dich abhalten wird, meine Wünsche zu erfüllen, und daß du auch neben so vielem andern gelernt hast, kindlichen Gehorsam zu üben. Ich bin entschlossen, dich meinem Lehnserben, Moritz von Aarheim, zu vermählen, doch habe ich ihm versprechen müssen, es dir frei zu stellen,

ſeine Hand auszuſchlagen. Entſcheide alſo ohne Zwang: ob du meinem Willen folgen willſt oder nicht, ſo wie du glaubſt, daß es recht ſey.“

Der Baron ſchwieg, und Gabriele ſtrebte vergebens, ihre zitternden Lippen zur Antwort zu bewegen. Einige Minuten vergingen im ſchweigenden Kampf mit ihrer innern Angſt. „Entſcheide!“ rief endlich der Baron mit flammenden Augen, und richtete ſich hoch in die Höhe.

„Mein Vater,“ ſtammelte Gabriele, „wie kann ich ſo ſchnell — ich flehe nur um Bedenkzeit.“

„Bedenkzeit!“ wiederholte der Baron, und ließ ſich langſam wieder nieder. „Bedenkzeit! Thoren, Schwächlinge bedenken ſich. Der Tapfre, der Weiſe, wiſſen gleich, was ſie wollen oder müſſen. Doch du biſt ein Mädchen, und dieſe Alfanzerei war ſchon vor vierzig Jahren unter euch Mode, wunderbar, daß ſie in der langen Zeit nicht wieder abkam. Nun, es ſey — du haſt Bedenkzeit, bleib ſitzen, bedenke dich.“

Seiner Gewohnheit gemäß wandte ſich der Baron nach der Brandſtätte, eine bange Viertelſtunde verging, während welcher Gabriele es nicht

wagte, ſich zu regen. Endlich kehrte ſich der Baron mit fragendem ernſten Blick ihr wieder zu.

„Vater!“ rief ſie und hob flehend die Augen voll erſtarrter Thränen zu ihm auf, „Vater, ich brauche keine Bedenkzeit. Bei Ihnen will ich bleiben! Ihnen allein widme ich mein Leben, Sie pflegen will ich, Ihnen dienen, keine andre Pflicht erkennen, als jedem Ihrer Wünſche zuvorzukommen!“

„Und weigerſt dich dennoch, den erſten, welchen ich ausſprach, zu erfüllen?“ erwiederte der Baron und durchbohrte ſie faſt mit ſeinen glühenden Augen.

„Nein, o nein, mein Vater!“ erwiederte ſchnell Gabriele, „ich bitte Sie nur, mich nicht zu verſtoßen. So lange ich lebe, iſt Ihnen mein Daſeyn geweiht. Ich kann mich nicht entſchließen, einem Andern anzugehören als meinem Vater, ich fühle einzig den Beruf, um Sie zu ſeyn, ſo lange mir Gott Ihr Leben erhält; was ſpäter aus mir wird, macht mir keine Sorge.“

„Auch mir ſollte es keine machen — beſſer wäre es, wenn“ — murmelte der Baron nur halb hörbar vor ſich hin, dann verſank er wieder in

tiefes Nachdenken. Abermals vergingen einige ſtumme Minuten, dann wandte er ſich plötzlich wieder zu Gabrielen.

„Höre mir aufmerkſam zu,“ ſprach er. „So viel du davon zu faſſen vermagſt, will ich dir die Gründe entwickeln, welche mich beſtimmen, dieſe Verbindung zu wünſchen. Hernach entſcheide. Forderſt du dann noch längere Bedenkzeit, ſo ſey ſie dir im Voraus gewährt. Höre mich jetzt.

Unermüdetes Forſchen, Streben, Arbeiten war mein Leben, ſo lange du athmeſt; die Nacht mir Tag. Ich habe Schrecken getrotzt, Gefahren, bei deren bloßem Namen dein jugendliches Blut in den Adern erſtarren müßte. Meine Umgebungen waren — Mein Umgang war — Nein, ich will deine Sinne nicht durch die Namen jener Schrecklichen verwirren, ich will dich nicht dem Wahnſinn zuführen. Ich ſchweige von dem, was ich that, was ich litt, was ich überwand. Für dich, Gabriele, für dich! dich wollte ich erheben, dich erhöhen zur Glorreichſten unſeres alten Geſchlechts! hoch über alle jene edlen Frauen deiner Ahnen, deren lange Reihe der edelſte Schmuck unſers Hauſes iſt.“

Hier ſchwieg der Baron wieder einige Minuten lang, Gabriele wagte es nicht, ſich zu regen. Dann fuhr er mit faſt tonloſer Stimme fort: „Die doppelte ſchuppige Schlange, deren gekröntes Haupt in rother Erde ſich birgt, war mein, die Königin ruhte in ihrer Kammer, der Rabe wandelte ſich zum hochfliegenden Aar, und ernährte den in ihrem Schooße ſchlummernden grünen Löwen, es nahte ſich der Alte, der zwiſchen den Bergen geht, die rothe und die weiße Lilie prangten in ſeinen Händen. — Da — da — fort mit der Erinnerung, wie alles vernichtet ward," rief der Baron jetzt laut und fürchterlich, „fort — es ward vernichtet. Weh mir! ich vergaß den Fluch, der auf der fünften Zahl ruht, feindliche dunkle Mächte, auf mein Verderben lauernd, irrten mich.— Freundliche zürnten mir — Verloren — verloren — verloren iſt das große Spiel."

Mit geſchloſſenen Augen lehnte ſich der Baron jetzt in ſeinen Lehnſtuhl zurück und lag regungslos da. Gabriele war vor ihm auf die Knie hingeſunken; ſie blickte in ſein farbloſes Antlitz, auf ſeine grauen Haare, welche ſpärlich die eingefallnen Schläfe umgaben, ſie ſah die tiefliegenden

geſchloſſenen Augen in ihren weiten Höhlen, von den überhängenden ſchneeweißen Augenbraunen beſchattet. Er glich ſo ganz einem Todten, daß der Gedanke ſie grauſend überfiel, er könne in dieſem Momente geſtorben ſeyn.

„Mein Vater, mein Vater!“ rief ſie, und wagte es, leiſe ſeine Hand zu berühren; da richtete er, gleich einem Erwachenden, ſich wieder auf.

„Du weinſt?“ ſprach er, „du zitterſt? weißt du warum? wovor?“ Dann blickte er ſie eine Weile ſtarr an. „Ich leſe in deiner Seele,“ fuhr er fort, „du glaubſt, ich ſey wahnſinnig, weil du meine Reden nicht verſtehſt. Du irrſt, hohe Weisheit liegt hinter dieſen Bildern, aber ihr hört nur, und vernehmt nicht, eure Sinne hält Wahn befangen. Die Vergangenheit enthüllte ich dir, ſo weit ich es durfte. Die Gegenwart, — tritt her zu mir ans Fenſter, blicke hinaus, dort liegt ſie, dort in Trümmern. Was dieſe decken, bleibe ewig verborgen. Fluch der Hand, die es wagt, dieſen Schutthaufen zu berühren!“ rief er mit furchtbarem Ton, in hoher aufrechter Stellung, mit flammenden Augen, wie ein Begeiſterter. „Fluch dem, der dem Unheil, das dort im

dunkeln tiefen Gewölbe sicher ruht, den Weg bahnt zum Licht. Niemand darf dort den Faden finden, ihn wieder aufnehmen, der meiner starken Hand entfiel, denn Niemanden darf gelingen, was mir mißlang!"

„Moritz von Aarheim gebietet hier nach meinem Tode," sprach der Baron nach einer kleinen Pause, während welcher er sich mit Anstrengung zu besänftigen schien. „Sein erstes Thun wird seyn, dort zu graben, zu bauen, zu wühlen, er selbst hat mir es ins Angesicht gestanden. Du allein kannst mir die Sicherheit jenes Heiligthums auf ewige Zeiten erkaufen, und erkauft muß sie werden. Es gilt der Ruhe meiner Todesstunde, es gilt dem ruhigen Schlaf meiner Gebeine im stillen Grabe, weit, weit, auf Jahrhunderte hinaus! Gabriele, du darfst jetzt nicht ohnmächtig werden, fasse dich, du darfst jetzt nicht die Besinnung verlieren, du mußt mich aushören, denn nie darf ich wieder wie in dieser Stunde zu dir reden."

Mit leisem, wunderlich-heimlichen Tone fuhr der Baron nach kurzem Schweigen in seiner Rede weiter fort. „Kennst du die Geheimnisse der Un-

terwelt? Wie ſollteſt du! Ich aber wagte es, mit dieſer Hand ihren Schleier zu lüften. Nicht Alle, meine Tochter, nicht Alle, die hier entſchliefen, ruhen dort in Frieden. Furchtbare Vorhöfe führen zum finſtern Reich, dort in Tophet und Scheol weilen raſtlos die Seelen derer, die beunruhigt über die Zukunft deſſen hinübergingen, was ſie hier erſtrebten. Jede Mitternacht ruft ſie herauf, geſpenſtiſch durchwandern ſie den Gegenſtand ihrer Sorge in banger Qual, bis der Morgenhauch ſie wieder zur kalten düſtern Tiefe ſcheucht — jede Nacht ſehe ich dort drüben den alten Franz, Sorge um mich läßt ihn nicht ruhen, er hebt das bleiche Haupt aus der Aſche, mit langem Todtenfinger winkt er mich zu ſich, zu ſich, zur jammervollen Wache um das dort Verborgene."

„Ich habe vollendet, du weißt jetzt genug. Ruhe oder Verzweiflung deines Vaters in der letzten Stunde und im Grabe ſey das Werk deiner freien Wahl. Bedenk es wohl, es gilt nicht eine Handvoll Tage, die ihr ein Leben nennt, es gilt der Ewigkeit. Meine Todesſtunde kann jetzt ſchlagen, in dieſer Minute, aber du haſt Bedenkzeit. Willige ein, verwirf, bringe durch thörichtes Zögern das

Unheil über mich, ich breche mein gegebenes Wort nicht, du bist frei, du hast auch Bedenkzeit.

„Vater, Vater!“ rief Gabriele, „kann denn mein Leben nicht das Opfer seyn?“

Hastig griff der Baron an seine Brust, dann ließ er die Hand wieder sinken. „Nein,“ sprach er halb leise, und blickte milder als vorher Gabrielen an.

„Nun denn, ich will nicht ängstlich berechnen, was ich meinem Vater opfre, hier bin ich, Ihr Kind! mein Schicksal lege ich in Ihre Hand und murre nicht.“

Erschöpft an allen Kräften, doch nicht bewußtlos, sank sie mit diesen Worten vor ihm hin.

„Ich danke dir,“ sprach der Baron, und ließ einen Moment seine Hand auf ihrem schön gelockten Haupte wie segnend ruhen; dann hob er Gabrielen sorgsam auf und setzte sie in seinen Lehnstuhl. „Ermanne dich, fasse Muth, du hast entschieden wie es recht war. Uebrigens geschehe gleich, was geschehen muß; alles ist vorbereitet. Zögern ist Qual, ist Gefahr, und ich bin müde und will zur Ruhe.“

Mit diesen Worten zog er die Schelle und ging in das Vorzimmer, um die Thüre zu öffnen.

Athemlos ſtürzte dort Frau Dalling ihm entgegen, ein lauter Schrei des Schreckens, als ſie Gabrielen bleich und regungslos im Lehnſtuhl erblickte, verrieth, daß Erneſto ihr Alles vertraut habe, was er wußte. Der Baron achtete nicht darauf. „Führen Sie Ihr Fräulein auf ihr Zimmer," ſprach er, „ſchmücken Sie die Braut mit dem Hausſchmuck, den ſeit Jahrhunderten jede Braut von Schloß Aarheim an ihrem Ehrentage trägt," fügte er hinzu, indem er ihr ein uraltes Käſtchen mit einem goldnen Schlüſſel übergab. „In einer Stunde kommt der Bräutigam, ſie zur Trauung abzuholen."

Matt zum Tode, aber fromm lächelnd wie ein ſeliger Engel neigte ſich Gabriele vor ihrem Vater, dann wankte ſie am Arm der Frau, die einſt an der Schwelle des Lebens ſie empfing, ſtill hinaus. Erneſto eilte ſchon im Vorzimmer ihr entgegen. Ein Strom lindernder Thränen machte beim Anblick des treuen Freundes dem armen gepreßten Herzen Luft. „Sie hatten Recht," flüſterte Gabriele ihm zu, und lehnte das ſchöne bleiche Köpfchen auf ſeine Schulter, indem ſie erſchöpft auf einen Stuhl ſank. Frau Dalling und Erneſto knieten vor ihr hin ſie zu unterſtützen.

„Noch iſt Rettung möglich!“ ſprach Erneſto ängſtlich und ſchnell. „Fliehen Sie, Alles iſt bereit. Frau Dalling begleitet uns, Moritz ſelbſt befördert und beſchützt unſre Flucht, er will Sie nicht dem Zwange verdanken. Keine Pflicht bindet Sie, den Willen eines verwirrten Sinnes zu erfüllen, wenn es dem Glücke Ihres ganzen künftigen Lebens gilt. Kommen Sie, verlieren Sie keine Zeit, Pferde und Wagen ſtehen unten am Schloßberge, jede Minute iſt koſtbar, Moritz ſelbſt will hier uns vertreten, wir eilen zur Frau von Willnangen.“

„Der Rath kam nicht aus Ihrer Seele, Erneſto,“ erwiederte Gabriele ſehr ernſt und trocknete ihre Thränen. „Wohin könnten Sie mich führen, daß nicht der Fluch meines Vaters mich erreichte? daß nicht die Schrecken der eben durchlebten Stunde mich verfolgten, nicht die Angſt um einen ſterbenden Vater, dem ich den Troſt verweigerte, welchen zu geben in meiner Macht ſtand? Erneſto,“ ſetzte ſie hinzu und blickte ihn zutrauend an, indem ſie ſeine beiden Hände faßte, „können Sie wirklich mir rathen jetzt zu fliehen?“

„Nein! ich kann es nicht, und du biſt verlo-

ren," rief Erneſto, „dort in in der Freiheit würde Reue dich verzehren, ich fühle es. So gehe denn gefaßt dem entgegen, was du, reine Seele! als Pflicht anerkennſt. Damals, als du dieſen fürchterlichen Mauern zueilteſt, in denen alles Gute und Schöne untergehen muß, damals hätten wir, deine Freunde, dich zurückhalten, dich nicht ſo unbedacht der Gewalt eines Wahnſinnigen ausliefern, wir hätten ſeinen Zuſtand vorher erkunden ſollen. Jetzt iſt es zu ſpät," ſetzte er mit verhülltem Geſicht hinzu.

Die zum Schmuck der Braut vom Baron beſtimmte Stunde war vorüber. Bleich wie ein Marmorbild, keine Spur von Lebenswärme auf Wangen und Lippen, ſaß Gabriele auf ihrem Sopha und ſchauderte bei jedem Geräuſch. Nur ihr ſchwimmendes Auge, die zitternde Bewegung ihres hochklopfenden Herzens, von welcher der diamantene Blumenſtrauß an ihrer Bruſt erbebte, verriethen inneres Leben und innern Kampf. Schweigend, aber vergebens, ſtrebte ſie wie ſonſt wenigſtens äußerlich gefaßt dem Unvermeidlichen ent-

gegen zu treten, ihr unwillkürliches Zittern, ihre Unfähigkeit, sich aufrecht zu erhalten, vermochte sie nicht zu überwinden.

Ernesto stand bleich wie sie selbst neben ihr, sein Blick ruhte auf den vor alter Zeit in wunderliche Schnörkel gefaßten Diamanten, die, zum Brautkranz zusammengefügt, Gabrielens blonde Locken niederdrückten. Plötzlich ergriff ihn der Gedanke, daß dieser nämliche Kranz wahrscheinlich auch an Augustens Opfertage in ihren Haaren geschimmert hatte, und die Ironie des Zufalls, der hier den kalten schweren Stein statt der weichen lieblichen Myrte erwählte, erhöhte den bittern Schmerz, der ihn, den sonst so ruhigen Mann, in diesem Augenblick der Verzweiflung nahe führte.

„Alle Liebe erstirbt in diesen Mauern," rief er aus, „darum ist auch ihr Symbol daraus verbannt, und spitziger Steine flimmernder Glanz muß dessen Stelle ersetzen. O Gabriele! mögen Sie nie auf Ihrem Lebenswege die Myrte vermissen, die jetzt auch Ihrem Schmucke fehlt, und nie ihr begegnen! Dies ist der einzige Segen, den ich heute Ihnen geben kann, und es klingt wie ein Fluch."

„Ich denke Sie zu verstehen, guter Ernesto,

und möchte gern Sie tröſten, wenn Sie mir nur glauben wollten, erwiederte ſanft und gelaſſen Gabriele. „Mein Leben iſt vorüber, wenn Lieben Leben iſt. Andern mag Hoffnung ſtrahlen, mein Stern iſt Erinnerung, Erinnerung an eine kurze Stunde voll Wonne und Schmerz, die nie mir wiederkehren kann und dennoch ewig mich beglückt. In meinem Herzen iſt der Sturm beſchwichtigt, um nie wieder zu erwachen, ich weiß es, ſeit geſtern, da ich es vermochte, vor Ihnen den Namen auszuſprechen, den ich nie wieder nennen werde, obgleich ich es dürfte, denn mein Empfinden iſt ruhig und ſchuldlos. Das Opfer, welches ich meinem Vater bringe, iſt daher nicht ſo groß, als Sie es ſich wohl denken. Ich opfre keine Hoffnungen, denn ich hatte keine, kein Glück der Zukunft, denn mir blüht keins, als in der Liebe meiner Freunde, und die bleibt mir. Für die Freiheit weniger Jahre gewinne ich meines Vaters Ruhe, ſeinen Segen, und Frieden mit mir ſelbſt. Es werden der Jahre ſehr wenige ſeyn, mir ſagt es mein ahnendes Herz, und warum ſoll ich um ſo hohen Preis mit einer Hand voll Tage noch geizen!“

Die Thüre öffnete sich, Moritz von Aarheim trat herein. Gabriele zuckte bei seinem Anblick krampfhaft zusammen, doch erholte sie bald sich wieder, und ging, gestützt auf ihre Dalling, ihm einige Schritte entgegen. „Haben Sie den Wunsch meines Vaters erfüllt?“ fragte sie leise und zitternd.

„Ich habe es. In allen Formen, wie er es verlangte, habe ich gerichtlich mich und meine Nachkommen auf ewige Zeiten verbindlich gemacht, keinen Stein in Schloß Aarheim zu verrücken, weder zu bauen, noch einzureißen,“ erwiederte Moritz in ungewohnter Kürze, denn innere Bewegung und Gabrielen's überirdischer Anblick hemmten den gewohnten Fluß seiner Rede.

„Wollen Sie auch mir eine Bitte gewähren?“ fragte Gabriele. Moritz antwortete schweigend mit einer bejahenden Verbeugung. „Nun so versprechen Sie mir, mich nie von meinem Vater zu trennen, so lange mir Gott sein Leben erhält,“ bat Gabriele, mit unendlich weicher rührender Stimme und Geberde.

„Ich verheiße es Ihnen,“ erwiederte Moritz, „gewähren Sie mir dagegen die Versicherung, daß

Sie freiwillig und ohne Zwang mir die Hand reichen.“

„Freiwillig, ohne Zwang,“ wiederholte Gabriele kaum hörbar.

„Der Baron erwartet uns,“ sprach Moritz ebenfalls sehr leise.

Gabriele wankte, indem sie hinausschreiten wollte, Ernesto bot zur rechten Zeit ihr den Arm, um sie vor dem Fall zu schützen; auf ihn gelehnt, betrat sie die an das Zimmer ihres Vaters grenzende Kapelle des Schlosses.

Dort stand der Baron, neben dem Priester am hellerleuchteten Altar, nur die Bewohner des Schlosses und der Gerichtsdirector waren als Zeugen gegenwärtig, bange Grabesstille herrschte unter allen Anwesenden. Feierlich schritt der Baron dem langsam herannahenden Paare entgegen, er nahm die zitternde Hand der Braut, die so lange auf Ernesto's Arm geruht hatte, und schien dabei diesen in der Zerstreuung nicht zu bemerken.

Todesbleiche wechselten mit der Purpurröthe des Zorns in Ernesto's Gesicht, während dieses geschah, sein Herz pochte hoch, sein Auge flammte, seine Hand ballte sich wie zum Kampf. Ungehin-

dert hatte indeſſen die Zeremonie begonnen, welche Gabrielen's Schickſal unwiderruflich beſtimmte.

Sie ward beendet, alles blieb ſtill, kein fröhliches Getümmel Glückwünſchender drängte ſich um die Neuvermählten, und wie bewußtlos ſchwankte Gabriele am Arm ihres Vaters in ſein Zimmer. Erneſto folgte mit Moritz von Aarheim, zuletzt Frau Dalling und Annette. Alle übrigen blieben in der Kapelle zurück, die Thüre derſelben, welche in des Barons Zimmer führte, ward geſchloſſen.

Der Baron trat in ſeinem Zimmer an das Fenſter und blickte hinüber zur Brandſtätte; wüthender Sturm durchtobte heulend die ſchwarzen Trümmer. „Dort iſt Aufruhr, hier endlich Ruhe," ſprach der Baron, und ſetzte ſich auf ſeinen gewohnten Platz. Gabriele, unfähig ſich aufrecht zu erhalten, kniete vor ihm hin. „Dir danke ich dieſe Ruhe, Gabriele; auch deine Mutter hat viel für mich gethan," ſprach der Baron. „Ich ſegne dich nochmals, mein Kind," ſetzte er höchſt feierlich hinzu, indem er ihre Stirn mit ſeiner Hand berührte; „auch dich ſegne ich, mein Sohn Moritz von Aarheim! Halte das Kleinod hoch, das ich dir übergab." Es lag etwas beſonders Mil-

des in dem Ton, mit welchem der Baron dieſe Worte ſprach. Ungewohnte Ruhe ebnete die harten Züge ſeines Geſichts und machte ſie faſt unkenntlich. „Jetzt iſt mein Haus beſtellt. Lebt wohl! ich bin müde und gehe zur Ruhe,“ ſprach er noch, und winkte verabſchiedend wie gewöhnlich.

Halb getragen von Annetten und ihrer Dalling, ſchritt Gabriele langſam der Thüre zu, Moritz und Erneſto folgten ihr; kaum aber hatten ſie die Mitte des ſehr geräumigen Zimmers erreicht, als Erneſto den Baron in ſeinem Lehnſtuhl zuſammenſinken ſah, zugleich verbreitete ſich ein betäubender mandelartiger Geruch. Alle wandten ſich plötzlich wieder dem Baron zu. An ſeinem Halſe hing das kriſtallne Fläſchchen erbrochen an der goldnen Kette herab, er ſelbſt lag regungslos in ſeinem Lehnſtuhl, kein Zweifel war möglich. Im Geiſte des Kirſchlorbeers hatte er den ſchnellen ſchmerzloſen Tod eingeathmet, welchen er einſt Gabrielen beſtimmte, die einzige Frucht ſeines jahrelangen, mühſeligen, alchymiſtiſchen Forſchens.

In tiefer Ohnmacht ſank Gabriele neben der entſeelten Hülle ihres Vaters zu Boden.

Sämmtliche Schriften

von

Johanna Schopenhauer.

Achter Band.

Gabriele.

Zweiter Theil.

Wohlfeile Ausgabe.

Leipzig: F. A. Brockhaus.
Frankfurt a. M.: J. D. Sauerländer.

1834.

Gabriele.

Zweiter Theil.

Du ſtandeſt an dem Eingang in die Welt,
Die ich betrat mit klöſterlichem Zagen,
Sie war von tauſend Sonnen aufgehellt,
Ein guter Engel ſchienſt du hingeſtellt,
Mich aus der Kindheit fabelhaften Tagen
Schnell auf des Lebens Gipfel hinzutragen;
Mein erſt Empfinden war des Himmels Glück,
In dein Herz fiel mein erſter Blick.

Schiller.

Digitized by Google

Wie dem Blitz der Donner, so schnell war bei der Entscheidung von Gabrielen's Geschick die Erfüllung dem ersten Drohen der Gefahr auf dem Fuße gefolgt.

Ernesto hatte im Drange der Begebenheiten keinen ruhigen Augenblick gefunden, um Frau von Willnangen auf die Möglichkeit des fast Unglaublichen vorzubereiten, und selbst, nachdem schon alles entschieden war, währte es noch mehrere Tage, ehe er Muth und Ruhe des Geistes genug gewinnen konnte, um ihr zu schreiben. Ueberdies stand er nach dem Tode des Barons wirklich ganz allein in der alten grausenvollen Burg, mitten unter einem Haufen verschüchterter, hülfloser Menschen, die Alle zu ihm aufblickten, die von ihm berathen und in Thätigkeit gesetzt zu werden verlangten, um nur dadurch ihren eignen Gedanken zu entgehen.

Moritz war, zufolge seiner armen, schwachen, an tausend Kleinigkeiten sich anklammernden Natur, im ersten Schrecken ganz unfähig geworden, nur einen einzigen Gedanken klar zu fassen; noch weniger vermochte er, einigermaßen zweckdienliche Anstalten zu treffen, wie sie die Umstände heischten. Seine unglaubliche Unbeholfenheit, Gabrielen's bewußtloser Zustand, selbst die ängstliche müßige Neugier der Bedienten, alles vereinigte sich, die ganze Thätigkeit des einzigen hellen Geistes in Anspruch zu nehmen, der mitten in diesem Wirrwarr fähig geblieben war, für die Uebrigen zu denken.

Ernesto's erste Sorge mußte das feierliche Leichenbegängniß des Barons seyn, dessen selbst gewählte Todesart er um Gabrielen's Ruhe willen möglichst zu verheimlichen suchte. Der Uebung dieser traurigen Pflicht folgte des neuen Besitzers festliche Uebernahme der Güter und dem zunächst die Untersuchung der bisherigen sehr nachlässig betriebenen Verwaltung derselben. Ernesto übernahm gern jedes Geschäft, theils um Gabrielen's willen, theils weil er wirklich unausgesetzter Thätigkeit bedurfte, um sich selbst aufrecht zu halten.

Moritz wendete indessen seine Aufmerksamkeit auf unzählige unbedeutende Kleinigkeiten, die aber alle mit der höchsten Wichtigkeit von ihm betrieben wurden.

Ruhig, keiner Erdennoth sich bewußt, aber krank zum Tode, lag während der Zeit Gabriele in tiefer Betäubung auf ihrem Bette, bis sie nach mehreren Tagen wieder zur Besinnung und ins Leben zurückgerufen ward. Ihr Erwachen glich dem eines Kindes, das nach einer Nacht voll ängstlicher Träume beim ersten Aufschlagen der Augen in das milde treue Antlitz der Mutter blickt. Ihr war, als fände sie sich wieder im Hause der Frau von Willnangen wie bei ihrer ersten Krankheit. Wie damals, sah sie Ernesto und Annette neben ihrem Bette; freundlich reichte sie beiden die Hand und begrüßte mit mildem Lächeln den tiefblauen Himmel voll goldner Herbstwolken, in den sie durch ein großes Fenster, ihrem Bette gegenüber, blicken konnte.

„Ich bin wohl wieder krank gewesen?“ sprach sie, „ich habe euch wohl wieder recht viel Sorge gemacht? mir ist auch, als sey ein großes Unglück geschehen, aber ich weiß nicht welches? und so

habe ich doch wohl nur davon geträumt.“ Da ging die Thüre auf, Moritz trat herein, sein Anblick, seine laute wunderliche Freude über ihre Besserung, riefen sie plötzlich in helles Bewußtseyn zurück. Alles, alles, was geschehen war, stand in einem fürchterlichen Momente vor ihr, klar wie der Tag, die ganze Hoffnungslosigkeit ihrer Zukunft, alle Schrecken der nächsten Vergangenheit. Sie verbarg das Gesicht in die Kissen, ihre Augen schlossen sich wieder, sehnlich betete sie in ihrem Herzen um neuen Schlummer ohne Erwachen, aber sie ward nicht erhört, ihre Jugendkraft siegte und jeder Tag führte sie von nun an näher der völligen Genesung.

Der Tod ihres Vaters war das einzige Ereigniß, dessen Gabriele sich nicht deutlich erinnerte. Sie selbst hatte ja, fast im nämlichen Momente als er zusammensank, ebenfalls das Bewußtseyn verloren, und so konnte es Ernesto's sorgsamer Freundschaft gelingen, sie nach und nach auf diese traurige Begebenheit vorzubereiten, und vor allem ihr das Entsetzen über die Todesart des Barons zu ersparen.

Heiß und bitter quollen Gabrielen's Thränen

als sie endlich vernahm, daß sie ihrem Vater mit allem, was sie ihm opferte, nur ein paar ruhige Minuten hatte erkaufen können. Alle ihre, auf dieses Opfer gegründeten Hoffnungen von seiner zufriedenen Zukunft, seinem heitern Alter, seiner Wiederkehr zu den Menschen und zu milderm Gefühle waren nun verschwunden auf immer; alles, woran sie unter der ungeheuren Last der übernommenen Pflichten sich zu halten gehofft, war nun mit ihm zu Grabe getragen. Gabrielen blieb kein Trost als das Bewußtseyn, der heiligen Stimme in ihrem Innern gefolgt zu seyn.

Nach langem Zögern ergriff Ernesto endlich die Feder, um Frau von Willnangen die traurige Geschichte der im Schloß Aarheim verlebten Tage kund zu thun. Das grausenvolle Gespräch zwischen Vater und Tochter, durch welches zuletzt Gabrielen's traurige Bestimmung entschieden ward, konnte er ihr fast wörtlich mittheilen. Denn als sich der Baron mit seiner Tochter eingeschlossen, hatte Ernesto in der höchsten Angst seine Zuflucht zu Frau Dalling genommen. Zwar war diese nicht im Stande gewesen, ihn in das fest verriegelte Vorzimmer zu bringen, aber sie hatte ihn

auf verborgnen Wegen und Treppen zu einem kleinen Behältniß neben dem Kamine des Barons geführt, von wo aus beide alles deutlich vernehmen konnten, was im Zimmer gesprochen ward. Nachdem Ernesto Gabrielen's mütterliche Freundin mit jedem, auch dem kleinsten Umstande bekannt gemacht hatte, der zur Entscheidung ihres Geschicks beitrug, fuhr er in seinem Briefe also weiter fort:

„Alle die Bilder und Räthsel, mit denen der Baron Gabrielen betäubte, der grüne Löwe, die schlummernde Königin, alle bestätigen es mir, daß Forschen nach übermenschlichen Kenntnissen, besonders nach dem Stein der Weisen, ihn dem Untergange zuführte. In dem zunächst vergangnen Jahrhundert verfielen manche an Geist ausgezeichnete, bedeutende Männer in den nämlichen Irrthum und gingen unter wie der Baron. Auch in unsern, jedem verjährten Unsinn, jeder Schwärmerei so günstigen Tagen fällt dem Streben nach sogenanntem verborgnen Wissen manches beklagenswerthe Opfer, ohne daß die Welt viel davon erfährt.

„Ich bin zufällig mit der Tendenz und dem

Ton der in jenes Fach einſchlagenden Schriften wohl bekannt. Mir fiel ein ſtaubiger Wuſt magokabbaliſtiſcher und theoſophiſcher Bücher einſt in Italien, beim Aufräumen einer alten Bibliothek, in die Hände. Neugierig durchblätterte ich ſie, und vieles iſt mir aus ihnen im Gedächtniß geblieben, was mir jetzt das Betragen von Gabrielen's Vater erklärt. Unter andern entſinne ich mich einer ſehr feierlichen Warnung vor der fünften Wiederholung eines chemiſchen Prozeſſes, der, viermal geübt, jedes Mal die Kraft des Steines der Weiſen verdoppelt, aber dem, der ihn zum fünften Mal wagt, unwiderrufliches Verderben bringt. Dieſe Warnung erklärt mir des Barons Verzweiflung beim Ausbruch der Flamme, ſein ſpäteres Klagen über das Vergeſſen der fünften Zahl, durch die er wahrſcheinlich das Unheil ſich ſelbſt zugezogen zu haben wähnte. Ich glaube auch die Angſt zu verſtehen, mit der ſein in Wahn verſunkener Geiſt, kämpfend zwiſchen Sehnſucht und Grauſen, der Todesſtunde entgegen ſah. Wer ſich ſolchen Träumereien überläßt, wie dieſer unglückliche Greis es that, der iſt auch jeder quälenden Einwirkung des Aberglaubens und vor al-

lem dem Grauen der Geſpenſterwelt verfallen, welchem auch wohl hellere Geiſter in dunkeln Momenten nicht immer mit Gelingen entgegenſtreben.

„Unter der vor Jahrhunderten ſchon erbauten Burg Aarheim erſtrecken ſich unabſehbare, in den Fels ſelbſt hineingehauene feuerfeſte Gewölbe. Ich habe ſie unterſucht, ſo weit ich vordringen konnte. Nach allen Richtungen hin bilden ſie zwei Reihen, unter und über einander, in bedeutender Tiefe; viele ſind verſchüttet, viele von den jetzigen Burgbewohnern nie beſucht, einige werden von ihnen noch als Keller benutzt. Ich habe erfahren, daß der verſtorbene Baron oft Stunden lang in den Gewölben unter dem jetzt abgebrannten Flügel des Schloſſes verweilte. Vermuthlich ruht dort manches ihm wichtige Geheimniß, manches Reſultat ſeiner ängſtlichen mühſamen Arbeit, auch wohl manche Schrift, die auf ſeiner dunkeln Bahn ihn leitete. Was dort liegt, entzog der ſchützende Fels wahrſcheinlich den Flammen, aber der Zugang dazu iſt beim Einſturz des Gebäudes durch hohe Schutthaufen, durch zertrümmerte Mauern und ſchwere Steine unzugänglich gemacht. Des Barons Blick ruhte ſtets auf dieſen Trümmern,

ſein Sinnen und Trachten ging nur dahin, jede dort begrabene Spur ſeines Hoffens und Mißlingens der Welt zu verbergen. Es war ihm unmöglich, nur einen Augenblick ſeine Gedanken von dieſem Wunſche abzuziehen, der dadurch bei ihm zur fixen Idee geworden. Kein Wunder daher, daß ihm vor der Möglichkeit grauſte, dort noch nach Jahrhunderten geſpenſtiſch Wache zu halten, im Fall er ohne die Gewißheit der Erfüllung dieſes ſeines einzigen Wunſches von der Oberwelt ſcheiden mußte. Seine Bücher konnten ihn nur in dieſer Angſt beſtärken; ich erinnere mich in einer ſolchen Schrift ſogar eine förmliche Abbildung des Aufenthalts unſeliger Geiſter geſehen zu haben, die, wie jene Schwärmer lehren, dieſen allnächtlich mit der Oberwelt vertauſchen müſſen, bis der letzte Wunſch erfüllt iſt, der ſterbend ſie beunruhigte.

„Es wird Ihnen unglaublich ſcheinen, liebe Frau von Willnangen! daß ein Mann, der, wie der Baron, durch Geiſt, Bildung und Verſtand ſich einſt in der Welt auszeichnete, bis zu dem Glauben an ſolchen Unſinn ſinken konnte; aber Einſamkeit, Ehrgeiz und durch dieſen erregtes

ſtetes Hinſtreben nach einem Punkte haben wohl noch hellere Geiſter verdüſtert. Uebrigens fiel des Barons Jugend in die herzloſe, troſtloſe, jedes höhere Gefühl austrocknende Zeit von Voltaire und Konſorten, und glauben Sie mir, wer in ſeiner Jugend ſich über den bon Dieu moquiren lernte, der kommt im ſpätern Alter leicht dahin, vor dem Teufel zu zittern.

„Unerachtet ſeiner jammervollen Anſicht von unſrer Zukunft jenſeits, peinigte den Baron dennoch ein unſäglicher Ueberdruß am Leben, eine ewige Sehnſucht nach der Stunde des Scheidens aus dieſer Welt, in welcher alle ſein Hoffen zerſtört war. Ich danke Gott, daß Gabriele die unſelige Verknüpfung ihres Geſchicks nicht ganz zu überſehen vermag. Wüßte ſie, daß ſie ſelbſt ihrem Vater das längſt erwartete Signal gab, die Bürde des Lebens getroſt abzuwerfen, unter deren Laſt er längſt ſeufzte, wüßte ſie, daß ſie ſein Todesurtheil ſprach, während ſie Ruhe und Freude für den Spätherbſt ſeines Lebens ihm erkaufen wollte, ich glaube ſie überlebte dieſe Entdeckung nicht. Nur einmal wagte ich die Aeußerung gegen ſie, daß vielleicht lebhafte Freude über die

Erfüllung ſeiner Wünſche ihm den Schlagfluß zuzog, an dem ſie glaubt, daß er geſtorben ſey, und ich bereute es bitter, als ich ſah, wie gewaltſam erſchütternd dieſer Gedanke ihr Gemüth ergriff.

„Und ſo habe ich denn das Verderben des liebenswürdigſten Weſens vor meinen Augen bereiten ſehen, und durfte es nicht abwenden. Vergebens war meine ängſtliche Sorge, vergebens daß ich wie Argus ſie bewachte! Wie ſchwach iſt die Hand der Freundſchaft, um gegen das Schickſal anzukämpfen! Ich ſah alles und durfte nichts ändern, um Gabrielen's willen durfte ich es nicht. Ich danke meinem guten Genius, daß er mich mit unſichtbarer Hand im Augenblick der Ausführung von einem Plan zurückhielt, den die Verzweiflung mir eingegeben hatte, daß ich Gabrielen nicht gewaltſam entführte, wie ich es Willens war, als ich jeden andern Weg der Rettung mir verſperrt ſah. Umſonſt hätte ſie den Schmerz gefühlt, mich einer ſolchen That fähig zu wiſſen. Nichts als offenbare Gewalt hätte ſie abhalten können, zu ihrem Vater zurück zu gehen und ſeinem Willen ſich zu unterwerfen;

ich ſelbſt hätte ſie ihm ausliefern oder ſie gefangen halten müſſen. Ihre Achtung, ihr Vertrauen, jede Möglichkeit ihr in Zukunft als treuer Freund zur Seite zu ſtehen, hätte ich auf ewig und nutzlos verloren. Wir beide, theure Freundin! wir beide kannten bis jetzt noch nicht die Tiefe und Feſtigkeit dieſes Gemüths, nicht die ſeltene Kraft, mit der dieſes ſonſt ſo zarte Geſchöpf alles zu tragen, allem zu widerſtehen weiß, nur nicht dem innern Vorwurf des Unrechts oder auch nur verſäumter Pflicht. Bei aller unbeſchreiblichen Aehnlichkeit mit dem Engel, der ihr zur Mutter gegeben ward, trägt Gabrielen's Weſen doch auch ſtarke Züge von dem felſenfeſten Sinne ihres Vaters, deſſen angeſtammte Geiſtesgröße ich, trotz ſeiner Verfinſterung, anerkennen mußte.

„Unerachtet des unausſprechlichſten Mitleids, beobachte ich jetzt mit Bewunderung, wie Gabriele den furchtbaren Kampf mit ſich ſelbſt beſteht. Sie geht gewiß als Siegerin hervor, aber vielleicht ſterbend. Schweigend muß ich es ſehen, wie ſie die Einſamkeit ihres Krankenzimmers benutzt, um mit ihrem armen wunden Herzen fer-

tig zu werden, und ſich auf den Weg vorzubereiten, welchen ſie künftig zu gehen hat. Ich darf und kann ihr weder einreden noch rathen; beides darf man überhaupt ſo ſelten, gerade wenn es der Mühe werth wäre. Und ſo ergriff ich heute den erſten beſten Anlaß, als ich ſie eben heitrer als ſonſt ſah, den Wunſch zu äußern, nächſtens meine Einſiedelei im Felſenthal aufſuchen zu dürfen. Ich gab vor, dieſe letzten ſchönen Tage des Spätherbſtes zu Studien für meinen Johannes benutzen zu wollen, aber ich ſah deutlich, wie wenig dieſes Vorgeben ſie täuſchte.

„Lange ruhte ihr ſchönes dunkles Auge auf mir, ehe ſie mir antwortete, dann reichte ſie lächelnd unter Thränen mir die Hand. „Wo lebt noch ein Freund, der wie Sie zu kommen und zu gehen und alles zu errathen weiß, was gut wäre und nützlich?“ ſprach ſie. „Gehen Sie, lieber Erneſto! weil Sie es wollen,“ ſetzte ſie hinzu „gehen Sie morgen, um wo möglich täglich wieder zu kehren. Es iſt freilich nöthig, daß ich mich gewöhne allein zu ſtehen, aber nur allmählich, wie es die Kinder lernen, darum laſſen

Sie mich nicht mit einem Male ganz ohne Stütze.“

„Es blieb mir nicht verborgen, wie die Gewißheit, daß ich nicht mehr stündlicher Augenzeuge von den Lächerlichkeiten Moritzens seyn werde, Gabrielen über meine Entfernung tröstet, obgleich ich mir keine Anmerkung mehr über ihn erlaubte, seit jenes unselige Band geknüpft ward.“

„Arme, arme Gabriele! Gibt es ein härteres Frauenloos als das, sich des Mannes schämen zu müssen, dem man alles aufopferte! Oft ist mir, als wäre Augustens Geschick neben ihrem harten starren Gebieter doch noch dem ihrer unglücklichen Tochter weit vorzuziehen gewesen.

„Dieser Moritz, den ich nie mich werde entschließen können Gabrielen's Gemahl zu nennen, dieser Moritz geht umher wie einer, der nicht weiß, ob ihm ein Königreich zufiel, oder ob ihm nur davon träume. Noch wage ich es nicht, von seinem Benehmen gegen Gabrielen eine Meinung zu fassen, mich dünkt, es sey unstät und wechselnd, wie seine ganze Erscheinung, bis auf die Sprache sogar. Meine Ueberzeugung, daß er wirklich zu gutmüthig ist, um einem lebenden

Geschöpf wissentlich wehe zu thun, giebt mir zuweilen einigen Trost, aber leider schmerzt jede unversehens erhaltene Wunde deshalb nicht weniger, weil sie uns ungeschickter Weise und ohne Vorbedacht versetzt ward. Am beunruhigendsten ist mir eine Spur von mißtrauischem Wesen, das ich leider an ihm bemerke; vermuthlich ist es das dumpfe Gefühl eigner Unliebenswürdigkeit, was ihn argwöhnisch macht, aber ich fürchte davon die schlimmsten Einwirkungen auf Gabrielen's künftige Ruhe."

Der gesellige Kreis, zu welchem Frau von Willnangen und Auguste gehörten, weilte noch immer in Karlsbad, obgleich die Brunnenzeit beinahe vorüber war und die Zahl der übrigen Fremden mit jedem Tag merklich abnahm. Alle, den Kapellmeister und den Dichter mit eingeschlossen, hatten dem General Lichtenfels versprechen müssen, ihn auf sein nur wenige Tagereisen entferntes Gut zu begleiten, um dort die letzten schönen Tage des Spätherbstes mit ihm zuzubringen. Man harrte nur auf bestimmte Nachricht von Gabrielen, von der man noch

nichts als ihre Ankunft in Schloß Aarheim erfahren hatte, um dann sogleich die kleine Reise gemeinschaftlich anzutreten.

Frau von Willnangen hätte sich eigentlich gern davon ausgeschlossen, da sie vernahm, daß auch die Familie Wallburg mit von der Parthie seyn würde, aber sie wußte nicht wie sie dieses anfangen solle, ohne den General durch eine abschlägige Antwort zu kränken, auch fürchtete sie durch gewaltsames Eingreifen dem Glück ihrer Tochter vielleicht in den Weg zu treten.

Augustens sich stets gleichbleibende Heiterkeit, mit der sie Leo's augenscheinliche Huldigung sich gefallen ließ, ohne ihn weder geflissentlich anzuziehen noch zurückzustoßen, beruhigte sie ebenfalls nicht wenig. Das fröhliche Mädchen nahm augenscheinlich das Leben noch zu leicht, als daß man ihrer Zukunft wegen hätte ernsten Besorgnissen Raum geben müssen. Mit ächt jungfräulicher Grazie wußte sie den Ernst zum Spiel, das Spiel zum Ernst zu wandeln, und, gleich entfernt von Leidenschaftlichkeit und Ziererei, nichts zu gewähren und dennoch gefällig zu erscheinen. Auch verstand es Niemand besser als sie, sich herz-

lich zu bezeigen, ohne doch zur Vertraulichkeit herabzusinken.

Ernesto's lange erwarteter Brief langte endlich in Karlsbad an. Der Schmerz der Frau von Willnangen und ihrer Tochter, als sie nun die Lösung von Gabrielen's Geschick vernahmen, läßt sich mit Worten nicht ausdrücken. Sie lasen den Brief wieder und immer wieder, und trauten dabei ihren Sinnen nicht, denn was geschehen war, ließ alles, was sie im Augenblick des Scheidens gefürchtet hatten, so weit hinter sich zurück, daß es ihnen fast unmöglich ward, an solche abentheuerlichen und fabelhaft erscheinenden Ereignisse zu glauben.

Auguste zerfloß beinah in Thränen, als ihr endlich jedes Bestreben, länger an Gabrielen's Unglück zu zweifeln, mißlang. „Ach! wäre sie doch damals in unsern Armen gestorben," rief sie, „schmerzlicher als jetzt hätte ich nicht um sie weinen können und ihr liebes Bild würde Zeitlebens wie ein tröstender Engel mich umschwebt haben. In jeder frohen wie in jeder trüben Stunde hätte ich sie in himmlischer seliger Glorie mir gedacht. Jetzt, wenn ich wieder froh werden

ſollte, muß ich doch mitten in der Freude mich betrüben, ſo oft es mir einfällt, welch ein Leben ſie indeſſen an der Seite jenes verhaßten lächerlichen Menſchen führet, und jeder Schmerz, der mich trifft, wird mir doppelt wehe thun, weil ich immer denken werde: Gabriele iſt doch noch tauſendmal unglücklicher als ich es je werden kann.“

„Freyle nicht mit dem Schickſal, mein armes Kind,“ ſprach Frau von Willnangen, indem ſie die weinende Tochter in ihre Arme ſchloß. „Du weißt eben ſo wenig, welche Pfeile es für dich aufbewahren mag, als du im Stande biſt, den ganzen Umfang von Gabrielen's Elend zu überſehen. So drückend ihr häusliches Leben an der Seite des ungeliebten, ſogar widerwärtigen Mannes auch wahrſcheinlich ſeyn wird, es iſt doch nicht der höchſte Punkt ihres Unglücks. Jedes ſtille heimliche Opfer läßt ſich bringen, das faſt Unleidliche läßt ſich ertragen, wenn wir es nur den Augen der Welt verheimlichen können. Shakſpeare's „Smiling at griefe“ *) iſt mehr oder we-

*) Dem Schmerze lächeln.

niger das Loos und die Tugend der beſten unſers ganzen Geſchlechts; wir ſind dazu geboren. Nur das Mitleid der Welt iſt eine faſt unerträgliche Laſt, und doch wird unſre arme Gabriele dieſe Laſt tragen müſſen, wenn ſie ſich nicht in Einſamkeit begraben will oder kann.“

„Mit Moritz von Aarheim in der Einſamkeit!“ rief Auguſte.

„Es iſt furchtbar, ich gebe es zu,“ erwiederte Frau von Willnangen, „aber immer doch noch beſſer, als das Mitleid der guten Freundinnen, die von nun an ſich alle berufen fühlen werden, zu Gabrielen ſtets wie zu einer Kranken zu ſprechen, und ſich einbilden, die Stimme immer ein paar Töne höher nehmen zu müſſen, um mit recht kläglichem Laut und Blick zu fragen: wie ſie ſich denn befinde? Und denke dir Gabrielen's Gefühl in der Geſellſchaft, wenn ſie bei jeder Plattheit des Menſchen, zu dem ſie doch nun einmal gehört, unaufhörlich erröthen muß; denke dir, wie ihr ſeyn wird, wenn ſie ſich das heimliche verlegene Lächeln der Anweſenden und die ängſtlich ungeſchickte Sorgfalt nicht länger verbergen kann, mit der die Beſſern um ihrer willen ſich ſtel-

len werden, als hätten ſie nichts bemerkt! Ich weiß nichts Traurigeres als ſolch ein Loos.“

„Und was fängt Gabriele nun mit Ottokar's Bild in ihrem Herzen an?“ rief Auguſte.

„Ich hoffe, ſie ſoll es heilig und treu bewahren in reiner Bruſt,“ erwiederte Frau von Willnangen. „Möge ſie es immer in der Strahlenglorie ſehen, in welcher es ihrem jugendlich erwachenden Blicke zuerſt erſchien, ſo bleibt es der Schutzgeiſt ihres Lebens auf einer ſehr gefahrvollen Bahn. Meine arme Gabriele iſt ſehr jung, ſehr unerfahren, um in der Welt als Gattin eines Mannes dazuſtehen, den ſie nicht einmal zu lieben vorgeben kann, ohne abgeſchmackt oder als Heuchlerin zu erſcheinen. Und doch fürchte ich nicht wegen deſſen für ſie, was die Welt ihr etwa anhaben könnte, ich fürchte nur ihr Herz, wenn es erwacht. Möge Ottokar's Angedenken es behüten!“

Sobald Frau von Willnangen nur Faſſung dazu erringen konnte, eilte ſie, die traurige Entſcheidung von Gabrielen's Schickſal der Geſellſchaft mitzutheilen. Alle hörten ſie zuerſt mit Entſetzen und bald mit der innigſten Theilnahme,

obgleich mancher Nebenumstand im Betragen des Barons und auch die Art seines Todes ihnen um Gabrielen's willen verschwiegen ward. Zorn über die Bestimmung des liebenswürdigen Wesens war bei dem ältern Theil der Gesellschaft das überwiegende Gefühl, während Leo und seine Schwestern recht innig mit Augusten trauerten. Herr von Wallburg behauptete, es dem Novitätenkrämer, wie er Moritz von Aarheim nannte, gleich angesehen zu haben, daß sein Erscheinen nichts Gutes bedeuten könne; der General ging schweigend, aber heftig bewegt, im Zimmer auf und ab, und stand dann vor Adelbert still, der wie vernichtet, bleich und stumm allein in der fernsten Ecke des Zimmers saß.

„Armer Adelbert!" sprach der General, und strich liebkosend ihm über die dunklen Locken hin, „ich hoffte freilich, es solle anders kommen!"

Mit höchst schmerzlicher Geberde ergriff Adelbert seines Oheims Hand, drückte sie an seine brennenden Augen, an sein hochschlagendes Herz. „Vater," sprach er, „mein gütiger Vater! ich hoffte nichts, ich wünschte nichts, ach! ich kenne mich ja zu gut, was kann ein Unglücklicher wie

ich noch hoffen oder wünschen! Aber ich erfreute mich ihrer Nähe, ihres Anblicks, wie ich der Sterne mich freue, ohne sie zu mir herabziehen zu wollen. Sie war so gut, so tröstend gegen mich wie ein Engel des Himmels, und eben weil sie es war, mußte sie untergehen. Ich bin es, ich, der sie dem Verderben entgegenführte; die Ueberzeugung davon vernichtet mich, und doch ist es so. Nie hätte Moritz von Aarheim nur ihr Daseyn geahnet, wenn sie nicht dort im Tempel mitleidig neben mir verweilte. Er wäre den nämlichen Abend abgereist, wie er es sich vorgenommen hatte, er wäre nimmer bei Lebzeiten des Barons nach Schloß Aarheim gekommen; nur um meinetwillen durfte das Verderben sie überschleichen. Ich bin vom Schicksal geächtet, Niemand darf freundlich mir nahen!“ Mit verhülltem Gesicht verließ Adelbert nach diesen Worten das Zimmer, nur Alltvill wagte es ihm zu folgen, dessen weiche Natur sich von ihm stets angezogen fühlte.

Der General sandte noch den nämlichen Abend einen Eilboten nach Schloß Aarheim, um die Bewohner desselben, nebst Ernesto auf das dringendste zu sich einzuladen. Am folgenden Mor-

gen eilte die ganze Gesellschaft Karlsbad zu verlassen, wo sie nichts mehr fesselte.

Ob Herr von Aarheim die Einladung des Generals annehmen, wie er sie aufnehmen würde, war die ganze Reise über der Gegenstand der allgemeinen Unterhaltung. Viele von der Gesellschaft glaubten nach diesem ersten Schritte sein ganzes künftiges Betragen gegen Gabrielen im voraus beurtheilen zu können, sie bedachten nicht die Unmöglichkeit, bei diesem wankenden formlosen Charakter auch nur von der jetzigen Minute auf die zunächst folgende schließen zu können. Alle blieben indessen voll Erwartung, und die, welchen Gabriele am theuersten war, zitterten heimlich vor dem Gedanken an die erste Stunde des Wiedersehens, so sehnlich sie auch diese herbei wünschen mochten.

Das bequeme heitere Schloß des Generals, die schönen Umgebungen im bunten herbstlichen Schmuck, vor allem aber des Eigenthümers ungezwungene edle Gastfreundlichkeit verfehlten nicht, am Ziel der Reise auf die Ankommenden den angenehmsten Eindruck zu machen. Ein möglichst

freier Lebensplan, der Jedermann zufrieden stellen sollte, kam bald zur Sprache und ward förmlich angenommen. Die Männer beschlossen, den Morgen den Freuden der Jagd zu weihen, während es den Frauen überlassen blieb, sich einzeln in ihren Zimmern oder versammelt im gemeinschaftlichen Gesellschaftssaal, nach eigner Wahl zu beschäftigen, bis die späte Stunde der Mittagstafel Damen und Jäger vereinte. Gesellige Freuden, Spiel, Tanz, Musik, gemeinschaftliches Lesen sollten die Abendstunden ausfüllen und geladene Gäste aus der nächsten Umgegend zuweilen Mannigfaltigkeit und Abwechselung in die Gesellschaft bringen.

Unter Allwills und des Kapellmeisters Leitung vergingen die ersten Tage größtentheils in Anordnungen geselliger Feste, und in Proben kleiner theatralischer Kunstleistungen, die gewöhnlich mehr Freude gewähren als die Aufführung selbst. Letztere ward bis zu Gabrielen's Ankunft verschoben, denn der General wünschte Herrn von Aarheim glauben zu lassen, daß alles einzig zu Gabrielen's und ihres Gemahls Empfang veranstaltet worden sey. Herrn von Aarheims dadurch geschmeichelte Eitelkeit, hoffte er, würde ihn dann freundlicher

ſtimmen, und ihn bewegen, Gabrielen recht lange im Kreiſe ihrer Freunde zu laſſen.

Weder die Gemüthsſtimmung, noch die Geſundheit Adelberts erlaubte dieſem, an dem edlen Waidwerk Theil zu nehmen, welchem die Herren den Morgen über, alles andre ausſchließend, oblagen. Angezogen von Frau von Willnangens Güte und Auguſtens traulicher Freundlichkeit, gewöhnte er ſich daher gar bald, die Stunden des Vormittags größtentheils im Zimmer dieſer Damen mit ihnen allein zu verleben. Oft war Gabriele der Gegenſtand ihres Geſprächs, und Adelbert konnte dann nie aufhören, den Unſtern anzuklagen, welcher ihn, wenn gleich ſchuldlos, zur erſten Veranlaſſung ihres traurigen Geſchicks gemacht hatte.

„Mutter!“ ſprach eines Morgens Auguſte, da er eben niedergeſchlagener als gewöhnlich ſich bezeigte, „liebe Mutter! der Rittmeiſter verdient unſer ganzes Vertrauen, ich kann es nicht länger tragen ihn ſo ſich quälen zu ſehen. Ich bitte dich, erlaube, daß ich ihm alles ſage, was wir aus Erneſto's Briefe von den Umſtänden wiſſen, die Gabrielen's Vermählung begleiteten. Was du

allen Andern mit Recht verhehlst, darf er erfahren, denn gewiß er ist jeder Unbesonnenheit unfähig, die Gabrielen's Ruhe gefährden könnte."

Adelbert blickte verwundert auf Augusten, wie sie mit blitzenden Augen und glühenden Wangen bei ihrer Mutter für ihn sich verwendete. „Fräulein!" sprach er endlich, halb lächelnd, halb gerührt, „Sie wünschen mir Trost zu geben, Sie nehmen Theil an meinem Kummer, o hüten Sie sich! auch Sie sind liebenswürdig, jung, ein Engel an Güte, wie ihre Freundin; auch Sie ergreift das Verderben, wenn Sie mit Wohlwollen sich mir nahen."

„Ich wage es darauf," erwiederte lächelnd Auguste, „denn Sie retteten meiner Gabriele das Leben. Ja, das thaten Sie, Herr Rittmeister! und eben so unbewußt, als Sie dem unseligen Moritz sie auslieferten. Wollen Sie über das letzte verzweifeln, so müssen Sie auch des erstern sich rühmen. Sagen Sie mir nicht, daß es vielleicht besser sey, Gabriele wäre gestorben; im ersten Schmerz dachte ich das auch, aber eigentlich halte ich doch viel vom Leben. Im Leben ist Hoffnung, wer weiß, welche Freuden es Gabrielen noch auf-

bewahrt, die sie alle dann Ihnen verdanken muß.“

Frau von Willnangen hatte indessen Ernesto's Brief hervorgesucht. „Ich wage es auf Augustens Verantwortung,“ sprach sie, indem sie ein Blatt desselben Adelberten hinreichte. „Ja, ich will Ihnen vertrauen, was aus tausend Gründen jedem Andern ein Geheimniß bleiben muß. Der Antheil, den Sie an meiner Gabriele nehmen, ist zu innig, als daß ich nicht wünschen sollte Sie von der unverschuldeten Qual zu erlösen. Wissen Sie denn, der eigene Vater hatte Gabrielen dem Tode geweiht; gekränkter Hochmuth brachte den wahnsinnig Verzweiflenden zu dem entsetzlichen Entschlusse, sie, der er keine, ihrer Geburt gemäße Existenz zu sichern wußte, mit sich hinabzuziehen in das Grab. Darum ließ er so plötzlich sie zu sich entbieten, und nur durch Moritzens unerwartete Ankunft ward sie gerettet, ohne selbst die entsetzliche Gefahr zu ahnen, in welcher sie geschwebt hatte. Der Baron fand in der Vermählung des letzten Zweigs des Hauptstammes seines Geschlechts mit dem Erben der Vorrechte desselben den einzig möglichen ehrenvollen Ausweg. Ga-

briele wurde dem Leben erhalten, während der verfinsterte Geist ihres Vaters allein, freiwillig, hinabstieg ins Reich der Schatten. Lesen Sie hier die Bestätigung des Unglaublichen."

Adelbert las; das lebhafteste Entsetzen malte sich während dessen in seinen Zügen.

„Sind Sie nun überzeugt?" fragte Auguste, als er schweigend das Blatt zurückgab, „oder werden Sie noch ferner fortfahren, sich selbst mit fruchtloser Reue zu peinigen?"

„Das sollten wir überhaupt nie," sprach Frau von Willnangen, „denn wie wenig wissen wir was wir thun, wenn es auf den Erfolg unsrer Thaten ankommt! Wie selten hilft uns unsre Klugheit! Was half es denn, daß Ernesto Gabrielen begleitete? Vermochte er es, sie zu beschützen? Das Leben geht mit uns seinen gemessenen Gang; wir werden mitgezogen; unsre besten, überdachtesten Plane scheitern heute am Zufall, unsre Unbesonnenheiten schlagen morgen uns und Andern zum Glück aus. Was hilft es, darüber zu klügeln? Laßt uns nur immer das Gute ernstlich wollen und üben, und uns darein ergeben, wenn es anders wird als wir dachten, oder wenn aus

unſeren an ſich gleichgültigen Handlungen ein unvorhergeſehenes Uebel entſpringt. Der Zukunft vorgreifen wollen, iſt vermeſſen. Nicht umſonſt bietet uns die Vorzeit ſo manches Beiſpiel von Orakeln, die gerade das angedrohte Unheil herbeiführten, weil die Menſchen zu ängſtlich ſtrebten, ihm auszuweichen.“

Der Eilbote, welchen der General nach Schloß Aarheim geſandt hatte, kehrte zur rechten Zeit zurück, und zwar mit einem Dankſagungsſchreiben des Herrn von Aarheim, ſehr zierlich, auf goldnem Papier, mit himmelblauer Tinte geſchrieben, in welchem dieſer bedauerte, daß Geſchäfte, tiefe Familientrauer und die noch immer ſchwankende Geſundheit ſeiner jungen Gemahlin es ihm unmöglich machten, die an ihn ergangene Einladung anzunehmen.

Alle fühlten ſich durch dieſe abſchlägige Antwort verſtimmt, und da unbefriedigte Neugier keinen kleinen Antheil an dieſer Verſtimmung haben mochte, ſo ſah man ſich wenige Tage ſpä-

ter durch die ganz unerwartete Ankunft Erneſto's um ſo freudiger überraſcht.

Die ganze Geſellſchaft eilte ihm entgegen, drängte ſich an ihn mit tauſend Fragen und Erkundigungen nach allem, was Gabrielen betraf, und es bedurfte ſeiner ganzen bekannten Geiſtesgewandtheit, um dem überläſtigen Forſchen ſchicklich auszuweichen, nicht bald hier zu viel, bald dort zu wenig zu ſagen. Mit Noth und Mühe gelang es ihm endlich, eine ruhige Stunde zu erringen, in welcher er vor ſeinen und Gabrielen's innigſten Freundinnen ſein volles Herz ungeſtört ausſchütten konnte. Der Schmerz über alles, was vorgegangen war, ſeit ſie ſich zum letzten Mal ſahen, erneute ſich auf das lebhafteſte in dieſer traulichen Zuſammenkunft, und es wöhrte ziemlich lange, ehe Erneſto dazu kommen konnte, von Gabrielen's jetziger Lage Bericht zu geben.

„Das Unerträglichſte bei Gabrielen's Geſchick, dünkt mir, iſt deſſen Farbloſigkeit," ſprach Erneſto. „Ihr Leben gleicht einem jener grauen Tage, wo es weder friert noch regnet, ſondern alles in einem dicken handgreiflichen Nebel eingehüllt iſt, der erkältend jedes Leben erſtarren

läßt, ohne es eben zu tödten. Blumen und Blätter sind nicht erfroren, nicht verwelkt, nicht erstorben, aber sie sehen aus, als wären sie das alles. Ein rechtschaffner Orkan, in welchem die Welt zittert und splittert, wäre mir tausend Mal lieber.“

„Moritz ist gut,“ fuhr er im Laufe des Gesprächs fort, „aber es ist nicht die rechte, warme, menschliche Güte, die ihn beseelt; nicht jene Güte, die zum Herzen geht, weil sie recht aus dem Grunde des Herzens kommt, und bei der Jedermann wohl wird. Er ist gut, weil er nicht böse ist, er ist nicht böse, weil es sich nicht schicken will, weil nichts dabei herauskommt, weil — ich weiß, Sie werden mich nicht mißverstehen, wenn ich es ausspreche — weil er nicht den Muth dazu hat, wenn gleich wohl zuweilen die Neigung. Er ist feig, wie alle Narren seiner Art, obwohl ihn dann und wann der Moment hinreißt, wie damals als er dem Baron das Fläschchen mit Kirschlorbeergeist entwinden wollte. Dies scheint indessen die größte Heldenthat seines Lebens gewesen zu seyn, denn er hörte nicht auf davon zu sprechen, wenn er mit mir allein war. Ich halte

dieſe Feigheit Moritzens für deſſen gefährlichſte Eigenſchaft, denn in ihr ruht der Keim zu tauſend andern, als da ſind: Mißtrauen, Eiferſucht, Unwahrheit, Kleinlichkeit, Eigenſinn.“ —

„O genug, genug von ihm,“ rief Auguſte, „ſprechen Sie uns von unſrer Gabriele.“

„Die iſt ein Engel, von dem ſich eben nichts weiter ſagen läßt, wenn man den Erdenklumpen nicht erwähnen darf, an den dieſe Pſyche leider gefeſſelt iſt,“ war Erneſto's Antwort. „Woher das junge Kind den Muth, die Geduld, ja ſogar die Lebensklugheit hernimmt, die ſie bei jeder Gelegenheit an den Tag legt, iſt mir unbegreiflich. Wahrlich ja, ich fange an, in ihren kindlichen Glauben einzugehen, daß der Mutter verklärter Geiſt unſichtbar ſie umſchwebe und ſie leite. Sie erinnern ſich, wie nach der Trennung von Ottokar ſich ihr ganzes Weſen ſo gewaltſam emporrang, daß nach überſtandner Lebensgefahr die Geneſene, obgleich immer dieſelbe, uns damals wie in einem verklärten erhöhten Zuſtande erſchien. Jetzt iſt ſie von jeder Hoffnung auf eine glückliche Zukunft geſchieden, wie damals von dem Gegenſtande ihrer ſtillen Liebe, und zum zweiten Mal hat die

nämliche Veränderung mit ihr ſich zugetragen, denn zum zweiten Mal fühlt ſie ſich erhoben und gekräftigt durch das Bewußtſeyn des ſchweren Sieges über ſich ſelbſt. So hoch die Gabriele, welche in Karlsbad von Ihnen ſchied, über dem furchtſamen, blaſſen, zitternden Kinde ſteht, das bei den Tableaux der Gräfin Roſenberg zuerſt erſchien, ſo hoch erhebt ſich die jetzige Gabriele über jene, die Sie verlaſſen mußte. Auch im Aeußern iſt ſie verändert. Sie iſt größer, lieblicher, ſchöner als je. Beſcheiden, demüthig ſogar, vereint ſie mit dem Ausdruck ſichrer ſtiller Ruhe im Gemüth, eine Würde, einen edlen Anſtand, der ſogar mir imponirt, und den armen Moritz oft dahin bringt, daß er ärger als je alle Sprachen durcheinander jagt, um das rechte Wort zu finden; beſonders wenn er ihr etwas anzukündigen hat, von dem er ahnet, daß es ihren Wünſchen nicht zuſagen möchte, wie zum Beiſpiel das Ablehnen der Einladung des Generals."

„War es denn nicht möglich ihn zu bewegen, dieſe anzunehmen?" fragte Auguſte.

„Ich glaube, es wäre Gabrielen möglich geweſen, aber ſie ſcheint ſich Verhaltungs-Regeln

vorgeschrieben zu haben, denen ich nicht einzureden wage," war die Antwort. „Ihre ersten Schritte auf der neuen Lebensbahn sind so bestimmt, so sicher, dabei so eigen, daß es Pflicht ist, sie ungestört gehen zu lassen. Ihr eignes Vergnügen, jeden Genuß opfert sie Moritzen auf, sobald er den Wunsch davon nur äußert, ohne es der Mühe werth zu achten, ihm merken zu lassen, daß sie ihm ein Opfer bringt. Im Gegentheil, sie ist gerade in solchen Momenten noch freundlicher gegen ihn als sonst. Zu Bitten erniedrigt sie sich nie, denn wen man nicht liebt oder wenigstens achtet, von dem kann ein edler Sinn nichts für sich erbitten wollen. Gilt es aber ihrem Gefühle von Recht und Unrecht, dann erklärt sie ihre Meinung, ruhig und bescheiden, und hält sie fest, und läßt sich nicht irren, ohne sich weiter mit ihm darüber zu streiten. Freilich habe ich dieses nur einmal erlebt, aber sie ist ja auch noch nicht viel über einen Monat mit ihm vermählt. Herr von Aarheim machte Anstalt, sie von Annetten zu trennen, die er bei Frau Dalling in Schloß Aarheim lassen wollte. Er war im Begriffe, für Gabrielen eine Pariser und eine Londoner Kam-

merfrau zu verſchreiben, und kündigte ihr dieſes mit großem Triumph als einen Beweis ſeiner ungemeinen Sorgfalt für ſie an. Gabriele erklärte ihm mit wenigen Worten, daß Annette ihr zu große Beweiſe der liebevollſten Treue gegeben habe, als daß ſie je ſie von ſich laſſen könnte. Die fremde Bedienung verbat ſie ſich gänzlich, weil dergleichen zu einem deutſchen Haushalt nicht paſſe. Moritz redete ſich Stunden lang außer Athem, um die Kunſtfertigkeit und Vortrefflichkeit der ausländiſchen Kammerfrauen zu beweiſen, Gabriele gab alles zu, behauptete aber ganz gelaſſen, nichts von dieſen Talenten nöthig zu haben, und Annette bleibt bei ihr nach wie vor."

„Raubt er ihr denn alle Zeit zum Briefwechſel mit ihren Freunden? zur Uebung ihrer Talente? zum Genuß ihrer ſelbſt?" fragte Frau von Willnangen.

„Gottlob nein," ſprach Erneſto, „wenigſtens nicht für jetzt, ſo lange die Marotte vorhält, die er ſich in den Kopf geſetzt hat, ſeinen Eheſtand auf engliſche Weiſe zu führen. Gabriele gewinnt dadurch unendlich an Freiheit, und fühlt ſich obendrein ſehr glücklich, daß dieſe Art zu leben

ſie einer Menge läſtiger Vertraulichkeiten überhebt. So fällt es ihnen zum Beiſpiel gar nicht ein, einander mit Du anzureden. Er nennt ſie Madame oder Frau von Aarheim, ſie ihn Herr von Aarheim. Da er wie alle Nachahmer die engliſche Sitte karikirt, ſo würde er es höchſt unſchicklich finden, wenn ein Fremder an ihrer Art mit einander umzugehen merken könnte, daß ſie ein verheirathetes Paar ſind, und er beeifert ſich deshalb, beſonders vor Leuten, einer oft höchſt lächerlichen formellen Höflichkeit gegen ſie, die ihn immer drei Schritte von ihr entfernt hält. Bei Tiſche ſteht ſie nach engliſchem Gebrauch früher auf als er, um ſich in ihr Zimmer zu begeben. Er bleibt dann noch ein Stündchen allein ſitzen, knackt Nüſſe auf, und da er kein Trinker iſt, ſo läßt er ſeinen Wein vor ſich ſtehen und verrauchen; dabei langweilt er ſich fürchterlich, ohne es zu achten, denn es geſchieht à l'angloise. Durch dieſe Lebensweiſe gewinnt Gabriele den größten Theil des Tages für ſich, den ſie in ihrem Zimmer bei gewohnten Beſchäftigungen zubringt, ohne daß es Herrn von Aarheim oft einfiele, ſie durch ſeine Gegenwart zu unterbrechen. Er iſt zufrie-

den, wenn ſie nur bei den Mahlzeiten die Honneurs macht, mehr fordert man ja auch in England von keiner Lady. Leider aber hat dieſe Nachahmung engliſcher Sitte uns auch um ihre Gegenwart hier im Schloſſe gebracht. Moritz behauptet, ein neuvermähltes Paar dürfe wohl gleich nach der Hochzeit auf Reiſen gehen, was leider Gabrielen's Geſundheit nicht erlaubt hat, aber während der Flitterwochen ſich in Geſellſchaft zu zeigen, wäre unſchicklich, undelikat und gemein, und eigentlich müſſe er ſich wundern, wie man ihm nur habe ſo etwas zumuthen können. Ich glaube aber der Urſache ſeiner Weigerung beſſer auf den Grund zu ſehen, ſie heißt Eiferſucht, Eiferſucht ohne beſtimmten Gegenſtand, und deshalb um ſo gefährlicher. Herr von Aarheim möchte alle Welt von Gabrielen entfernt halten, eigentlich mehr aus Mißtrauen in ſich als in ſie. Seine engliſchen Grundſätze, welche dem Mädchen jede, der Frau keine geſellige Freiheit erlauben, kommen ihm dabei trefflich zu ſtatten. Vor jetzt ſchwebt indeſſen obendrein Adelbert's Bild, trotz der Narben und des lahmen Fußes, ihm als das eines höchſt gefährlichen Nebenbuhlers vor. Unaufhörlich ſuchte

er mich und Gabrielen auf das Aengſtlichſte über ihn auszuforſchen, nannte ihn alle Augenblicke und beobachtete dabei Gabrielen's Mienen auf eine wirklich lächerliche Art. Uebrigens aber, glaube ich, thut er auch mir die Ehre an, mich für gefährlich zu halten, da er mit Gabrielen nach ſeinen Gütern am Rheine gegangen iſt, wo er den Winter zubringen will, ohne mich einzuladen, ſie zu begleiten, oder auch nur ſpäterhin zu beſuchen. Im Gegentheil nahm er es als ganz bekannt an, daß ich hieher gehen müßte."

Die Abende wurden immer länger. Graue Nebel verhüllten Tage lang die Sonne und trieben die eifrigſten Waidmänner bei ungewohnt früher Zeit dem warmen kerzenhellen Verſammlungs-Saale zu, wo die geſellige Freude in ſteter Abwechſelung an jedem Abende lebendiger ſich regte.

Seit es entſchieden war, daß die zur Königin der Feſte beſtimmte Gabriele nicht erſcheinen würde, hatte alles einen raſchen lebendigen Gang genommen. Zwar war ſie weder vergeſſen, noch

war der Antheil gesunken, welchen Freunde und Bekannte an ihrem Geschick nahmen, aber man hatte sich darüber ausgesprochen und wandte nun gerne seine Aufmerksamkeit andern Gegenständen zu.

Jeder Eindruck verlischt, der nicht täglich erneut wird, vergebens sucht man ihn festzuhalten, vergebens strebt man, sich länger zu freuen oder zu betrüben, sobald die Zeit ihre Rechte geltend zu machen beginnt. Selbst Auguste ließ oft vom fröhlichen Taumel sich hinreißen, obschon sie gleich darauf sich leichtsinnig schalt, so fröhlich gewesen zu seyn, während ihre freudenarme Gabriele einsam-traurige Stunden verlebte.

„Sie versündigen sich an der Natur und an sich selbst," erwiederte ihr einst Ernesto auf eine ähnliche Aeußerung, welche sie über ihre jugendliche Fröhlichkeit that. „Wie könnten wir nicht nur den Schmerz, sondern auch die Freude tragen, bliebe ihr Empfinden immer sich gleich? Glauben Sie mir, Niemand von uns verlebte das zwanzigste Jahr, wenn uns nicht die alles ebnende, alles erleichternde Gewöhnung zur tröstenden Begleiterin auf dem Lebenswege gegeben

wäre; lebensſatt, oder mit gebrochnem Herzen ſänken wir Alle lange vor der Zeit in das Grab.“

Im übrigen Schloſſe ging es unterdeſſen gar fröhlich her, und je bunter und lauter das Leben von den aus der ganzen Umgegend herbeiſtrömenden Gäſten betrieben wurde, je zufriedener bezeigte ſich der General. Mit der zuvorkommendſten Gaſtfreiheit bot er zu allem die Hand, munterte zur Ausführung jedes Einfalls auf, den irgend einer ſeiner Gäſte zum allgemeinen Vergnügen angab, und ward dabei ſelbſt mit jedem Tage heitrer. Auch die Freude über Adelbert's ſichtbares Geneſen verjüngte augenſcheinlich den liebenswürdigen Greis, der mit mehr als väterlicher Liebe an dieſem hing. Seine Augen glänzten, wenn ſie auf der Geſtalt des geliebten Pflegeſohns ruhten, deſſen Wange in der Farbe der Geſundheit wieder zu erblühen begann, und deſſen ganzes Weſen von neuem in friſcher lebendiger Theilnahme an der Außenwelt erwachte.

Adelberts Wunden heilten wie durch ein Wunder, der Arm blieb freilich ſteif, obgleich faſt unmerklich, aber der gelähmte Fuß erlaubte ihm ſchon an Auguſtens Seite im Polonoiſen-Takte

den Saal zu durchwandern, und ſey es nun die oft belobte Nachwirkung der Brunnenkur, oder die Wirkung des gegenwärtigen heitren Lebens, Adelbert behielt bald nicht mehr vom Anſehen eines Kranken als er bedurfte, um von allen Fräuleins drei Meilen in der Runde für höchſt intereſſant erklärt zu werden.

Die Zeit, welche man urſprünglich im Schloſſe des Generals zu verweilen beſchloſſen hatte, war unbemerkt längſt vorübergezogen und der mit ſtarken Schritten herannahende Winter beſtimmte jetzt die Geſellſchaft, ſehr ernſtlich an den Abſchied von ihrem freundlichen Wirthe zu denken, ſich zur Heimreiſe zu rüſten.

Die Ungewißheit der Frau von Willnangen in Hinſicht auf Leo und Auguſten machte dieſer indeſſen manche Sorge. Vergebens hatte ſie fortwährend Beide mit der größten Aufmerkſamkeit beobachtet; Leo's Benehmen und Auguſtens Herz wurden ihr mit jedem Tage räthſelhafter, und ſie ſelbſt immer unentſchiedener, ob es nicht die Pflicht der Mutter heiſche, Auguſten um ihr Verhältniß zu dem jungen Manne zu befragen, deſſen auffallende Weiſe, ſie allen Andern vorzu-

ziehen, von der ganzen Gesellschaft als ein Beweis gegenseitigen Verstehens angesehen wurde.

„Wecken Sie keinen Nachtwandler, indem Sie ihn beim Namen rufen," sprach Ernesto, den sie deshalb zu Rathe zog. „Sie gerathen in Gefahr, ihn eben dadurch in den Abgrund zu stürzen, wodurch Sie ihn warnen wollten. Leo ist ein ganz guter Mensch, aber leider gehört er zu jener Legion von Kurmachern, die in der Mädchenwelt so viel Unheil stiften. Zum Glück ist Auguste mit ihrer gegenwärtigen Lage zufrieden genug, um keine Veränderung ihres Zustandes herbei zu sehnen. Ich bin überzeugt, daß Leo keinen tiefen Eindruck auf sie gemacht haben kann, obgleich sie seine Huldigungen sich recht gern gefallen läßt. Bei allen dem wäre es aber dennoch möglich, daß sie eine Zeitlang sich einbildete, ihn zu lieben, wenn man durch unnütze Fragen sie auf diese Gedanken brächte; sie könnte in diesem Glauben sogar dahin kommen ihm ihre Hand zu reichen, wenn er sich erklärte, und sich für unglücklich zu halten, wenn er es unterließe, was aus Furcht vor dem gnädigen Papa und der gnädigen Mama wahrscheinlich geschehen wird."

„Glauben Sie in der That nicht, daß Leo Auguſten genug liebt, um wenigſtens einen Verſuch zu wagen, die Beiſtimmung ſeiner Eltern zu einer Verbindung mit ihr zu erhalten?“ fragte Frau von Willnangen.

„Ich glaube es nicht,“ erwiederte Erneſto; „denn was konnte ihn beſtimmen, faſt bis zum Abſchiedstage damit zu zögern? Mir ſcheint es, er gehört zu der Zahl junger Leute, welche wie im Traume umherwandeln, ohne eigentlich zu wiſſen, was ſie wollen. Sie ſeufzen, ſie werfen mit zärtlichen Blicken um ſich, ſie thun bedeutend, alles ohne Plan und Zweck. Dabei ſind ſie wetterwendiſch wie eine Kokette aus dem vorigen Jahrhundert. Heute glühend, morgen kalt wie Eis, ſcheinen ſie die geſtern zur Huldgöttin erhobene kaum noch zu kennen, und ſehen gelaſſen, und eigentlich nicht ohne heimliches Behagen drein, wenn es ihnen gelingt, ein helles Auge zu trüben, eine jugendliche Wange erbleichen oder erröthen zu machen, und ein unerfahrnes junges Herz in ſchmerzliche Unruhe zu verſetzen.“

„Welch ein Bild!“ rief Frau von Will-

nangen. „Iſt es möglich, daß Sie Leo von Wallburg dadurch bezeichnen wollen, der noch vor wenigen Wochen in Karlsbad ſo viel bei Ihnen galt?“

„Was er mir galt, gilt er noch bis auf einen gewiſſen Punkt,“ erwiederte Erneſto. „Seit ich hier bin, habe ich um Auguſten willen ihn genauer beobachtet, und ihn auf mancher der Ungleichheiten betroffen, welche ich eben rügte. Ich hätte deren wahrſcheinlich noch mehrere an ihm erlebt, wenn Auguſten von dieſer Seite nur etwas anzuhaben geweſen wäre; ſie blieb aber in vollkommner Ruhe, wenigſtens äußerlich, und da mußte er das Spiel freilich aufgeben. Uebrigens ſtreite ich ihm keine der vorzüglichen Eigenſchaften ab, um derentwillen ich ihn ſonſt ſchätzte. Er iſt hübſch, artig, gewandt, unterrichtet, als Sohn und Bruder lobenswerth, wahrſcheinlich wird er auch einmal ein Ehemann, mit dem eine Frau, die mit ihrer Glückſeligkeit nicht gar zu hoch hinaus will, ein zufriednes Leben führen kann. Aber ſein Betragen gegen Auguſten erkläre ich deshalb doch für unmännlich und unwürdig. Es kann ihm nicht verborgen ſeyn, daß der

Ahnenſtolz ſeiner Eltern ſich einer Verbindung mit ihr ſtets auf das ernſtlichſte entgegen ſtellen wird; er fühlt, daß es ihm an Muth, Kraft und Liebe gebricht, dieſes Hinderniß zu bekämpfen; er wagt nicht einmal einen Verſuch dazu und dennoch ſtrebt er Auguſtens Herz zu gewinnen und ſogar indirekt der Welt weiß zu machen, es ſey gewonnen, ohne doch ſich ſelbſt auf irgend eine Weiſe verbindlich zu machen. Das iſt es, was mich an ihm empört, denn ſolche Künſte ſind verächtlich. Gilt das einfach gegebene Wort dem rechtlichen Manne ſo viel als ein Eid, ſo ſollte ihm auch jede abſichtlich erregte Erwartung ſo viel gelten als ein Verſprechen.“

„Das, was Sie über den jungen Wallburg jetzt ausſprachen, habe ich mir immer dunkel gedacht,“ erwiederte Frau von Willnangen, „aber dabei blieb ich ſtets in der Ungewißheit, was ich thun könne. Oft glaubte ich den General bitten zu müſſen, daß er den jungen Mann geradezu über ſein Verhältniß zu Auguſten zur Rede ſtellen möge, denn als Mutter dies ſelbſt zu übernehmen, dazu fehlt es mir an Muth oder an Demuth.“

„An beiden wahrſcheinlich, und das iſt ein rechtes Glück," erwiederte Erneſto. „Aus ſolchem Einmiſchen dritter Perſonen kommt ſelten etwas Geſcheidtes heraus, wenn gleich zuweilen eine Heirath, die mich denn immer an Moliere's mariage forcé erinnert, und bei welcher beide Theile ſich gewöhnlich ſehr ſchlecht befinden."

„Aber wie meinen Sie, daß ich mich jetzt benehme, ſowohl gegen Leo als Auguſten?" fragte Frau von Willnangen.

„Am beſten, Sie benehmen ſich gar nicht, ſondern laſſen alles gehen, wie es geht," war die Antwort. „Gönnen Sie Auguſten noch die paar Tage hindurch die Freude, ſich von Leo adoriren zu laſſen, die Trennung kann wohl einen halb erſtickten Seufzer koſten, vielleicht wird auch beim Abſchied ein Thränchen mit den Augenwimpern zerdrückt werden müſſen, aber dabei bleibt es gewiß. In vier Wochen gedenkt ſie Leo's nur noch als eines vortrefflichen Partners bei Tanz und Spiel, und vermißt ihn höchſtens, wenn ſie auf der Promenade ihren Shawl ſelbſt tragen muß. Auguſte ſteht zu hoch über den gewöhnlichen Mädchen, als daß Leo's Koketterie wirklich

hätte Eindruck auf ihr Herz machen können, und schon ihre ungetrübte Heiterkeit muß Sie hievon überzeugen. Aber wäre dies auch wider Vermuthen geschehen, so wird dieser Eindruck nur um so leichter schwinden, wenn sie Niemanden hat, mit dem sie darüber sprechen kann. Glauben Sie mir, die Vertrauten sind oft der Ruhe gefährlicher, als die Liebhaber selbst. Eine ermahnende Mutter ist auch eine Art von Vertraute, sie nennt doch wenigstens den theuern Namen, und der süße Klang verfehlt selten, die Töchter über das Tadeln der Mutter zu trösten."

„Wenn ich Sie nicht kännte wie ich Sie kenne, Freund Ernesto," sprach Frau von Wiltnangen, „so müßte ich Sie nach diesen Aeußerungen nicht nur für höchst frivol, sondern auch für herzlos und gemüthlos halten. Sind das Ihre Ansichten der Liebe?"

„Der Liebelei," erwiederte Ernesto, „des kalten chinesischen Feuerwerks von ausgeschnittenem Papier, hinter denen man Lämpchen stellt, womit die Jugend so groß thut. Glauben Sie mir, nur Wenige sind berufen, den göttlichen Funken in reiner Brust zu hegen, welcher der Ursprung

der heiligsten Gefühle und alles Großen und Herrlichen ist. Wem dieser einmal sich entzündet, dem verlischt er nie, auch nicht im Sturme des Lebens, auch nicht im Grabesdunkel der Trennung, auch nicht unter dem Schnee des Alters. Aber es giebt auch luftige Irrlichter für die Menge, welche ihnen nachjagt. Man läuft, man fällt, man verirrt sich, verlockt Andre, aber am Ende kommt doch alles in eine Art von Ordnung, und wenigstens stirbt die Welt dabei nicht aus."

Am vorletzten Abend des Abschiedstages sollte die schon längst angekündigte Aufführung eines Lustspiels seyn. Allwill war dessen Verfasser, und das Stück bestimmt, die lange Reihe der in dem gastlichen Schlosse des Generals genossenen Freuden würdig zu beschließen. Zuschauer und Schauspieler sahen dieser Darstellung mit der gespanntesten Erwartung entgegen, welche freilich die vielen Proben und andre Vorkehrungen erregen mußten, mit denen Allwill die ganze Zeit über gestrebt hatte, die Erscheinung seines Stücks so vollkommen als möglich vorzubereiten.

Zum ersten Mal in seinem Leben, wenn gleich nur auf einem Privattheater, sollte dem Dichter die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches werden; er sollte die Schöpfung seiner Fantasie auf den magischen Bretern ins plastische Leben gerufen sehn. Mit welchem Enthusiasm er daher bei der Anordnung dieses Festes zu Werke ging, ist leicht zu erachten. Jahrelang hatte er gestrebt bis zur lampenhellen Bühne durchzudringen, ohne daß es ihm, trotz der Klagen über Mangel an guten neuen Komödien, gelungen wäre. Ein Schicksal, welches fast alle Dichter mit ihm theilen, die ihre theatralischen Arbeiten nicht eher schwarz auf weiß dem Urtheil der Welt ausliefern mögen, als bis sie sich von der Wirkung überzeugt haben, welche dieselben an dem Platze machen, für welchen sie bestimmt wurden.

Das Ausland ist in dieser Hinsicht billiger als wir, selten erscheint dort ein Schauspiel gedruckt, das nicht vorher auf der Bühne die große Probe überstand. Aber unsre Theaterdirektionen bedenken nicht, daß es eben so unmöglich ist, vor der Aufführung über den theatralischen Werth eines Stücks ein ganz genügendes Urtheil zu

fällen, als ohne gehörige Beleuchtung über den Effekt eines Gemäldes zu entscheiden. Schwerlich wird ein Dichter zur möglichsten Ausbildung seines Talents gelangen können, dem diese praktische Erfahrung versagt ward, und der heutige Mangel an guten, für das Theater passenden neuen Schauspielen ist vielleicht größten Theils nur den Schwierigkeiten zuzuschreiben, die sich zu diesem Zweck dem Dichter überall entgegenstellen.

Bei Privatbühnen sind die Proben bei weitem das Ergötzlichste für die Mitspielenden, das weiß Jedermann. Auch Allwill erfuhr es, denn er wollte oft über die gute Laune seiner Schauspieler verzweifeln. Dafür erklärten ihn diese für den wunderlichsten, krittlichsten, herrschsüchtigsten aller Theaterdirektoren, und zuletzt galt es für ausgemacht, daß zwei Allwills im Schlosse hausen, feindliche Zwillingsbrüder, die nie zusammen erschienen; der eine, der Dichter, die Liebenswürdigkeit selbst, der andre aber, der Theaterkönig, ein Despot ohne Gleichen, ein heftiger mürrischer Kautz, mit dem eben kein Auskommen sey.

Des armen Allwills gute Laune war indessen

ſchon bei der Austheilung der Rollen auf fürchterliche Proben geſetzt worden. Es gab dabei unendliche, zum Theil ſehr lächerliche Schwierigkeiten, die er aber ſich nur zu ſehr zu Herzen nahm. Wenigſtens dreimal ſo viel Schauſpieler und Schauſpielerinnen als man bedurfte, hatten Anfangs ſich mit großem Eifer gemeldet, und zuletzt koſtete es dennoch nicht geringe Mühe, nur ſo viele zuſammenzubringen, als man nothwendig brauchte, um alle Rollen des Stücks gehörig zu beſetzen. An erſten Liebhabern und Liebhaberinnen fehlte es freilich nicht, aber ein redſeliges altes Fräulein und einen etwas rauhen invaliden Papa wollte Niemand übernehmen. Einer der beſten Freunde des Generals, welcher ſchon vor dreißig Jahren den Major Tellheim mit dem größten Beifall geſpielt hatte, fuhr im Zorn auf und davon, weil Allwill durchaus den erſten Liebhaber von Niemand anders als Leo von Wallburg ſpielen laſſen wollte. Andre, die ebenfalls mit den ihnen zugetheilten Rollen nicht zufrieden waren, folgten dem ehemaligen Tellheim, indem ſie ſich ganz in der Stille fortſchlichen, und Allwill war wirklich in Gefahr, die Aufführung ſeines Stücks

hier eben so gut, als wäre es ein öffentliches Theater, an Rollenneid scheitern zu sehen.

Endlich ließ Frau von Grünborn, die Nichte jenes Tellheims, sich durch unabläſſiges Bitten und Zureden der übrigen Gesellschaft bewegen, die alte Tante zu übernehmen; ihrem Beispiele folgten Andre, und so kam das Ganze zur allgemeinen Freude allmählich in anscheinende Ordnung. Frau von Grünborn brütete indessen ganz im Stillen noch über einen großen Plan, denn so ganz gutwillig konnte sie sich doch nicht entschließen, in einer, ihrer Meinung nach, undankbaren Rolle aufzutreten, und bei dem ersten einsamen Spaziergang mit Augusten, den sie herbeizuführen wußte, nahm sie Gelegenheit, zu versuchen, ob es ihr nicht gelingen könne, diese ihren Wünschen günstig zu stimmen.

„Sie dauern mich unbeschreiblich, liebes Fräulein von Willnangen," wendete sie das Gespräch nach unendlichen Liebkosungen gegen Augusten, sobald sie weit genug vom Hause entfernt waren, um keine Lauscher fürchten zu müssen. „Sie dauern mich, Allwill's Eigensinn zwingt Sie, die Elise zu spielen, und ich fühle recht gut, wie entsetz-

lich es Ihnen seyn muß, vor aller Welt mit Leo von Wallburg zärtlich zu thun. Gewiß der Gedanke an die Aufführung des Stücks ist Ihnen deshalb recht peinlich, es kann nicht anders seyn, und ich habe es Ihnen schon lange angesehen. Sie wissen nicht, wie sehr ich Sie liebe, theure Auguste, um Ihnen einen Beweis davon zu geben, habe ich ganz in der Stille Ihre Rolle neben der meinen gelernt, und bin nun im Stande, Ihnen einen Tausch anzubieten. Das hätten Sie wohl von ihrer Nanny nicht erwartet?" setzte sie hinzu, indem sie Augusten feurig umarmte.

Mit dem allergrößten Erstaunen hörte Auguste den absurdesten Vorschlag von der Welt aus dem Munde einer Frau, die alt genug war, um ihre Mutter zu seyn, und die nun, schalkhaft lächelnd, in jugendlicher Verschämtheit vor ihr stand. Die Anspielung auf ein näheres Verhältniß zum jungen Wallburg war ihr freilich so unangenehm als unerwartet, und eine leichte zornige Regung röthete dabei ihre Wangen, bald aber siegte das unbeschreiblich Lächerliche in der ganzen Zumuthung ihrer neuen Freundin, und lächelnd gab sie ihr Gehör, als diese mit der selbstzufrieden-

sten Redseligkeit fortfuhr, ihren Plan weiter aus einander zu setzen.

„Vor allen Dingen," sprach Frau von Grünborn, „müssen wir unsern Rollentausch aller Welt verschweigen, bis zur Stunde der Ausführung, sonst giebt ihn Allwill nimmermehr zu; er hat es sich zu fest in den Kopf gesetzt, daß wir Alle seinen Befehlen folgen müssen; steckt er aber erst in seinem Souffleurkasten, so muß er sich schon alles gefallen lassen, was über seinem Haupte auf der Oberwelt vorgeht. Ich habe mir in den Proben Ihr Spiel genau gemerkt, wenn Sie die Rolle noch ein paar Mal mit mir durchgehen, so wird Herr von Wallburg keinen Unterschied finden, und des Beifalls der Gesellschaft können wir gewiß seyn." Auguste ward dem Vorschlage immer geneigter, je länger sie ihm zuhörte. Der Gedanke, wie komisch Leo's Verwunderung und Allwill's zorniges Schrecken sich ausnehmen müßten, gewann immer mehr Lockendes, so daß sie, zuletzt in einem Anfall von Uebermuth, sich wirklich entschloß, in den Tausch zu willigen, und nun, nicht minder eifrig als Frau von Grünborn, selbst sich bemühte, alles darauf vorzubereiten.

Der luſtige Erfolg übertraf bei weitem Auguſtens Erwartung. Beide Damen fanden mit leichter Mühe einen Vorwand bis zum Aufrollen des Vorhangs in ihrem Ankleidezimmer allein zu bleiben.

Leo, der mit einem Monolog zuerſt die Bühne betrat, erſtarrte über den Anblick der Frau von Grünborn, wie Hamlet, indem er den Geiſt ſeines Vaters erblickt. Allwill reckte ſich lang aus ſeinem Souffleurkaſten empor, und machte Miene, ganz auf das Theater heraufſteigen zu wollen, um wegen des Rollenwechſels Rechenſchaft zu fordern, ja ſelbſt die Zuſchauer begannen ſehr lebhaft zu werden. Frau von Grünborn ließ ſich indeſſen von allem was vorging, nicht im mindeſten anfechten. Sie hatte ihre Rolle zu gut gelernt, um der Eingebungen des Souffleurs zu bedürfen und beſaß auch überdem ziemliche Gewandtheit und theatraliſche Uebung. An Schminke und jugendlichem Putz hatte ſie ebenfalls nichts geſpart; man ſah deutlich, wie ſie in großer Herzensfreudigkeit ſich ſelbſt Illuſion machte, und ſo war denn die Geſellſchaft endlich gutmüthig genug, ſich dieſe ebenfalls gefallen zu laſſen und dem Wageſtück ward von allen Seiten applaudirt.

Doch dieser gemäßigte Beifall verwandelte sich in ein laut donnerndes Bravo-Rufen, in ein ganz unerhörtes Händeklatschen, wie man es in einem Privattheater gar nicht für möglich halten sollte, als Auguste erschien. Die altmodische Tracht ertheilt jungen Personen immer durch den Kontrast des Scheinenwollen mit dem wirklichen Seyn einen eignen unbeschreiblichen Reiz. Das gepuderte Toupee, die zu beiden Seiten des jugendlichen Gesichtchens tief hineingehende altmodische Dormeuse, aus der die wunderschönen hellen Augen schalkhaft herausblitzten, die schlanke Taille, welche das lange Korsett erst recht versichtbarte, die netten Füßchen in ihren spitzen Hackenschuhen, die man bei der hochaufgeschürzten altfränkischen Cirkassienne deutlich sah, alles dieses verlieh Augusten's Erscheinung eine wunderbare Anmuth, von der Niemand eine Ahnung haben konnte, der sie nur im gewöhnlichen Leben zu sehen gewohnt war. Ihr mit der heitersten Laune aufgefaßtes und durchgeführtes Spiel ließ den Taumel der Bewunderung, den ihr Anblick erregt hatte, gar nicht enden. Alles war dadurch versöhnt. Leo konnte über den Streich, welchen sie ihm gespielt hatte,

nicht länger zürnen, Allwill ſetzte ſich getröſtet auf ſeinem unterirdiſchen Ehrenpoſten wieder zurecht, Frau von Grünborn umarmte ſie mit anſcheinendem Entzücken, ſobald ſie wieder zwiſchen die Couliſſen trat, und pries überlaut die eigne Selbſtverleugnung, mit der ſie Auguſten die intereſſanteſte Rolle im Stück freiwillig abgetreten haben wollte.

Je lauter die Freude im Schauſpielſaale ſich äußerte, je trüber ward Adelbert. Kaum vermochte er es über ſich, das Ende eines kleinen Liederſpiels abzuwarten, in welchem die ſcheidenden Gäſte unter der Leitung des Kapellmeiſters dem gaſtfreien Hausherrn zuletzt ihren Dank brachten. Schmerzlich bewegt verließ er den Saal, ſobald er es unbemerkt thun zu können glaubte, und erſchrak nicht wenig, als mit ihm zugleich auch Auguſte durch eine andre Thüre in ein an das Theater ſtoßendes Nebenzimmer trat.

Verlegen, wie ſonſt nie, ſtanden ſie da, und keines wagte das Andre anzublicken, bis der Ab-

ſchied zur Sprache kam, der beiden das Herz zuſammenpreßte.

„Sie gehen,“ ſprach Adelbert, „und in dieſem Moment fühle ich erſt, wie ſehr Ihre Nähe das Element meines Lebens ward. Erinnerung iſt alles, was mir nun übrig bleibt; ich weiß, um wie viel reicher durch dieſe mein Daſeyn geworden iſt, aber wenn mich nun die Sehnſucht ergreift, wie werde ich dieſe überwinden? Und wenn ich ihr nachgebe, wenn ich über Berg und Thal hineile, um wieder einmal in den Strahlen Ihrer lieben, gütigen Augen mein Herz zu erwärmen, ach Auguſte! wie werde ich dann Sie finden?“

„Ich hoffe wie jetzt,“ erwiederte Auguſte ſehr freundlich; „hier nehmen Sie meine Hand darauf, Sie finden mich wie jetzt, und kämen Sie auch erſt nach langen Jahren; dann vielleicht um ſo gewiſſer genau ſo,“ ſetzte ſie lächelnd mit einem Blick auf ihre Theater-Kleidung hinzu.

„Zwingen Sie mich nicht, mich ſelbſt zu täuſchen,“ ſprach Adelbert, und drückte mit trübem Blick ihre ihm dargebotene Hand an ſeine hochbewegte Bruſt. „Mein tröſtender Engel betrat mit Ihnen die Schwelle dieſes Hauſes, mit Ihnen

verläßt er es wieder, ich weiß es. Dieſe Hand, welche jetzt in der meinen ruht, wird in wenigen Tagen einem Glücklichern gereicht. Leo — doch ich mißbrauche Ihre Nachſicht, verzeihen Sie mir, ich fühle beſchämt, wie unbeſcheiden ich ward."

„Leo?" rief Auguſte und ward dabei feuerroth, „Leo? Nun der zieht übermorgen gen Norden, während wir dem Süden uns zuwenden, und faſt möchte ich wetten, daß ich Sie früher wieder ſähe als ihn."

„Fräulein! wäre es möglich! verſtehe ich Sie?" fragte Adelbert ſehr bewegt. „Ach ich weiß nicht, welch ein böſer Dämon mich in dieſer Stunde zwingt, immer auszuſprechen, was ich eigentlich verſchweigen müßte!" Es iſt wohl Ihr fremdes Anſehen, was ſo mich verwirrt," fuhr er, mit trübem Lächeln ſie betrachtend, fort; „Sie ſind Sie ſelbſt, und ſind es auch nicht. Gewiß wäre es ſündlich vermeſſen, zu wünſchen, Sie wären wirklich, was Sie dieſen Abend ſcheinen wollen, aber ich kann den Gedanken daran nicht los werden und einem armen Invaliden iſt er wohl zu verzeihen, der ſo Ihnen näher zu ſtehen wähnen dürfte. Sie ſind ſo reich, daß Sie dennoch blei-

ben was Sie ſind, wenn gleich dieſe Roſen verblüht wären.“

„Hat es wohl je in der Welt einen jungen Mann gegeben, der einem artigen Mädchen dreißig Jahre mehr und dazu ein gepudertes Toupee wünſcht, blos um ihr etwas Schönes zu ſagen?“ rief Auguſte ein wenig gezwungen lächelnd, und wandte ſich der Thüre zu, in welcher der General ihr plötzlich entgegentrat, um ſie zur Geſellſchaft abzuholen.

Bei Spiel und Tanz ſchwärmte man noch bis tief in die Nacht hinein. Es war, als ob die Freude jetzt, ſo nahe vor dem Scheiden, erſt recht lebendig werden wollte. Nur Leo irrte verdrüßlich und abgeſondert von den Uebrigen durch die lange Reihe der Zimmer. Seit mehr als einer Stunde vermißte er Auguſten, ohne ſie eigentlich ſuchen zu mögen, als Frau von Grünborn zu ihm trat und unter der Behauptung, ſie habe Auguſten zu einer Quadrille höchſt nöthig, lachend ſeinen Arm ergriff, um mit ihm das ganze Schloß nach ihr zu durchſtreifen.

Beide gelangten auf ihrer Wanderung an das Vorzimmer der Frau von Willnangen, es ward

darin gesprochen, das hörte man deutlich, die Thüre war nur angelehnt, neugierig blickte Frau von Grünborn durch die Spalte und fuhr im nämlichen Moment mit einem ganz eigenen Gesicht zurück, um in großer Hast ihren Begleiter an ihre Stelle zu schieben.

Leo traute seinen Augen nicht, er erblickte Augusten in Adelbert's Armen und neben dieser Gruppe Frau von Willnangen und den General. Eingewurzelt wäre er stehen geblieben, hätte nicht Frau von Grünborn ihn wieder mit sich fort zur Gesellschaft gezogen, wo sie Jedem, der ihr in den Weg kam, die eben gemachte Entdeckung im strengsten Vertrauen zuflüsterte.

Bald wurden Aller Blicke forschend dem armen Leo zugewendet, der, von der allgemeinen Aufmerksamkeit gedrückt, verstimmt, erschrocken sogar, es dennoch nicht wagen mochte, sich früher zu entfernen, als die Uebrigen, um Niemanden Raum zu lauten Bemerkungen hinter seinem Rükken zu geben. Doch da der General sich unter dem Vorwand eines ihm plötzlich überkommenen Geschäfts entschuldigen ließ, so zerstreute sich bald darauf die ganze Gesellschaft.

Tausend unangenehme, einander widerstrebende Empfindungen bemächtigten sich Leo's, sobald er in seinem Zimmer allein sich befand, und raubten ihm für diese Nacht den Schlummer. So wenig es ihm in den Sinn gekommen seyn mochte, sich ernstlich um Augusten zu bewerben, so schien sie ihm doch in diesem Moment unendlich reizend und ihr Besitz höchst wünschenswerth, gerade weil er ihm unerreichbar geworden war. Am meisten aber peinigte ihn Reue über sein bisheriges Streben, sich vor der Welt den Anschein eines innigern Verhältnisses mit Augusten zu geben; und die Eitelkeit, welche ihn dazu angetrieben hatte, ward jetzt seine empfindlichste Strafe. Wie oft hatte er nicht Augusten die gleichgültigsten Dinge absichtlich mit einem höchst wichtigen Gesicht zugeflüstert! wie oft sich bemüht, dankbar gerührt auszusehen, während sie mit ihm vom Wetter sprach! Unzählige Mal hatte er den unbedeutendsten gegenseitigen Gefälligkeiten ein geheimnißvolles Ansehen zu geben gesucht und gewußt! Alle diese Veranstaltungen, die er mit so großer Mühe ersonnen und ausgeführt hatte, halfen jetzt zu nichts, als ihm in den Augen der Gesellschaft das

Anſehen eines Abgewieſenen, Zurückgeſetzten zu geben! Auguſten's Charakter ſtand zu hoch, als daß ſelbſt der Neid es hätte wagen mögen, ihn in ein zweideutiges Licht zu ſtellen. Leo begriff bei ſo geſtellten Dingen, daß ihm keine andere Wahl blieb, als entweder morgen demüthig, wie ein Verſtoßener, das öffentliche Mitleid und den heimlichen Spott der Anweſenden zu ertragen, oder in der Stille ſich zu entfernen, ehe es im Schloſſe Tag ward. Ein innerer Widerwille, den glücklichen Adelbert zu ſehen, trug viel bei, ihn zu der Wahl des letztern zu beſtimmen; er hatte die Flamme zu nahe umgaukelt, um nicht jetzt ſich von ihr ergriffen zu fühlen, und fürchtete daher, vor den Augen des glücklichen Paars etwas trübſelig da zu ſtehen. Nach vorher genommener Rückſprache mit ſeinen Eltern, machte er ſich daher in aller Frühe auf den Weg. Die Ueberzeugung, daß er aus einem Lande und von Menſchen ſcheide, welche nie wieder zu ſehen in ſeiner Macht ſtand, und daß kein ſpöttiſches Wort aus dieſer Ferne in ſeiner Heimath ihn erreichen könne, war das einzig Tröſtliche, was er mit ſich nahm.

Strahlend in einer Freudenglorie, als wäre er selbst der beglückte Bräutigam, stellte der General am folgenden Morgen die Braut seines Adelberts der Gesellschaft vor. Die herzlichste Theilnahme aller Anwesenden empfing sie mit lauten Glückwünschen, nur Herr und Frau von Wallburg machten hierin eine Ausnahme, und was sie anscheinend Freundliches sich nicht entbrechen konnten dem Brautpaar zu sagen, war augenscheinlich nur ein Opfer mit kalten Lippen, aus kalten Herzen der Konvenienz gebracht. Es mag wunderlich scheinen, daß sie, die eine Verbindung Augustens mit ihrem Sohne zwar zuweilen fürchteten, aber nie wünschten, und gewiß nur gezwnngen sie zugelassen haben würden, sich jetzt beleidigt fühlten, weil man es nicht in ihre Macht gestellt hatte, solche auszuschlagen. Sie bildeten sich ein, Augustens Verlobung als ein gegen Leo begangenes Unrecht ansehen zu müssen, eigentlich aber verstimmte sie nur die angeborene Unart mancher Naturen, welche nicht ohne heimlich-neidische Regung einen Andern im Besitz selbst dessen glücklich sehen können, was sie früher verschmähten. Unter dem Vorwande dringender

Geschäfte, welche ihren Sohn schon gezwungen hätten, bei Tagesanbruch ohne Abschied fortzureisen, beurlaubten auch sie sich noch in der nämlichen Stunde und eine allgemeine Erkältung, wie man sie noch vor weniger Zeit nimmer hätte vermuthen können, begleitete ihren Abschied.

Der übrige Theil der Gesellschaft ließ sich gerne bewegen, noch einige Tage beisammen zu verweilen, um sich des neuen Ereignisses zu erfreuen, dessen unerwartetes und schnelles Entstehen zu mancher abgesonderten Unterhaltung den Stoff hergeben mußte.

Adelberts und Augustens gegenseitiges Wohlgefallen an einander hatte sich indessen weit früher, als Andere und sogar sie selbst es vermutheten, in eine herzliche, innige Neigung verwandelt. Verlassen, verrathen, an schweren Wunden geistig und körperlich erkrankt, war Adelbert früher nur durch seines Oheims väterliche Liebe über dem Abgrund der Verzweiflung gehalten worden, der Jedem sich öffnet, welcher aus goldenen Jugendträumen plötzlich in einer Welt voll höhnender, treuloser, verächtlicher Larven zu erwachen glaubt.

Herminiens Angedenken ließ nicht ab, ihn zu

verfolgen, es war zu innig mit ſeinem Daſeyn verwoben, er hatte nur ſie gekannt, einzig ſie. Zu Hauſe war ſie die Sonne ſeines Frühlings geweſen, auf der Univerſität beflügelte die nahe Hoffnung auf ihren Beſitz ſeinen Fleiß, im Kriege hatte dieſe Hoffnung ihm Elend, Wunden, tiefgefühlten Schmerz über ſein zerrüttetes Vaterland ertragen helfen. Sie ſchwand und mit ihr der leitende Stern ſeines Lebens. Er blickte auf die kurze Laufbahn, die er zurückgelegt hatte. Ueberall, ſeit er ins thätige Leben trat, ſtarrte mannichfaches Unrecht, Elend und Verrath ihm entgegen, ſeine Jugend fiel in eine ſehr troſtarme Zeit, in der auch die Zukunft ſich immer düſterer verhüllte. Was blieb ihm daher anders, als jene ungemeſſene Sehnſucht, zu ſterben, welche ſo leicht die Jugend zu ergreifen und in trübe Unthätigkeit zu verſenken pflegt!

Da ſtrahlte plötzlich Gabrielen's mildes Licht in die trübe Nacht ſeiner Schwermuth, er ſah, wie fromm, wie ergeben, wie freundlich ſie einen großen Schmerz trug, deſſen Daſeyn zwar keine Klage verrieth, aber ihr ganzes Weſen bezeugte. Er blickte zu ihr auf, wie zu einem höhern Weſen,

wie zu einer Heiligen, der man nur in demüthiger Ferne nachzustreben wagt. Ihr Mitleid, ihre Theilnahme an seinem Geschick nahm er als einen unverdienten Beweis ihrer Huld, bis sie ihm entschwand und Auguste an ihre Stelle trat.

Auch diese war freundlich, mild, theilnehmend und voll zarter Schonung. Weniger überirdisch als ihre Freundin, schien sie in ihrem fröhlichen Jugendglanz ihm näher zu stehen. Ihr anscheinendes Verhältniß zu Leo von Wallburg beunruhigte ihn nicht, er wähnte sich auf ewig von jedem Anspruch an Liebe und Glück ausgeschlossen; um so getroster überließ er sich der süßen Gewohnheit, nur in Augustens Nähe zu leben. Tausend Zufälligkeiten banden mit unsichtbaren Fäden ihn immer fester an sie, jeder Tag brachte ihm neue Beweise ihrer zarten Theilnahme an allem, was ihn betraf; besonders rührte ihn ihr Bestreben, die Angst um Gabrielen's Geschick, das er veranlaßt zu haben glaubte, von seiner Seele zu nehmen.

So lebten beide über zwei Monate lang in wechselndem, aber stets freundlichem Verhältnisse neben einander. Auguste freute sich am Gelingen

ihres Strebens, das verfinſterte Gemüth eines edlen Menſchen zu erheitern, ihn der Welt und dem Leben wieder zu geben, die ſo viel Anſprüche an ihn hatten; ſie gewann ihn lieb, wie Frauen alles lieb gewinnen, deſſen ſie mit treuer Pflege ſich annehmen. Jeder Tag lehrte ſie Adelberts ſchönen, reinen Sinn beſſer kennen, und Leo's wechſelndes Benehmen fing an, ſie immer weniger zu intereſſiren.

So nahte die Zeit der Trennung, und Adelbert wie Auguſte gewahrten erſt jetzt, wie viel ſie indeſſen einander geworden waren. Der General hatte, ohne es zu wollen, ihrer Unterredung nach dem Schauſpiel zugehört; längſt bemerkte er mit innigem Wohlgefallen, aber ganz in der Stille, das Heranblühen der Erfüllung ſeines ſehnlichſten Wunſches, und der jetzige Moment ſchien ihm günſtig, durch ſein Hinzutreten alles zu ordnen und mit klarem Sinn dem jungen Paare in der eignen Erkenntniß ſeiner ſelbſt zurecht zu helfen.

Und ſo geſchah es denn bald, daß liebend und freudig Auguſte abermals ihre Hand in Adelberts legte, um ſie ihm nie zu entziehen. Entzückt drückte dieſer das liebliche Weſen an ſeine Bruſt,

das ihm, zum Lohn für den Kampf um Vaterland und Ehre, die mit Rosen der Liebe durchflochtene Bürgerkrone häuslichen Glückes bot. Zwar fühlte er nicht die flammende Gluth, welche in einem ähnlichen Momente an Herminiens Seite ihn sinneverwirrend zu einer Zeit ergriffen hatte, von welcher er jetzt gern den Blick abwandte, ohne sie doch ganz vergessen zu können. Er fühlte sich aber um so glücklicher, je ruhiger er war, denn diese Ruhe nahm er als das Pfand einer heitern segensreichen Zukunft, die aus Augustens seelenvollem Auge ihm lächelnd winkte. Auguste war zu glücklich, um der unlängst verflossenen Tage oft zu gedenken, in welchen Leo sie umflattert hatte, und geschah es ja zuweilen, so erschienen sie ihr wie ein jugendliches Spiel, aus dem zu ihrem eigenen großen Glück nicht Ernst geworden war.

Von Frau von Willnangens mütterlicher Freude, von Ernesto's Triumph über den Scharfblick, mit dem er Augustens Herz durchschaut hatte, schweigen wir. In Adelberts Begleitung traten beide mit Augusten froh und hoffnungsreich den Weg in ihre Heimath an, wohin ihnen

der General noch vor Ende des Winters zum Hochzeitfeste zu folgen versprach.

Ein langer Brief von Gabrielen, der erste ausführliche, begrüßte Frau von Willnangen bei ihrer Ankunft zu Hause.

„Ich weiß es," schrieb Gabriele, „ich weiß, Ihr mütterlich liebendes Herz sehnt sich schon lange nach genauer Kunde von dem Geschick des armen verwaiseten Wesens, das Ihnen so viel, ach unendlich viel verdankt; aber ich weiß auch, Sie lassen statt aller Entschuldigungen meines bisherigen Schweigens die bloße Versicherung Ihrer Gabriele gelten, daß sie nicht schrieb, weil sie es nicht konnte, weil sie nichts zu schreiben wußte, so sonderbar dieses auch klingen mag.

„Den äußern Gang meines Geschicks meldete Ihnen Ernesto; er, der theilnehmende Augenzeuge, vermochte dies weit besser als ich. Schwindelnd, beinahe bewußtlos, den widerstrebendsten Gefühlen zum Raube, war ich vom Wirbel des Lebens fortgerissen worden. Jede schicksalsschwere Minute übergab mich der ihr folgenden, ich konnte

kaum die Gegenstände erkennen, an denen ich vorübergeschleudert ward, bis zur unabänderlichen Entscheidung meiner Zukunft, während jene Minuten sich zu weniger als vier und zwanzig Stunden an einander reihten.

„Sie wissen es, ich that was ich mußte, ich duldete, was keine irdische Macht von mir abzuwenden vermochte, doch am Ziele schwand meine Kraft. Ich ward krank, liebe, gütige Frau! sehr krank. Aus der Betäubung, während welcher meine physischen Kräfte sich wieder gesammelt hatten, erwachte ich zum tiefsten Schmerz über den Tod meines Vaters, ich blickte in meinem Jammer um mich her nach Trost, ich erkannte den treuen Freund Ernesto und Annetten, alles andere aber war mir fremd, wildfremd, ich selbst sogar, ich und meine künftige Bestimmung. Das Fremde aber soll man nie beurtheilen, bis es zum Bekannten geworden ist, damit später keine Ungerechtigkeit uns zu Schulden komme. Darum mußte Ihre Gabriele wohl schweigen, es währte lange, ehe ihr alles klar ward.

„Nun bin ich genesen, bin meiner selbst wieder mächtig. Ich erkenne mich wieder; mein Gefühl,

mein Seyn, mein Leben, alles was mich umgiebt, ist mir deutlich geworden, so daß ich es nun wagen darf, Ihnen von allem Rechenschaft abzulegen. Vorahnend sehe ich, wie bei Lesung dieser Stelle meines Briefes Ihr Herz höher schlägt, wie Furcht vor der nächsten Zeile Sie ergreift, und Sie Klagen erwarten läßt, welche alle Ihre Güte und Liebe nicht zu stillen vermögen. Nein, geliebte, mütterliche Frau! beruhigen Sie sich, Ihre Gabriele klagt um nichts, als um den Tod ihres Vaters. Der lebensmüde Greis ruht im Grabe sanft und still von einem Daseyn aus, das er, ich bin dessen überzeugt, um keinen Preis wieder aufnähme. Gern und schnell entfloh sein entfesselter Geist zu Regionen des Friedens; darum sollte ich nicht trauern. Aber ich bin eigennützig und in den Tiefen meines Herzens regt sich der Glaube, daß es meinem Streben gelungen seyn würde, ihm auch dieses irdische Daseyn wieder lieb zu machen, wäre er mir nur nicht sobald entschwunden. Es dünkt mich oft hart, daß kaum ein einziger Augenblick seiner Zufriedenheit mir zum Lohne meines Gehorsams ward, und oft muß ich gewaltsam mich zusammennehmen, um

mich daran zu erinnern, daß ich ja mein eigenes Heil bereitete, indem ich ihm gehorchte; daß ein qualvolles Daseyn, innere unauslöschliche Vorwürfe mein Loos geworden wären, wenn er in Unfrieden mit mir dieses Leben verlassen hätte.

„Und hast du denn Heil dir bereitet? bist du glücklich? Gabriele!“ So höre ich Sie fragen. Glücklich, meine theure Freundin, glücklich ist undenkbar viel! Wer ist denn glücklich? Die Kinder sind es, auch ich war es, da ich ein Kind war. Ich war es auch noch in einem einzigen thränen- und wonnenreichen Moment, an der ersten Grenze der Jugend, die jetzt in meinem kaum angetretenen achtzehnten Jahr mir schon so fern zu liegen scheint! Und später, als die segnende Hand meines Vaters meine Stirn berührte, sein Dank bis in die tiefste Tiefe meines Gemüths erklang, war ich da nicht auch glücklich? Ja ich erkenne es dankbar, ich war es, wenn gleich nur in seligen Momenten. Mir wurden Lichtpunkte im Leben, wie Wenigen, und damit darf das Kind Ihrer Wahl sich zufrieden gestellt dünken. „Gabriele, du weichst der Wahrheit aus, du sprichst von der Vergangenheit, und verhehlst

mir die Gegenwart!“ Nein, geliebteſte Frau! ich weiche nicht aus, ehrlich und offen wie immer, will ich Wahrheit Ihnen geben.

„Ich bin zufrieden, denn ich bin reſignirt, möchte ich ſagen, wenn Sie dieſen fremdartigen Ausdruck, für den ich aber in unſerer Sprache keinen Erſatz zu finden weiß, nicht in zu trübem Sinne nehmen wollen. Frieden mit mir ſelbſt aus reinem Bewußtſeyn entſproſſen, giebt meinen Tagen Heiterkeit und meinen Nächten Schlaf. Was darf ich mehr wollen? Alle jene Uebungen, jene ſüßen Beſchäftigungen, die ich ſonſt unter Ihren Augen trieb, füllen auch jetzt in der Einſamkeit meine Stunden vergnüglich aus, mir bleibt Zeit für alles, was ſonſt auch mir lieb war. Meine äußern Umgebungen laſſen mir nichts zu wünſchen übrig. Eine reiche Kupferſtichſammlung, mehrere vorzügliche Gemälde, plaſtiſche Kunſtwerke, eine in frühern günſtigern Jahren geſammelte reiche Bibliothek ſind der Schmuck unſeres Hauſes und ſtehen mir ſtündlich zu Gebot. Wir wohnen in einer entzückenden Gegend; mit unausſprechlicher Sehnſucht male ich mir des Frühlings Erwachen in dieſen wunderherrlichen Thälern, auf

diesen Rebenhügeln, wenn um sie die grünen Wogen des von Eisesbanden befreiten Stromes den fröhlichen Tanz wieder beginnen werden.

„Herr von Aarheim (er selbst wünscht es, daß ich stets so ihn nenne) Herr von Aarheim begünstigt freundlich und nachsichtig alle meine kleinen Liebhabereien, er ist wohlwoliend, aufmerksam und gütig gegen mich. Ob er manche Sonderbarkeit, die uns bei seinem ersten Anblick an ihm auffiel, theilweise abgelegt hat, oder ob Gewohnheit sie mir weniger auffallend machen, wage ich nicht zu entscheiden; so viel ist gewiß, daß diese seine Angewöhnungen sehr selten störend in unser häusliches Leben eintreten, und wo sie es könnten, fühle ich die Verpflichtung, jeden Mißton schonend und zuvorkommend abzuwenden, so viel dieses in meiner Macht steht. Auch ohne das Band, durch welches mein Vater in seinen letzten Stunden mich mit Herrn von Aarheim vereinte, wäre er als mein nächster Verwandter zugleich der natürliche Vormund und Beschützer meiner Jugend gewesen, und als solcher berechtigt, Achtung und Fügung in seinen Willen von mir zu fordern. Meine jetzige Verbindung mit

ihm macht mir beides zur heiligſten Pflicht, ich übe ſie gern, und ſeine wohlwollende nachſichtige Art mir zu begegnen, erleichtert mir vieles.

„Wahr iſt es, wir leben ſehr einſam, die Nachbarſchaft iſt wie ausgeſtorben, alles nun dem Winter auf dem Lande ausgewichen, dem luſtigen Leben in den Städten zugezogen, mir wir allein von allen Güterbeſitzern der Gegend, ſind hier geblieben. Doch Sie wiſſen, Einſamkeit war von jeher die Freundin meiner Jugend, und jetzt bedarf ich ihrer doppelt. Denn ich hatte und habe noch manches mit mir allein abzumachen, wozu ich vieler Zeit bedarf. Herr von Aarheim glaubt auch, es wäre gut, wenn ich, ehe ich in die Welt gehe, mich erſt in häuslicher Stille an meine jetzigen Pflichten gewöhne, und lerne, was künftig mir obliegen wird zu verwalten. Ich fühle, wie ſehr er Recht hat, und ſelbſt, wenn ich ſeinen Gründen etwas entgegen zu ſetzen wüßte, würde ich aus Wahl vermeiden es zu thun, denn das ſtille Familienleben auf dem Lande hat auch im Winter für mich großen Reiz. Sehnte ich mich nur nicht ſo unausſprechlich und oft nach Ihrer und Auguſten's lieber Gegenwart! Vermißte

ich nur nicht so schmerzlich den heitern belehrenden Umgang Ernesto's, des treuen vielerfahrnen Freundes!

„Herr von Aarheim gedenkt im nächsten Spätjahre eine Reise nach Italien zu unternehmen. Vielleicht gelingt es mir dann, während der Zeit seiner Abwesenheit mich in Ihrer geliebten Nähe für die lange Trennung von Ihnen zu entschädigen. Oft wenn mich gar zu sehr nach Ihnen bangt, beschwichtige ich mich selbst mit dieser lieben Aussicht. Es wird mir ja hoffentlich nicht schwer werden, Herrn von Aarheim's Zustimmung zu einem Besuche bei Ihnen zu erhalten. Zwar liegt es in seinem Reiseplan, daß ich ihn begleiten soll, aber ich bin entschlossen, dieses nicht zu thun, und ich werde zu Hause bleiben, weil ich es für besser achte, jetzt noch Ottokar's Nähe zu meiden.

„Ottokar! Da steht er, der Name, den ich je wieder zu nennen, mir einst auf ewig verbieten zu müssen glaubte, und meine Hand zitterte nicht, indem ich ihn jetzt niederschrieb. Daß er dasteht, sey Ihnen Bürge meines innern Friedens; es ist der Name des Schutzgeistes meiner jetzigen Ruhe,

und der ganzen Zukunft meines Lebens. Jetzt erst verstehe ich die wahre Meinung meiner verewigten Mutter, wenn sie mich lehrte: „Liebe ist der Quell unaussprechlicher Seligkeit, durch sich allein, ohne Hoffnung, ohne Erwiederung, ohne Wunsch sogar.“ Ja wahrlich, in dieser höchsten Reinheit muß sie die Seligkeit der Engel seyn, die von uns unerkannt, schützend uns umschweben!

„Ich denke an Ottokar, und bin versöhnt mit allen Ereignissen, die in einer Welt mich treffen können, in welcher auch er lebt; um seinetwillen liebe und ertrage ich alle Menschen, die mich in meinem Wirkungskreis berühren, die guten wie die bösen, die freundlichen wie die widerwärtigen. Er ist mir fern, und nie vielleicht sehe ich ihn wieder, aber er lebt, lebt wirklich, ist nicht das Geschöpf meiner Phantasie. Daß ich dieses mit Ueberzeugung weiß, beseligt mein Gemüth mit unnennbarem Frieden. In mir regt sich auch nicht der leiseste Wunsch, daß etwas in unserem gegenseitigen Verhältnisse anders wäre als es ist. Darum reise ich nicht nach Italien, denn alles muß so bleiben. Der Schmerz der Trennung ist

vorüber, und nun halte ich mich an die Seligkeit, ihn gefunden zu haben. Meine Liebe iſt ja nur Freude an ſeinem ſchönen Daſeyn, und dieſe wird mich begleiten bis an mein Grab, ſie wird mich bewahren, rein und treu mich ſchützen vor jeder zerſtörenden Leidenſchaft, ſie kann nicht vergehen ſo lange ich lebe, und ſie zu erhalten braucht es keines Wiederſehens.

„Gewiß, meine liebevolle zweite Mutter! Sie zittern nicht für Ihr Kind bei dieſem Bekenntniß? Zittern Sie nicht! Ohne Erröthen darf ich ſogar in Herrn von Aarheim's Gegenwart Ottokar's gedenken, ich dürfte es, wäre der Mann, dem mein Vater mich verband, zugleich der Gegenſtand meiner freien Wahl. Ich kenne den ganzen Umfang der heiligen ernſten Pflicht, die mir auferlegt ward, aber mein Herz ſchlägt ruhig und zeiht mich keiner Untreue. Vor dem Altare gelobte ich Treue dem Gemahl, gefällige Achtung, Ergebenheit und liebevolle Theilnahme an allem, was ihn berührt in Freude und Leid; mehr kann Niemand geloben und ich werde halten was ich verſprach. Was aber hat dieſes Geloben mit dem Gefühl zu thun, das mein inneres Daſeyn mit

Ottokar aufs innigſte verwebt? Dieſes iſt nicht von dieſer Welt, hat mit ihr ſo ganz und gar keinen Zuſammenhang, daß jede ihrer Einrichtungen es nur entheiligen könnte. Wozu jemals geloben, Ottokar ewig zu lieben? Gelobt man denn zu leben? zu athmen? Das kommt ja alles von ſelbſt, und die Liebe, die ich meine, iſt ja nur reines ätheriſches Leben ohne Abſicht, ohne Wollen entſtanden, und kann nie vergehen. Wie ich Ottokar's, ſo trug meine Mutter Ferdinand's Bild in reiner, treuer Bruſt, und ſie war das Muſter der Frauen.

„Sie ſehen demnach, meine theure zweite Mutter! Sie können ruhig ſeyn um Ihr entferntes Kind. Ich bin zufrieden. Im Aeußern nichts, das tief mich verletzen könnte; im Innern Kraft und Muth, Liebe und Frieden. Was darf der arme Menſch vom Schickſal Höheres fordern? Ich wende den Blick hinab auf die Tauſende, die neidend zu mir heraufblicken, und ſchaue nicht hinauf zu jenen, denen ein vollerer Freudenkranz, von wenigern Dornen durchflochten, gereicht ward, als mir.“

Wer einer Feuersbrunſt, oder der Raubſucht plündernder Feinde alle ſeine Habe hingegeben ſah, der nimmt, was unverhofft ihm gerettet ward, ſo dankbar auf, als wäre es ein Geſchenk. In der erſten Freude über das ſchon verloren Geglaubte dünkt man ſich Anfangs mit dem zehnten Theil ſeines Eigenthums beinahe reicher als vorher im Beſitze des Ganzen, und nur allmählich gewöhnt man ſich wieder, ein jedes gehörig zu würdigen.

Gleich einem ſolchen, dem Feuer oder den Feinden entriſſenen Kleinode, betrachteten Gabrielen's Freundinnen dieſen ihren erſten Brief ſeit ihrer Vermählung. Mit innerem Zagen und mit widerſtrebender Hand hatte Frau von Willnangen ihn entſiegelt; ſie fürchtete in herzzerſchneidenden Klagen ihres Lieblings die traurige Beſtätigung aller der trüben Ahnungen leſen zu müſſen, welche Gabrielen's Geſchick ihr in den dunkelſten Farben vorſpiegelten. Was ſie von ihr las, übertraf daher ſo ganz ihre Erwartung, daß wenig daran fehlte, ſie hätte ſich dadurch verleiten laſſen, ſie glücklich zu preiſen. Freilich ſchwand dieſer erſte Freudentaumel früh genug, aber der tröſtende

Eindruck konnte dennoch nicht gänzlich verlöschen. Allen den lieben Sorgen, allen den mannichfaltigen Beschäftigungen, welche Auguſten's Ausſtattung und Vermählung nothwendig machten, unterzog ſich Frau von Willnangen von nun an mit weit leichterem Herzen, und auch die junge Braut gab an Adelbert's Seite ſich dem Glücke unbefangener hin als zuvor. Gabrielen's trauernde Geſtalt war in manchen Momenten oft wie ein ſtiller Vorwurf zwiſchen Auguſten und die Freude getreten. Die Ueberzeugung, daß die geliebte Freundin weit weniger beklagenswerth ſey, als ſie es ſich gedacht hatte, ſchien ihr jetzt erſt die rechte Erlaubniß zu geben, es ſich ſelbſt zu geſtehen, wie glücklich ſie ſich fühle.

Der General Lichtenfels und Adelbert theilten freudig die Hoffnungen, welchen Frau von Willnangen und ihre Tochter ſich ſo unbedingt überließen, nur Erneſto ward ſichtbar trübe und verſtimmt nach Leſung des Briefes, der alle Andern beruhigt hatte. Verſtummend gab er ihn in die Hände der Frau von Willnangen zurück, und antwortete nur mit einem halberſtickten Seufzer

und abgewandtem Blicke ihren, um Bestätigung des eignen frohen Gefühls bittenden Augen.

Nicht Gabrielen's gegenwärtige Lage beängstigte so den treuen Beschützer ihrer Jugend. Er kannte die Elastizität ihres Gemüths, dessen Kraft zum Guten durch Uebung, auch der schwersten Tugend, nur erhöht, nicht gemindert werden konnte und baute fest darauf. Aber seit er Gabrielen's Brief gelesen hatte, vermochte er es nicht ein banges Vorgefühl künftigen Unheils von sich abzuschütteln. Er zitterte vor dem Gedanken, sie einst, vielleicht bald die tiefe Einsamkeit verlassen zu sehen, in welcher ihr jetzt alle ihre Tage in steter Dämmerung, von lieben Erinnerungen umgaukelt, hinschwanden. Denn Ruhe, ungestörte einförmige Ruhe, dieses trübe Surrogat des Glücks, waren, seiner Ueberzeugung nach, alles, was die Freunde der armen Gabriele dieser von nun an noch wünschen konnten, damit nichts sie völlig aus dem schönen Traume erwecken möge, den sie, wie er fürchtete, schon halb erwacht, sich noch fortzuträumen bemühte.

Es hatte wirklich den Anſchein, als ob Erneſto's fromme Wünſche für Gabrielen's Ruhe auf das pünktlichſte in Erfüllung gehen ſollten, denn ſie lebte lange Zeit am ſchönen Ufer des Rheins, in abgeſchiedener, beinahe klöſterlicher Einſamkeit. Nie ſah man ſie außerhalb des Bezirks der zu ihrem Schloſſe gehörenden Gartenanlagen, als in Herrn von Narheims Geſellſchaft, höchſtens mochte ſie es zuweilen an ſchönen Abenden wagen, allein oder nur von Annetten begleitet, in ihrer Gondel auf den goldig grünen Wellen des Stroms hinzugleiten. Argwohn und Eiferſucht hatten ihren Gemahl gelehrt, ſie von allen Seiten ſo ſchlau einzuengen, daß es gar keines ausdrücklichen Verbots von ihm bedurfte, um Gabrielen jede Verbindung mit der Außenwelt unmöglich zu machen. Daß man in ſeinem Schloſſe nach engliſcher Sitte die Tageszeiten eintheilte, die Frühſtücksſtunde auf den Mittag, die Mittagsſtunde auf den Abend verlegte, damit war ſchon ein großer Schritt zur Abſonderung von der ganzen Nachbarſchaft geſchehen, der größte aber dadurch, daß Moritz bei ſeiner Ankunft unterließ, mit ſeiner jungen Gemahlin die gewohnten Beſuche zu machen, um ſie vorzuſtellen.

Nichts wird strenger und sichrer geahndet, als eine solche absichtliche Verletzung der allgemein hergebrachten Sitte, besonders in kleinen Städten, oder in einem nachbarlichen Kreise auf dem Lande. Man erklärt sich dadurch selbst in die Acht, und alle die, mit denen nicht seyn zu wollen wir bezeigen, halten sich durch unser Verfahren berechtigt, wider uns zu seyn.

Die arme Gabriele würde dieses schwer empfunden haben, hätte ihre natürliche Anspruchslosigkeit sie nicht verhindert zu bemerken, wie man bei allen Gelegenheiten sogar ihre Existenz zu ignoriren beflissen war. Auch das allerunbedeutendste Geschöpf kann nicht so total übersehen werden, als sie es wurde, so oft ein seltner Zufall sie in die Nähe derer brachte, welche Herr von Aarheim ohne ihr Zuthun beleidigt hatte. Dieser fühlte das zu seiner großen Kränkung sehr deutlich, und strebte durch tausend kleine Künste es Gabrielen zu verbergen; aber er hätte diese Mühe füglich sparen können, denn Gabriele schien in ihrer Lebensweise nicht die mindeste Abweichung vom allgemein Ueblichen zu finden. Briefe, welche sie von den Freunden ihrer Jugend empfing, oder

an ſie ſchrieb, waren in ihrem gleichförmig-ſtillen Leben, die einzige Auszeichnung eines Tages vor dem andern, und eine unbeſtimmte ſüße Sehnſucht bemächtigte ſich ihrer allmählich in dieſer ungeſtörten Einſamkeit. Oft ſaß ſie Stundenlang allein, das blühende Lockenköpfchen auf die weiße Hand geſtützt, in dämmernden Träumen verloren. Hell und einzeln perlten Thränen unter den langen ſeidnen Augenwimpern hervor, und fielen langſam herab, wie wenn der Weſt eine tropfenſchwere Roſe wiegt. Ein namenloſes ſüßes Weh durchzuckte ſchmerzlich und freudig ihr volles Herz, dann nannte ſie leiſe Ottokar's Namen, und blickte verwundert, gleichſam ſie zählend, auf die Thränen, die ihrem Auge entquollen, ſie wußte nicht warum. Zum Glück wurde Frau von Willnangen und Erneſto durch den Ton, der in Gabrielen's Briefen vorzuherrſchen begann, auf die jetzige Stimmung ihres Lieblings ſehr bald aufmerkſam gemacht, und ihre warnende Stimme kam nicht zu ſpät, um die Träumerin zu erwecken.

Gabriele riß ſich mit gewohnter Kraft plötzlich empor. Die Gefahr bei dieſem ſüßen Ver-

lieren in ſich ſelbſt entging von nun an ihrem klaren Blicke nicht, noch weniger die Nothwendigkeit, in nützlicher Thätigkeit Schutz gegen jede Lähmung des Geiſtes zu ſuchen, deren leiſes Heranſchleichen ſie jetzt deutlich erkannte. Ein würdiger Gegenſtand dieſer Thätigkeit zeigte ſich ihr, ſo wie ſie nur Gewalt genug über ſich gewann, den Blick auf das ihr Zunächſtliegende zu wenden.

Seit Moritz ſo einſam auf dem Lande lebte, hatte er ſich mit ſeiner gewohnten Oberflächlichkeit auf die praktiſche Oekonomie geworfen. Und ſie bot ſeiner Vorliebe für neue Erfindungen ein unüberſehbares Feld. Täglich ward etwas Neues unternommen, ſein unruhiges, in ſich ſelbſt ſich zerſplitterndes Weſen erlaubte ihm aber nicht, irgend etwas vollenden zu laſſen. Was geſtern erbaut ward, mußte heute wieder eingeriſſen werden; Menſchen und Thiere wurden ſtündlich von den nothwendigſten Feldarbeiten abgerufen, um zur Fröhnung irgend einer momentanen Laune ihres Gebieters ihre Kräfte herzuleihen. Die alten treuen Arbeiter, welche an dem Boden, den ihre Urgroßväter ſchon im Schweiße ihres Angeſichts gebaut hatten, ſich eine Art von Anrecht

erworben zu haben glaubten, sträubten sich vergebens gegen dieses Verfahren; vergebens vertheidigten sie ihre alte Art das Land zu bauen mit dem, dem Landmann eignen Widerwillen gegen alle Neuerungen. Die Starrsinnigen wurden des Dienstes entlassen und Fügsamere traten an ihre Stelle. Pflüge und Pflüger, Hirten und Heerden, Pflanzen und Gärtner wurden mit unendlichen Kosten aus dem Auslande verschrieben, aus England, aus der Schweiz, aus Spanien sogar. Die Umgegend füllte sich mit fremdartigen Gestalten, Abentheuerer aller Art drängten sich herbei, welche Herrn von Aarheim mit den niedrigsten Schmeicheleien zu gewinnen wußten, und die ganze Nachbarschaft sah in stiller Schadenfreude zu, wie er, der sich das Ansehen gab, klüger seyn zu wollen als alle, auf das gröbste hintergangen ward.

Alle diese Mißbräuche konnten Gabrielen nicht entgehen, sobald sie mit Ernst um sich blickte, und indem sie solche gewahrte, mußte sie zugleich die Verpflichtung fühlen, die gutmüthige Schwäche ihres Gemahls nicht länger als unthätige Zuschauerin mißbrauchen und verspotten zu lassen.

Das Beiſpiel ihrer Mutter ſchwebte ihr vor, die mit ſanfter Hand und klugem Auge der Verwaltung der Güter von Schloß Aarheim vorgeſtanden hatte, und das Gefühl, wie unendlich viel zur Erreichung dieſes Vorbildes ihr noch mangle, durfte Auguſten's Tochter nicht abſchrecken, ihm wenigſtens von ferne nachzuſtreben. Zum Glück fand Gabrielen's Unerfahrenheit bald einen verſtändigen und treuen Beiſtand in einem alten Wirthſchaftsbeamten, dem einzigen aus der vorigen Zeit, der unter einem wüſten Haufen aus allen Theilen Europen's zuſammen gelaufnen Geſindels noch da ſtand. Eine Art von Scheu vor ſeiner durch lange Dienſtjahre bewährten Treue hatte Herrn von Aarheim abgehalten, ihn gleich den übrigen alten Dienern zu entlaſſen.

Die Gärten waren der erſte Gegenſtand, welchen Gabriele unter ihre beſondere Obhut nahm. Dies ſchöne Gebiet gehört ohnehin, wenigſtens zur Hälfte, in das Reich der Frauen, und Herr von Aarheim trug freudig ſeiner Gemahlin alle vom Gartenbau handelnden Bücher aus ſeiner Bibliothek ſelbſt herbei, ſobald ſie nur den Wunſch äußerte, ſich mit der Oberaufſicht deſſelben zu

beſchäftigen. Der Gedanke, daß Gabriele beginne, an ſeinen Verbeſſerungsplanen Theil zu nehmen, entzückte ihn um ſo mehr, da ſeiner Meinung nach gerade der Theil derſelben, welchen ſie erwählte, ſie immer mehr von der Außenwelt trennen und in die Nähe des Schloſſes bannen mußte.

Sie begann ihr neues Geſchäft mit dem größten Eifer zu treiben. Die Tiſche in ihrem Zimmer waren bald mit Plänen zu Gartengebäuden, Anlagen und Treibhäuſern aller Art bedeckt, ſie kamen nach und nach unter ihren, durch vieles Zeichnen geübten Augen ins Daſeyn und der große Garten ward unter ihrer Leitung ſehr bald ein Paradies voll Duft und Blumen und Früchte. Herr von Aarheim, im Entzücken über das Gedeihen der exotiſchen Pflanzen, welche er mit großen Koſten aus fremden Ländern hatte kommen laſſen, überſah es gern, daß Gabriele deshalb auch die einheimiſchen nicht verbannte und Weinſtöcken und Obſtbäumen nicht minder die ihnen zukommende Pflege angedeihen ließ, als dem Piſang oder der Ananas.

So verging das erſte Jahr ihrer Ehe. Uebung

vermehrte Gabrielen's Kraft und Moritz bemerkte mit Erstaunen die ernste Thätigkeit seiner jungen Gemahlin. Die Gewandtheit, die Sicherheit, die Ruhe, mit der sie alles vollbrachte, was sie unternahm, erregte seine Bewunderung, während ihr ganzes Betragen ihm eine Achtung einflößte, vor der das ängstliche Mißtrauen, mit welchem er sie bisher bewacht hatte, es wenigstens nicht wagte, sich zu zeigen. Seine innere Unruhe, die ihn von jeher rastlos in der Welt nach Neuigkeiten herumjagte, erwachte, so wie er in Hinsicht auf Gabrielen ruhiger zu werden begann, und unwiderstehlicher als je fühlte er in sich den Wunsch, ihr nachgeben zu dürfen. Des ökonomischen Steckenpferdes, so wie der ländlichen Einsamkeit war er eigentlich längst überdrüssig geworden; nichts konnte ihm daher erwünschteres kommen, als daß Gabriele späterhin ihre Neigung erklärte, sich nicht allein der Gärten, sondern auch der ganzen Verwaltung des Gutes anzunehmen. Er fand die Bereitwilligkeit zu bequem, mit der sie ihn so mancher, ihm jetzt höchst lästigen Sorge überhob, als daß er sie sich nicht recht gern hätte gefallen lassen sollen, um so

mehr, da er ſich dabei das Anſehen geben konnte, als erzöge er ſich in ſeiner Gemahlin eine Schülerin ſeiner außerordentlichen ökonomiſchen Kenntniſſe. Vielleicht war er auch eitel genug, ſich dieſes ſelbſt einzubilden, während Gabriele, nach dem Rathe ihres redlichen Inſpektors allmählich alle ſchädlichen Neuerungen abſtellte, welche Herr von Aarheim eingeführt hatte, und nur die beſſern beibehielt, ohne daß dieſer irgend eine Veränderung bemerkt hätte. Immer ſorgloſer, faßte er endlich gar den Muth, Gabrielen erſt auf Tage, ſodann auf Wochen ſich ſelbſt zu überlaſſen, und zuletzt ſie zur unumſchränkten Regentin ſeines Gutes und ſeines Hausweſens zu machen, während er in den naheliegenden Städten umherzog, oder ſich auf kleinen mineralogiſchen Reiſen in das Gebirge vertiefte.

Bald unter dem Vorwande des Heimwehs, bald ganz ohne Abſchied in der Stille, verſchwanden nun auch nach und nach die fremden Abentheurer, welche Herr von Aarheim früher um ſich her verſammelt hatte; eigentlich wohl, weil keiner von ihnen unter der Oberaufſicht des alten Inſpektors mehr ſeine Rechnung fand. Die alten,

von ihnen vertriebenen deutschen Gesichter erschienen wieder, doch Herr von Aarheim nahm von allen diesem keine Notiz. Wenn er zuweilen eine Säemaschine oder einen neuerfundenen Pflug in Aktivität erblickte, war er vollkommen zufrieden, gab sich das Ansehen, als sey er überzeugt, daß alles noch nach seiner Vorschrift betrieben werde und vermied jede Aufklärung oder Rechenschaft, welche Gabriele ihm zu geben stets bereit war. Sein ewig wechselnder Sinn hatte ihn eigentlich dem Himmel zugeführt, indem er ihn der Erde abwendete, und es war nicht sowohl Vertrauen in Gabrielen's Kenntnisse, als Ueberdruß und Ekel an seiner ehemaligen Lieblingsbeschäftigung, was zu diesem Benehmen ihn bewog. Quadranten, Globen, Ferngläser aller Art, gaben jetzt seinen Zimmern das Ansehen eines Observatoriums, aus welchem Fellenberg, Thaer und Arthur Young völlig verbannt wurden, denn Astronomie war für den Augenblick sein Lieblingsstudium geworden. Diese neue Leidenschaft begann endlich, ihn so mächtig zu beherrschen, daß er, der früher die Reise nach Italien aufgegeben hatte, um Gabrielen nicht zu verlassen, sich jetzt mitten im Kriege

nach England ſchlich, einzig um in Slowe auf Herrſchel's hohem Seſſel in den Lüften zu ſchweben, mit einem Fernglaſe in deſſen koloſſalen Tubus zu gucken und deſſen neuerfundenen Kometenjäger zu bewundern.

So waren drei Jahre verſtrichen, und Gabriele hatte in ſteter Einſamkeit, fern von den Freunden ihrer Jugend, ihr zwanzigſtes Jahr vollendet, doch war ſie durch einen ununterbrochenen Briefwechſel mit Erneſto, Auguſten, Frau von Willnangen, ſogar mit der guten alten Frau Dalling, die rege Theilnehmerin an allen ihren Leiden und Freuden geblieben. Ja dieſer Briefwechſel war es eigentlich, welcher noch Abwechſelung und Bewegung in den Lauf ihres Lebens zu bringen vermochte, denn ihre eigene Exiſtenz glitt ſo einförmig an ihr vorüber, daß das Schwinden der Tage ihr nur durch den Wechſel der Jahreszeiten bemerkbar werden konnte. Die Zeit, welche ſie bei ihrer Tante verlebt hatte, die Tage voll Schmerz und Luſt im Hauſe der Frau von Willnangen, ja ſelbſt Ottokar's Bild ſchwebten nur

noch in dämmerndem Scheine vor ihrer Seele, wie die Tage der Kindheit vor dem innern Auge des lebensmüden Greises ſchweben, der liebend noch an ihnen hängt, obgleich er es nicht mehr vermag, ſie noch deutlich aus der weiten Ferne zu erkennen. Im ruhigen Bewußtſeyn erfüllter Pflicht, aufrecht erhalten durch rege Thätigkeit, konnte Gabriele nicht in dumpfe Apathie verſinken. Der Anblick der Natur, das Gelingen ihres Strebens, ließ ſie nicht unergötzt, aber kein frohes, glückliches Empfinden röthete je ihre Wangen höher, ſtrahlte in ihrem Blick, oder beſchleunigte das ruhige Pulſiren ihres Herzens zu raſcheren Schlägen. Sie war ruhig, ſo ruhig, daß ſie faſt keinen Wunſch mehr kannte, und dieſes Gefühl theilte ſie in ihren Briefen ihren Freunden mit. Erneſto ſelbſt mußte endlich aufhören, für ihre Zukunft beſorgt zu ſeyn.

So lange Gabrielen's Gemahl in England verweilte, ſetzte ſie die eingezogene Lebensweiſe fort. Gewohnheit hatte ſie ihr täglich werther gemacht und bei Moritzens Heimkehr überraſchten dieſen überall Beweiſe ihres unermüdeten, ſtillen, wohlgeordneten Wirkens. Was er noch von ſeiner

ehemaligen Eifersüchtelei beibehalten haben mochte, verschwand, wie Eis an der Sonne, vor dem ruhigen Blick und der über das ganze Wesen der schönen Frau ergossenen Würde, mit der sie freundlich, doch nicht heuchelnd ihm entgegentrat und ihn willkommen hieß. Die englische Manie hatte er ohnehin in England verloren, er kehrte heim, fest entschlossen, einen neuen Lebensplan zu ergreifen; nur schwankte er noch in der Wahl desselben, als bei Gabrielen's Anblick ihn ein freudiger Uebermuth ergriff. Er fühlte plötzlich eine Art von Sehnsucht, vor aller Welt mit dem Glück glänzen zu können, dessen eigentlichen Werth zu würdigen er doch weit entfernt war. Sein alter Hang, von einem Extrem zum andern zu eilen, ward mächtiger in ihm als je zuvor, und er, der noch vor kurzem sogar den Sonnenstrahlen den Anblick seiner Gemahlin gern verwehrt hätte, begann jetzt sehr ernstlich darauf zu denken, wie er sie bereden könne, den kommenden Winter in **Paris, mitten im Strudel der großen Welt mit ihm zu verleben.**

Alle seine Gespräche gingen von nun an einzig darauf hinaus, ihren Widerwillen gegen eine

ſolche Veränderung ihres Wohnorts zu bekämpfen, und je inniger ſie an ihrer Einſamkeit zu hängen ſchien, je eifriger bezeigte er ſich, ſie ihr zu entreißen und ſie den rauſchendſten Vergnügungen wieder zuzuführen.

Inzwiſchen wurde Herr von Aarheim in England nicht nur der engliſchen Lebensweiſe untreu, ſondern auch ſeiner neuern Leidenſchaft der Sternkunde. Der Landwirthſchaft mochte er ſich nicht wieder zuwenden, und ſo ſchwebte er wirklich vakant, wie nach einem alten Glauben die Seelen der ungetauft geſtorbenen Kinder, zwiſchen Himmel und Erde, in tödtlicher Langerweile, welche das ewige Disputiren mit Gabrielen über ihren künftigen Winteraufenthalt doch nicht ganz zu bannen vermochte. Ein Zufall brachte ihn endlich auf den Gedanken, die Sorge für Requiſitionen, Einquartirungen und andere Kriegsübel, welche mit jedem Tage in der Gegend ſich häuften, in eigner Perſon zu übernehmen, und darin einen Zeitvertreib zu ſuchen.

Wie durch ein Wunderwerk, lag bis jetzt ſein Schloß, gleich einer glücklichen Inſel, mitten in einem ſtürmiſchen Meer. Gabriele, welche, die

Gränzen der nächsten Umgebungen ihrer Wohnung selten zu überschreiten pflegte, hatte noch nie einen der Feinde erblickt, die ringsum, wenn gleich nicht den Krieg selbst, doch manches Unheil und manche der Unruhen herbeiführten, welche diesen zu begleiten pflegen. Sie verdankte diese Schonung den wohlgetroffenen Maßregeln ihres Wirthschaftsinspektors, der als Elsasser der französischen Sprache kundig genug war, um jede Verhandlung übernehmen zu können, welche das Ausheben der Konscribirten, der Durchmarsch der Armeen und ähnliche Kriegslasten nothwendig machten. Er hatte überdem ein sehr artiges Jagdhaus zum Empfange der Einquartirungen einrichten lassen, es lag nahe am Schlosse, doch außer dem Gesichtkreis desselben. Dort nahm er einstweilen selbst seine Wohnung und wußte bald durch freundliches Zuvorkommen, bald durch ernstes, gefaßtes Betragen jeden Unfug abzuwenden, welchen der Uebermuth der ungeladenen Gäste hätte stiften können.

Herr von Aarheim, seiner alten Weise getreu, alles besser wissen zu wollen, war weit davon entfernt zu begreifen, wie nützlich diese Einrichtung ihm bis jetzt gewesen sey. Unter dem Vor-

wande, daß die Gegenwart des Inſpektors anderswo nöthiger wäre, vertrieb er dieſen aus dem Jagdſchloſſe, ſchlug dann ſelbſt ſeine Wohnung darin auf und ſchuf ſich ein eigenes Syſtem zur Erleichterung der Kriegslaſten, ſowohl für die Armee als den Landeigenthümer. Dieſes mochte ſeltſam genug ausgefallen ſeyn, wenigſtens war Niemand mit den neuen Einrichtungen zufrieden, deren Ausführung Herr von Aarheim perſönlich übernahm, und Unmuth und Streit traten an die Stelle des ehemaligen gegenſeitig guten Vernehmens. Endlich kam es ſogar ſo weit, daß Gabriele durch ihr plötzliches Dazwiſchentreten ihren Gemahl einſt von Mißhandlungen retten mußte, die er Anfangs durch Knickerei und Uebermuth, dann durch feiges, ängſtliches Betragen ſich ſelbſt zugezogen hatte. Ihre unerwartete glänzende Erſcheinung machte zwar aller Fehde gleich ein Ende, und Moritz war herzlich froh, ſeine Perſönlichkeit unverletzt gerettet zu ſehen, aber ihn überlief dabei doch wieder ein kleiner eiferſüchtelnder Schauer. Um den neugeſtifteten Frieden dauerhaft zu gründen, ſah Gabriele ſich genöthigt, die fremden Offiziere jetzt in das Schloß ſelbſt einzuladen. Sie

folgten ihr mit allen Zeichen der höchsten Verehrung, kamen mit aller Galanterie ihrer Nation jedem Winke der schönen Frau zuvor, leisteten anscheinend jeder ihrer Aeußerungen den pünktlichsten Gehorsam, fanden es aber auch zugleich höchst nöthig, das Schloß des Herrn von Aarheim zum Mittelpunkt zu machen, von wo aus sie ihre Geschäfte in der Umgegend dirigirten und alle ihre Anstalten deuteten auf einen recht langen Aufenthalt in demselben.

Moritz war zu feig, um gegen diese Einrichtung etwas einzuwenden, aber ihm war dennoch gar nicht wohl dabei zu Muthe. Vor allem quälte seine arme schwache Seele sich mit der Furcht, daß Gabriele bei dieser Gelegenheit sich leicht eine Herrschaft über ihren Gemahl anmaßen könne, welche in ruhigern Zeiten ihr wieder zu entreißen ihm schwer werden möchte. Unfähig, länger diese Besorgnisse zu tragen, kam er endlich auf den Gedanken, ihr, die er jetzt nicht mehr nach Paris zu führen verlangte, einen Besuch bei der Frau von Willnangen vorzuschlagen. Eine freudige Aufwallung färbte zum ersten Mal seit langer Zeit Gabrielen's Wangen und ihre Augen

leuchteten vor Entzücken, als ſie dieſen Vorſchlag vernahm. Dankbar ergriff ſie ihn; mit der gewohnten ruhigen Einſamkeit hatte der Aufenthalt am Rhein ohnehin ſeinen höchſten Reiz für ſie verloren; die Anſtalten zur Reiſe wurden daher ſo ſchnell als möglich getroffen, das Gut der Barmherzigkeit des Himmels und der Aufſicht des treuen Inſpektors empfohlen, und kurze Zeit darauf feierte Gabriele im Arme ihrer Freundinnen eine höchſt ſelige Stunde des Wiederſehens.

Nicht in der Stadt, in welcher Frau von Willnangen früher lebte und wo Ottokar's Bild Gabrielen auf jedem Schritt entgegen getreten wäre, wurde dieſes Wiederſehen gefeiert. Die Geſtaltung der Zeit, welche Gabrielen von den ſchönen Ufern des Rheins verbannte, hatte auch ihre Freundin bewogen, ſich mit ihren Kindern auf das Gut des Generals Lichtenfels zurückzuziehen; Erneſto hatte den dringenden Bitten, ſeine Freunde zu begleiten, nicht widerſtehen können. So lebten Alle auf dem ſchönen Schloſſe im fröhlichſten Verein, doch nicht wie ſonſt in rauſchenden Feſten.

Mit freudeſtrahlendem Blicke, wenn gleich noch ein wenig bleich, hielt Auguſte von dem Sopha, auf welchem ſie ruhte, eine kleine, wenige Tage alte Gabriele der Freundin auf ihrem Arme entgegen. Neben ihr lag ein funfzehn Monate älterer roſenwangiger Adelbert und jauchzte laut im luſtigen Spiel mit dem Vater. Ein einziger Blick auf die häuslich frohe Gruppe verkündete Gabrielen das ſtille Glück dieſer Menſchen. Und als nun Auguſte, nach dem erſten freudigen Verſtummen des Wiederſehens, mit froher Redſeligkeit die Aehnlichkeit der kleinen Gabriele mit der großen zu beweiſen ſuchte, als Adelbert ſeinen Knaben tanzen, lachen und einzelne Töne ſtammeln ließ, um Gabrielen alle erſtaunenswürdigen Künſte deſſelben gleich in der erſten Stunde zu zeigen, da perlte eine helle Thräne Gabrielen im Auge und ein leiſer Seufzer hob langſam ihren Buſen, an welchen ſie Auguſten feſter drückte.

Mitleidig betrachtete Frau von Willnangen ihre Gabriele in dieſem Moment, doch bald erglühte ſie faſt zornig bei Moritzen's Eintritt, der gleich nach der erſten Begrüßung die Kleidung

der Kinder zu unterſuchen und zu tadeln begann, dann eine lange Rede über die neueſten Arten derſelben hielt, welcher Niemand zuhören mochte. Zuletzt verlangte er, alle in das Schloß gehörenden Hunde zu ſehen, um einen heraus zu finden, der Genie genug beſäße zu lernen, wie er vermittelſt eines Rades die Wiege des Neugeborenen in Bewegung ſetzen könne. „Er iſt noch wie ſonſt!“ ſeufzte Erneſto leiſe vor ſich hin, und hütete ſich ſchonend, Gabrielen's Blicken zu begegnen.

Keine Sylbe über ihr gegenwärtiges Verhältniß, vielweniger eine Klage entſchlüpfte beim längern Beiſammenſeyn Gabrielen's Lippen, ſelbſt im vertrauteſten Geſpräch mit ihren Freunden. Nur überflog zuweilen ein dunkleres Roth ihre Wangen, wenn Herrn von Aarheim's Eigenheiten in zu grellem Lichte ſich zeigten, und ihre Worte folgten dann ſchneller wie gewöhnlich auf einander, in dem Beſtreben, dem Geſpräche, in welchem er zu unvortheilhaft erſchien, eine andere Wendung zu geben. Selten mißlang ihr dieſes und ihre Freunde fühlten ſich oft bewogen es zu bewundern, wie künſtlich ſie dann gerade die we-

nigen Gegenstände zur Sprache zu bringen wußte, über welche ihr Gemahl mit erträglicher Sachkenntniß sich zu äußern fähig war. Uebrigens erschien sie ihnen in ihrem ganzen Betragen völlig unverändert, obgleich Alle die Unmöglichkeit fühlten, zu fragen, was sie nicht von selbst gestand und was Alle sich doch sehnten zu erfahren. Nicht weil sie in geheimnißvolles Dunkel sich hüllte, verloren ihre Freunde den Muth dazu, sondern im Gegentheil, weil ihr ganzes Wesen so krystallhell vor ihnen stand, daß man keine Nachforschung wagen mochte, um es nicht zu trüben.

Endlich brach Gabriele selbst zuerst dieses Schweigen. Es war an einem jener dunkelhellen warmen Herbstabende, wo alles zur wehmüthigen Feier einer lieben Vergangenheit uns auffordert. Langsam, von keinem Lüftchen berührt, sinken die purpurfarbenen und goldenen Blätter einzeln von den Bäumen herab und ein seltsames Rauschen flüstert in den Wipfeln, während unten auf der Erde die tiefste Stille herrscht. Die Menschen rücken dann näher zusammen und haben einander lieber als sonst, denn Alle fühlen ahnungsvoll die Gewißheit des vielleicht nahen

Scheidens und der Vergänglichkeit aller Blüthe und aller Pracht.

Gabriele, Frau von Willnangen, Auguſte und Erneſto ſaßen in der Dämmerung allein unter den Säulen vor dem Hauſe. Der General und Adelbert hatten mit dem überläſtigen Moritz ſchon am frühen Morgen zu einer Jagdparthie ſich begeben, wie ſie oft thaten, um den Frauen ein ungeſtörtes Beiſammenſeyn zu gewähren. Vieles aus der Vergangenheit war unter den Daheimgebliebenen ſchon den Tag über leiſe zur Sprache gekommen und Aller Gemüth weicher geſtimmt. Da fragte Gabriele plötzlich wie an jenem verhängnißvollen Abende vor ihrer Vermählung: „Erneſto! haben Sie keine Briefe aus Rom? Weiß Ottokar, welchen Gang das Geſchick mit mir nahm?“ ſetzte ſie nach einer kleinen Pauſe hinzu.

„Er weiß es, er nimmt Theil an Gabrielen, wie Gabriele an ihm. In wenigen Jahren, vielleicht noch früher, hofft er uns Alle wiederſehen zu dürfen,“ erwiederte Erneſto in einiger Bewegung über die unerwartete Frage. Doch fuhr er bald mit feſterer Stimme fort, von Ottokar's

Lage zu ſprechen, und von dem Einfluſſe des gegenwärtigen Ganges der Welt auf dieſe. Er erzählte, wie Ottokar fortwährend in Rom lebe; doch, für den Augenblick fern von allen öffentlichen Geſchäften und Verbindungen; wie er ſeine Zeit einzig ſeiner Neigung zur Kunſt widme und der fröhlichen Sorge für einen lieblichen Knaben, ſein einziges Kind.

Die ſichtbare Bewegung, in welche Gabriele bei dieſer Nachricht gerieth, beſtimmte Frau von Willnangen, eine Frage nach Aurelien hinzuwerfen, um ihrer jungen Freundin Zeit zu geben, ſich zu faſſen. „Aurelia,“ erwiederte Erneſto, „iſt ihrem Gemahl als Mutter ſeines Sohnes viel werther geworden, ohne daß er deshalb größere Anſprüche an ſie macht. Er erlaubt ihr gern, ihren Launen zu folgen, ihren Aufenthalt nach Belieben zu wählen, wenn ſie nur zuweilen zu ihm zurückkehrt. Dieſes thut ſie und iſt dann freundlich und angenehm, da ſie bei Ottokar keinen Widerſpruch antrifft. Im übrigen iſt ſie ſich völlig gleich geblieben. Sie erklärt Rom für ein weites ödes Grab, in dem die Geſpenſter füglich bei hellem Tage herumwandeln könnten, und be-

hauptet, die Lüneburger Haide sey in Anmuth der römischen Campagna bei weitem vorzuziehen. Deshalb lebt sie bald in Neapel, bald in Florenz oder Venedig. Einen Sommer brachte sie in der Schweiz zu, einen Winter in Paris, wo die Gräfin Rosenberg nach einem kurzen Besuch in Deutschland, sich für immer niedergelassen zu haben scheint."

Es ward noch vieles über Ottokar's Leben in Rom gesprochen, von welchem Ernesto manche angenehme Einzelnheiten zu erzählen wußte. Im fernern Laufe des Gesprächs bemerkte Frau von Willnangen bedauernd, wie wenig Aurelia doch eigentlich beitrage, dieses Leben zu verschönern.

„Sie irren, theure Frau," erwiederte schnell Gabriele, „oder vielmehr Sie vergessen, wie liebenswürdig Aurelia erscheinen kann, sobald sie es will, und bei Ottokar, diesem nachsichtigsten aller Menschen, muß sie immer es wollen. Gewiß bemerkt er ihre kleinen Schwächen nur, um durch sie ihr Freude zu bereiten und ist dann zwiefach glücklich in ihrem Ergötzen." Alle hefteten bei diesen Worten aufmerksam und gerührt den Blick auf Gabrielen. Sie bemerkte es und

fuhr mit glänzenden Augen weiter fort. „Ich danke Gott, daß keine neidiſche Regung je in meinem Gemüthe Raum fand; auch danke ich Ihnen, Erneſto, daß Sie das freundliche Bild Ottokar's mit ſeinem Knaben mir zum Troſte hinſtellten an meinen einſamen Lebenspfad, deſſen einziger Schmuck Mitgefühl iſt und Erinnerung. Jetzt weiß ich, daß alles, was ich je liebte, glücklich iſt, dort oben oder hier. Um mich her hat der Sturm ausgetobt, es iſt und bleibt jetzt ſtille. Was kann ich mehr wollen? In meinem Gemüthe regt ſich kein Wunſch zu einem andern Glück, ich glaube ſogar, daß ich keines andern fähig wäre, ſelbſt nicht an Ottokar's Seite. Darum bitte ich Euch alle, meine Lieben! ſeyd in Zukunft ruhig um mich; ich wandle zwar einſam meinen Pfad, aber ich blicke von ihm in die hellerleuchteten Häuſer meiner Freunde in Rom und hier, und auch dort hinauf," ſprach ſie mit einem zu dem eben aufgehenden Abendſtern gehobenen Blicke. „Und ſo," fuhr ſie nach einer kleinen Pauſe fort, „und ſo fühle ich mich weder allein, noch betrübt und verlaſſen." Ruhe des Himmels leuchtete bei dieſen Worten aus Gabrie-

len's Zügen und Alle fühlten sich näher zu ihr hingezogen. Auguste schmiegte mit ihrem Knaben sich an sie, während Frau von Willnangen unter Thränen sie umarmte und Ernesto ihre Hand ergriff und liebend und bewundernd mit glänzenden Augen sie betrachtete.

Moritzen's lärmende Ankunft scheuchte die Gruppe auseinander, seine Stirne umwölkte sich, so wie er sie erblickte, und noch am nämlichen Abend kündigte er den dritten Tag nach diesem als den zur Abreise unwiderruflich bestimmten an. Es war nicht Eifersucht, was zu diesem plötzlichen Entschluß ihn bewog, aber er vermochte es nicht, die bittere Empfindung niederzukämpfen, welche sich allemal seiner bemächtigte, wenn er Gabrielen im kleinen stillen Kreise ihrer Freunde erblickte, in Liebe sie umfassend und von ihnen umfangen. Ein dumpfes Bewußtseyn, wie fremd und fern er selbst ihr bleiben müsse, obgleich es ihm vergönnt war, sie die Seine zu nennen, regte ihn stets zu einer Art Ingrimm gegen diese Freunde auf, und unerachtet der Gefälligkeit und Güte, mit der man ihm entgegenkam, ergriff er

freudig die erste Veranlassung, ihnen mit Gabrielen zu entfliehen.

Am Morgen ihrer Abreise stand Ernesto vor dem Schlosse, unter den nämlichen Säulen, wo sie vor zwei Abenden noch Alle im herzlichen Vereine versammelt waren. Sinnend blickte er dem Wagen nach, in welchem Moritz, triumphirend über Gabrielen's Freunde, sie ihnen entführte, bis auch die letzte Staubwolke seinem Blick entschwand. Dann wandte er sich, schmerzlich aufseufzend, und gewahrte dicht neben sich Frau von Willnangen, die forschend ihn betrachtete.

„Sie sind betrübt," sprach sie, „und ich bin es mit Ihnen, denn seit ich Gabrielen's liebe Gestalt in diesen Räumen einmal erblickte, werde ich sie immer um so schmerzlicher vermissen. Da wir aber scheiden mußten, so gereicht es mir doch zum Troste, daß sie nicht mehr allein mit dem langweiligsten Narren der Welt in jenem alten Raubschloß am Rhein hausen wird. Sie geht, wenn gleich nicht einer glücklichen, doch einer heiterern Existenz entgegen, wie ihre Ju-

gend ſie fordert. Sie ſcheinen meiner Meinung nicht zu ſeyn, Erneſto? Sie der Geſelligſte, Lebensfrohſte unter uns. Ich glaube faſt, Sie fürchten den Eindruck, welchen die Vergnügungen der Reſidenz auf Gabrielen machen könnten, und ich geſtehe es Ihnen, ich begreife weder Sie noch Ihre Sorgen. Was kann die große Welt einem ſo erprobten Gemüthe, wie das von Gabrielen iſt, anhaben? Ach! leider wiſſen wir es ja, es giebt für ſie weder Hoffnung noch Gefahr; der kurze Frühling meines armen Kindes iſt dahin und wird nie wieder erwachen."

Schweigend ſtand Erneſto eine Weile da, dann nahm er, nach ſeiner gewohnten Art, zu einem Gleichniß ſeine Zuflucht. „Hörten Sie nie," ſprach er zu ſeiner Freundin, „hörten Sie nie von jenem Baume, deſſen beim erſten warmen Frühlingshauch erſcheinende Blüthen mit allen Wundern des frühen Lenzes ſich befreunden? mit Schneeglöckchen und Krokus, mit Himmelsſchlüſſeln und Veilchen, und dann verſchwinden, wenn die Sonne höher ſteigt? Der Sommer findet von ihnen keine Spur mehr, aber neue Blüthen entſtehen dann an der Stelle der verſchwundenen,

ſie ſind weniger glänzend, werden aber zu Früchten, zu ſüßen oder herben, je nachdem Sonne und Zeit dem Baum es gewähren, der ſo, nach dem gaukelnden Spiele ſeines Frühlings, die Beſtimmung ſeines Daſeyns erreicht.“

„Das Bild nimmt ſich recht artig aus,“ erwiederte Frau von Willnangen, „aber entweder iſt das Gleichniß unpaſſend oder ich verſtehe es eben ſo wenig als Ihre jetzige Sorge. Sie ſelbſt verwieſen mich ja tröſtend auf Gabrielen's Liebe zu Ottokar, Sie nannten ſie den Schutzgeiſt, welcher durch die Wüſten und Steppen ihres Lebenspfades ſie begleiten würde. Wie haben Sie denn nun plötzlich dieſen Glauben verloren? Was fürchten Sie für Gabrielen's Ruhe, ſelbſt wenn Zeit und Entfernung ihr Gefühl für Ottokar gemildert hätten? Kann man den zweimal lieben, wie Ihr Gleichniß es andeuten zu wollen ſcheint? und wenn Andere es könnten, kann es ein Weſen wie Gabriele?“

„Nein! wahrlich nein!“ rief Erneſto. „Ward Ottokar einſt wahrhaft geliebt von Gabrielen, ſo liebt ſie ihn bis zum letzten Hauch ihres Lebens, und iſt durch dieſe reine Liebe geſichert gegen

Schmerz und Reue. Aber so sehr ich auch dagegen mich sträube, immer von neuem ergreift mich der Gedanke, den ich früher nur leise anzudeuten wagte, daß dies Gefühl für Ottokar nur des erwachenden geistigen Lebens erstes jugendliches Sich-Loswinden aus den Banden der Kindheit war. Was wir in früher Jugend die erste Liebe nennen, ist es selten, oder nie. Ist doch auch die Morgenröthe, in aller ihrer Pracht, noch nicht die Sonne, welche unsern ganzen Lebenstag erleuchten und erwärmen soll."

Vergebens bestritt Frau von Willnangen diesen Gedanken Ernesto's mit allen Gründen, welche ihr Herz und ihr Verstand ihr nur anzugeben vermochten. „Blicken Sie um sich," erwiederte er ihr, „wie viele der zum Glück nicht zahlreichen Ehen, welche einer sogenannten ersten Liebe ihr Daseyn verdankten, sind wahrhaft glücklich zu nennen? Könnte dies seyn, wie es denn unleugbar ist, wenn nicht hier Täuschung, Mißverstehen seiner selbst, so leicht, ja fast unausweichbar wären? Lassen Sie es uns zum trüben Troste dienen, daß Gabriele vielleicht in Zukunft nicht glücklicher geworden wäre als sie jetzt es ist,

wenn ein anſcheinend günſtigeres Geſchick ſie an Aureliens Platz geſtellt hätte. Ich verkenne nicht Ottokar's ſeltnen Werth, aber die Strahlenglorie mußte im Laufe des Lebens vor Gabrielen's Blick dennoch ſchwinden, mit der ſie ſelbſt ſein geliebtes Haupt ſich zur Anbetung ſchmückte. Und wenn ſie nun vollends vor dem mächtigern Glanz einer höhern, Gabrielen näher verwandten Erſcheinung hätte erbleichen müſſen? und wenn nun dieſe Erſcheinung ihr jetzt auf ihrem neuen Pfade begegnete? Ach! Frau von Willnangen, ich bin nicht Herr über die bange Vorempfindung, welche mich ergreift! Warum, warum mußte Gabriele ihrer ſichern Einſamkeit entriſſen werden?!"

Gabriele verlebte von nun an einige Jahre, getrennt von ihren Freunden, den Winter in einer großen lebensreichen Reſidenz, den Sommer in den beſuchteſten Bädern. Sobald Moritzens verſchrobener Sinn nur den Gedanken aufgefaßt hatte, daß alle Huldigungen, welche die Geſellſchaft ſeiner Gemahlin darbringen mochte, auf ihn zurückfallen müßten, daß jeder ihrer Verehrer

nur ſeinen Triumphzug verherrlichen könne, weil ſie ihm allein angehöre, ſo hatte er weder Ruhe noch Raſt, bis er Gabrielen auf eine Höhe geſtellt hatte, von der ſie ſeiner Ueberzeugung nach alles überſtrahlen mußte. Ueberall, wo er länger ſich aufhielt, war es ſeine erſte Sorge, ein großes glänzendes Haus einzurichten. Gabriele mußte die Honneurs deſſelben machen, und Moritz tanzte vor Freude und rieb ſich die Hände wund, wenn ihre Vorzüge recht blendend hervortraten. In allen Sprachen poſaunte er das Lob ſeiner Frau, ſogar in ihrem Beiſeyn, ohne es zu achten, daß die peinlichſte Verlegenheit ſie in ſolchen Momenten faſt zu Boden drückte. Alles Bitten und Ermahnen von ihrer Seite war an dem eitlen Thoren verſchwendet, er blieb bei ſeiner Weiſe mit all dem ſtarren Eigenſinn eines beſchränkten Geiſtes, und Gabriele fand endlich keinen andern Ausweg, als dem Willen ihres Gemahls zu folgen und nur dabei durch noch einfachere Beſcheidenheit und Anſpruchloſigkeit den verhaßten Schein eitler Gefallſucht von ſich abzuwenden. Es gelang ihr; ſogar die Frauen haßten ſie nicht, während alle Männer ihr huldigten und ihr Talent

für die Welt bildete ſich immer glänzender aus, je länger ſie in dieſer lebte. Von jener Blödigkeit, mit der ſie im Hauſe der Tante erſchien, konnte nicht mehr die Rede ſeyn, noch weniger aber von jenem dreiſten Blick, jenem arroganten Auftreten, die ſo oft die Stelle früher übertriebener Zurückgezogenheit ausfüllen. In kleinen gewählten Zirkeln wußte Gabriele durch ihr Geſpräch mit der hinreißendſten Grazie die Aufmerkſamkeit zu feſſeln, doch beſonders liebenswürdig war ſie wenn ſie erzählte; dann lauſchte ihr jedes Ohr und Aller Blicke hingen an dem lebendigen Ausdrucke des ſchönen Geſichts. Aber ſie wußte auch ihre glänzenderen Talente vor der Menge geltend zu machen, ſobald es erforderlich war. Sie ſang, ſpielte, tanzte, erſchien ſogar auf Privatbühnen, gewöhnlich weil Herr von Aarheim es wollte, zuweilen aber auch aus wahrer Luſt an dem fröhlichen geſelligen Treiben, das ihr die Tage ihres frühern Zuſammenlebens mit Ottokarn zurückrief. Moritz genoß bei allen dieſem, mit dem aller behaglichſten Gefühl, die Gewißheit, der Gemahl der brillanteſten Frau in der Reſidenz zu ſeyn, während Gabriele da ſtand, als ahne ſie nichts

von der Höhe, zu welcher die allgemeine Bewunderung sie erhob. Auch wagte es Niemand, sie unbescheiden darauf aufmerksam zu machen. Bei aller Frische des Jugendglanzes, der sie umstrahlte, gab die seltene Würde ihres Anstandes ihr etwas Matronenhaftes, und so wie man in ihrem sechszehnten Jahr sie überall für noch weit jünger ansah, so schien Jedermann jetzt in ihrem vier und zwanzigsten Jahre geneigt, sie für älter zu halten als sie war. Oder vielmehr, man dachte weder an Alter noch Jugend bei der, nicht weniger Achtung als Liebe einflößenden Erscheinung, für die es, wie für die himmlischen, keine Zeitrechnung zu geben schien.

Der Winter war vorüber, überall zeigten sich schon die ersten Vorboten des Frühlings. Bei der Unmöglichkeit, den vielfältigen Einladungen des Generals Lichtenfels schicklicher Weise länger auszuweichen, hatte sich Moritz endlich entschlossen, mit Gabrielen den Besuch auf dem Landgute desselben zu wiederholen, als Gabrielen's Tante, die Gräfin Rosenberg, ganz unerwartet

in der Reſidenz eintraf. Napoleons weit ausſehende Plane vertrieben ſie aus Paris, indem ſie die große Stadt verödeten. In ihrem ehemaligen Wohnorte fand ſie ihr Haus von fremden Gäſten eingenommen und ihre ehemaligen Zirkel zerſtört. Beinahe alle ihre Bekannten waren ausgewandert und ihr blieb alſo keine andere Wahl, als ſich einſtweilen in einer Stadt niederzulaſſen, die ihr, bei allen Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens, die vollkommenſte Ruhe und Sicherheit bot.

Die Wahl einer Wohnung, in welcher ſie im gewohnten Glanze auftreten konnte, war gleich nach ihrer Ankunft in der Reſidenz die erſte Sorge der Gräfin geweſen; ihr zweiter Wunſch war, ſich bei Hof und in der Geſellſchaft auf eine auszeichnende Weiſe eingeführt zu ſehen. Rang und Reichthum, dieſe mächtigſten Talismane auf Erden, verhalfen ihr zu beiden in unglaublich kurzer Zeit, und kaum waren vierzehn Tage verſtrichen, als ſich ſchon in einem der ſchönſten Hotels alles, was nur auf Eleganz, Ton und Talent Anſpruch machte, um ſie und ihre Begleiterin, die junge, ſchöne Marquiſe

d'Aubincourt verſammelte. Von Paris aus, wo ſie einander kennen lernten, waren dieſe beiden Damen unzertrennliche Reiſegefährtinnen geblieben und gedachten jetzt mit vereinten Kräften ein glänzendes Haus zu bilden, das bei ihrem Vermögen und ihren Talenten alle andern in der Reſidenz zu verdunkeln drohte.

Gegenſeitiges Bedürfen hatte gar bald das lockere Band bloßer Bekanntſchaft enger zuſammengezogen, welches Anfangs die Gräfin und die Marquiſe vereinte. Es ward eine jener Liaiſons daraus, wie die Welt deren ſo manche aufzuweiſen hat. Sie mit dem Namen der Freundſchaft zu bezeichnen, wäre Entweihung. Es kann weder von Liebe noch Achtung bei dieſen Vereinen die Rede ſeyn, aber ſie trotzen doch oft Jahre lang manchem Stoße von außen, ja ſelbſt der langſam auflöſenden Gewalt der Zeit, und erhalten dadurch bei aller ihrer Frivolität einen Anſtrich von Ehrwürdigkeit, den ſie mit allem Dauernden gemein haben.

Die Gräfin hatte bei ihrer Rückkehr aus Rom nach Deutſchland, und auch ſpäter in Paris es ſich nicht verbergen können, wie ſie, unerachtet

aller ihrer noch immer anerkannten geſelligen Vorzüge, dennoch mit Aurelien einen großen Theil jener Zaubermacht verloren habe, durch welche ſie ſonſt alles in ihre Nähe zog und feſt bannte. Ihr feiner Takt kam ihr bei dieſer Entdeckung mächtig zu Statten, und weit entfernt, ſich durch dieſelbe gedemüthiget zu fühlen, ſuchte ſie von der nämlichen Stunde an, wo ſie ſolche gemacht hatte, nach einem Weſen, das fähig war, jene Lücke in ihrer Umgebung auszufüllen.

Die Marquiſe d'Aubincourt, eine junge, blendend ſchöne Frau, war in Paris zur nämlichen Zeit ebenfalls aus ihrer gewohnten Sphäre getrieben; ihr Gemahl mußte ſie verlaſſen, um ſeinem Kaiſer in weit entfernte Länder zu folgen, und da die franzöſiſche Sitte die ſtrengſte Wächterin des äußern Scheines iſt, ſo blieb ihr bei ihrer Jugend keine andere Wahl, als ſich entweder während der Abweſenheit des Marquis der Welt gänzlich zu entziehen, oder ſich unter den Schutz einer ältern Frau von Rang und unbeſcholtenem Ruf zu begeben, in deren Begleitung es ihr allerdings erlaubt war, überall öffentlich zu erſcheinen. Was konnte daher dieſen beiden

Damen wohl Erwünſchteres kommen, als ihr Zuſammentreffen zur Zeit gegenſeitiger, völlig ähnlicher Noth? Der Bund zwiſchen ihnen war bald geſchloſſen, und da ſpäterhin Langeweile beide aus Paris vertrieb, ſo erwarb die Marquiſe noch den Anſtrich einer exemplariſchen Treue, indem ſie ſich den Mühſeligkeiten der langen Reiſe ausſetzte, einzig, um, wie ſie verſicherte, ihrem bei den Eisbären hauſenden Gemahle in Deutſchland näher zu ſeyn.

In allen Zirkeln, aus Aller Munde vernahmen die Gräfin und die Marquiſe, ſo bald ſie ein wenig einheimiſch geworden waren, den Namen Gabriele von Aarheim, überall erſcholl ihr Lob, Männer und Frauen klagten über ihre Abweſenheit. Die Marquiſe begann die Deutſchen etwas langweilig zu finden, welche in Gegenwart einer ſchönen Frau es wagten, einer zweiten auf dieſe Weiſe zu erwähnen, während die Gräfin die ganze Familie Aarheim in ihrem Gedächtniß die Revue paſſiren ließ, um dieſe berühmte Gabriele aufzufinden.

„Unmöglich," sprach sie sehr bedenklich, „unmöglich kann es meine kleine Nichte mit dem blassen Mondscheinsgesichte seyn! In seinem sechzehnten Jahre wußte das arme Kind kaum drei zu zählen, so entwickelt kann sie sich nicht haben, und doch giebt es meines Wissens keine andere Gabriele in meiner Familie. Vor fünf bis sechs Jahren ward mir die Nachricht ihrer Vermählung mit dem halbverrückten Erben unserer Mannlehngüter mitgetheilt; es ist unmöglich, daß sie es sey."

„Ach Gott! sie wird es wohl seyn," rief kläglich Graf Hippolit, der gegenwärtige Verehrer der Marquise, „sie wird es seyn, die Mondscheinsdame; sie wird zu allgemein gepriesen, als daß wir viel von ihr erwarten könnten!" „Also Ihre Cousine? liebe Rosenberg, nun ich sterbe vor Neugier, wenn ich nicht bald dieses Wunder der Welt zu Gesichte bekomme!" fiel halb gähnend die Marquise ein.

„Ach, wie gern thäte ich das auch," rief lustig Hippolit, „aber mir sind leider schon in der Welt zu viele dergleichen Wunder vorgekommen, die, entschleiert, eigentlich alle sehr gewöhnlich

und natürlich daſtanden. Es iſt immer das alte Buch mit einem neuen Titel, das nämliche Räthſel in ein anderes Gewand eingekleidet, was man uns da zu ſtudiren giebt. Bei alle dem bleibt es aber doch ein Studium, deſſen man nie überdrüſſig wird, beſonders wenn uns, wie hier, jede Stunde mit einer neuen ganz unerhörten Kapriſe beglückt.“ Indem er dies hinzuſetzte, wollte er die Hand der Marquiſe an ſeine Lippen drücken, ſie entzog ſie ihm aber, heftig und unwillig ſich ſträubend. „Schöne Dame,“ rief Hippolit in ſeinem Uebermuth, „indem Sie zürnen, beweiſen Sie, daß ich Recht habe; die kleine Wuth ſteht Ihnen ſo allerliebſt, daß ich dadurch leicht verleitet werden könnte, Sie alle Tage halb todt zu ärgern. Die Verſöhnungen, die doch auch nicht zu verachten ſind, hätte ich dann für meine Mühe noch obendrein.“

Die Marquiſe begann recht ernſtlich ſich zu erzürnen, doch nicht auf lange; die Gräfin warf ſich zur Vermittlerin auf, und der Frieden war bald geſchloſſen.

Der glänzende Graf Hippolit, entſproſſen aus einem der edelſten Geſchlechter in Ungarn,

ſchön wie Apoll, kaum zwanzig Jahre alt, und dabei ſchon unumſchränkter Herr großer Reichthümer, war allerdings eine Eroberung, welche eine Frau wie die Marquiſe, ſich auf alle Weiſe zu erhalten ſtreben mußte. Auch war es ihr ſeit dem Moment gelungen, da er in Paris als ein weitläufiger Verwandter der Gräfin ihr vorgeſtellt ward. Ihre ſeltene Schönheit, ihr leichter Sinn, vor allem eine gewiſſe piquante Ungleichheit in ihrem Betragen entzückten ihn, und Gewohnheit, Ueberdruß an Wechſel, hatten bis jetzt ihn feſt gehalten.

Als die Damen Paris verließen, wußte er eben nichts Beſſeres zu thun, als ihnen nach Deutſchland zu folgen, und bei dieſer Gelegenheit ſpäterhin einen Beſuch in ſeinem Vaterlande und auf ſeinen Gütern abzuſtatten. Vor jetzt war er der tägliche Gaſt in ihrem Hauſe, ihr ſteter Begleiter außer demſelben, aber die Strenge, mit welcher die Gräfin über die Geſetze des Anſtandes zu wachen gewohnt war, hatte ihn veranlaßt, ſich eine von ihnen abgeſonderte eigene Wohnung zu wählen.

Ungeachtet ſeiner frivolen Außenſeite, war

Hippolit von Natur zu allem Großen und Edlen geeignet, aber das Schicksal, welches sein äußeres Leben mit jedem Vorzuge reichlich ausstattete, hatte ihn schon früh im Innern tief verletzt und sein Entwickeln verhindert. Von einer leichtsinnigen Mutter als fünfjähriger Knabe verlassen, von einem durch das Betragen seiner Gattin mit der Welt und dem Leben entzweiten, verbitterten Vater erzogen, war der arme Hippolit um jenes Vertrauen in die Menschen gebracht worden, ohne welches keine Jugendblüthe fröhlich gedeiht. Sein ganzes Wesen widerstrebte der strengen klösterlichen Zucht, in welcher er bis in sein funfzehntes Jahr gehalten ward, er fühlte zur Freude sich geboren, aber jede Jugendlust, wie jede sanftere Regung, ward von der Strenge seiner Zuchtmeister niedergedrückt. Er war zu stolz, die Hülfe der, in ihm ihren künftigen Herrn schmeichelnden Diener anzunehmen, und seinen Vater zu betrügen, um wenigstens Stundenlang seinem Kerker zu entgehen, aber in ihm wogte ein verzehrendes Feuer, das, weit entfernt sein Herz zu erwärmen, es nur immer enger zusammenzog, während seine Phantasie ihm das Glück künftiger Freiheit

in den glühendsten Farben malte. Das jedem gutgearteten Kinde eigene Sehnen nach Liebe sprach zwar auch mächtig in seiner Brust, aber er drückte es, als seiner unwürdig, nieder, denn wen sollte er lieben? Rings um sich sah er nur fühllose Strenge oder erbärmliche Kriecherei. Künftiger Genuß ward ihm die Loosung des Lebens. Worin dieser bestehen sollte, wußte er nicht deutlich sich zu sagen, aber einstweilen gedachte er, die freudenlose Zeit, welche er jetzt verlebte, durch eifriges Bestreben nach Wissen als vorbereitend zu benutzen. Mit dem größten Eifer verfolgte er daher den Gang der ihm von seinem Vater vorgeschriebenen Studien, jede Stunde bereicherte seinen Geist, aber in seinem Gemüth ward es immer ärmer, immer mehr erstorben, bis der Zufall den einzigen Bruder seines Vaters in seine Nähe führte. Hippolit war jetzt funfzehn Jahr alt und zum ersten Mal seit seiner frühesten Kindheit hörte er nun wieder mit milden Worten sich anreden. Da brach die Eisrinde, in welcher sein Herz beinahe erstarrt war. Mit der kindlichsten Liebe, mit der innigsten Treue eines jugendlichen Gemüths hing er sich nun an den Oheim, der wie eine

himmlische Erscheinung in die Nacht seines Daseyns strahlte und sogar auch die düstere Stimmung seines Vaters milderte, als Letzterer plötzlich erkrankte. Ein seit langen Jahren allmählich heranschleichendes Uebel warf den alten Grafen wenig Monate nach der Ankunft seines Bruders auf das Sterbebette. Bleich und bebend kniete Hippolit neben demselben, als der Vater zum ersten Mal liebend und segnend die schwere kalte Todtenhand auf sein lockiges Haupt legte, in den rührendsten Ausdrücken den zum Jüngling heranreifenden Knaben der Vorsorge seines Oheims empfahl, und dann, getröstet durch dessen heiligstes Versprechen, ihn wie seinen eigenen Sohn zu betrachten, die müden Augen auf ewig schloß.

Der weinende, tief erschütterte Knabe folgte nun dem vom Vater ihm gegebenen Beschützer seiner Jugend auf dessen Güter, von wo er in Jahresfrist, begleitet von einem Hofmeister, auf eine von seinem Vaterlande Ungarn weit entfernte Universität gesandt ward. Während er dort, von heißem Durst nach Wissen getrieben, jede Stunde auf das gewissenhafteste anwendete, erhob sein Oheim in seiner Abwesenheit einen Prozeß gegen

ihn, der ihn um sein väterliches Erbe bringen sollte. Aller seiner, dem sterbenden Bruder mit in die Ewigkeit gegebenen Versprechen vergessend, jedem menschlichen Gefühl entsagend, benutzte der Eigennützige den Leichtsinn der Mutter des Jünglings, dem er Vater zu seyn geschworen hatte, um die Aechtheit seiner Geburt anzugreifen, und dann seinen eigenen Söhnen die beträchtlichen Güter desselben zuzuwenden. Der Versuch mißlang, er hatte nur die Folge, daß Hippolit etwas früher als gewöhnlich für mündig erklärt ward. Empört bis in den tiefsten Grund seiner Seele, überzeugter als je von der Erbärmlichkeit der Menschen, ging dieser nun nach vollendeten Studien auf Reisen; die Zeit des Genusses schien ihm gekommen, er war entschlossen, sie zu benutzen. Sein Rang, sein Reichthum, seine glänzende Persönlichkeit öffneten ihm Herzen und Thüren, er taumelte von einem Vergnügen zum andern, und übertäubte so den alten bittern Unmuth in seinem Gemüth, der aber dennoch stets von neuem sich regte. Er sah, wie man ihn mit Schmeicheleien überhäufte, um ihn um so sicherer zu elenden Zwecken zu mißbrauchen, aber er verachtete die Menschen und in

einzelnen ſchrecklichen Momenten ſich ſelbſt zu ſehr, um es der Mühe werth zu achten, dem plumpen Netz entgehen zu wollen, das man ihm ſtellte. Es genügte ihm, ſeine ſogenannten Freunde zuweilen in wilder Luſtigkeit mit bitterm Hohn zu mißhandeln, und dann mit Ekel ſich von den ängſtlichen Windungen wegzuwenden, in welchen ſie ſtrebten, ihn nicht zu verſtehen, um nur auf guten Fuß mit ihm bleiben zu dürfen.

Auch Frauen kamen überall dem ſchönen reichen Jünglinge entgegen, kämpften unter einander um ihn, mit allen Waffen der Schönheit und Kunſt, ſuchten überall mit Blumen ihn zu feſſeln, und gern vergaß er bei ihrer lieblichen Erſcheinung alles, was ihn hätte warnen können. Noch einmal überließ er ſich Träumen himmliſcher Seligkeit, er glaubte ſogar zu lieben, aber er ward grauſam erweckt. Ohne zu bedenken, wie ſo ganz ohne Umſicht er ſich hingegeben hatte, klagte er jetzt das ganze Geſchlecht des Verraths der Einzelnen an und ſchwur ſich ſelbſt, nie wieder die Maske für Wahrheit zu nehmen. Dem troſtloſeſten Unglauben zum Raube, vermochte er aber doch nicht, der Freude zu entſagen, ſich wiſſent-

lich täuschen zu lassen, so lange dies irgend nur möglich war. Bitter lachendes Spotten seiner selbst übertönte dann oft nur mühsam das Weinen in seiner Brust, wenn ein schöner Traum, den er lange festgehalten hatte, in Nichts zerrann, aber er achtete dessen nicht, auch nicht der herben Schmerzen, mit denen er jede Regung des Bessern gewaltsam in sich erstickte, um zu seyn wie die Andern. Dennoch sank er nie zum Gemeinen herab, so achtlos er auch dem Treiben der Welt sich hingeben mochte. Was ihn blenden und verführen konnte, mußte wenigstens den Anstrich des Reinen und Sittlichen zu erhalten streben; denn seine bessere Natur und Reminiszenzen der früher bei seinem Vater ihm eingeprägten strengern Grundsätze hielten ihn noch immer über dem Abgrund empor.

„Das Wunder der Welt ist endlich angelangt, wie ich sehe," rief Hippolit freudig aus, indem er die Visitenkarten auf dem Tisch der Gräfin musterte und Gabrielen's Karte hoch in die Höhe hielt. „Da steht der geheimnißvolle Name des

Erzengels, und mein thörichtes Herz erbebt ſogar ein wenig bei ſeinem Anblick! Ich bitte Sie, theuerſte Gräfin!“ fuhr er mit komiſchem Pathos fort, „iſt es die Mondſcheinscouſine? ſagen Sie nein! ich flehe darum.“

„Daß ſie die Gabriele iſt, die ich meine, weiß ich jetzt gewiß,“ erwiederte die Gräfin, „obgleich ich ſie noch nicht geſehen habe; wir verfehlten einander bei unſern gegenſeitigen Beſuchen, und ſo bleibt uns nichts übrig, als die Soirée zu erwarten, mit der wir, wie Sie wiſſen, morgen hier debütiren wollen.“

„Alſo morgen, morgen iſt der große, der entſcheidende Tag,“ rief Hippolit, und wendete ſich gleich darauf zur Marquiſe mit der Bitte um den zweiten Tanz. „Den erſten,“ ſetzte er hinzu, „bin ich ſo gut als verſagt, den tanze ich mit der Wunderdame, meine Ehre duldet es nicht anders, ich muß der Erſte ſeyn, mit dem ſie auftritt.“

„Ich überlaſſe Sie ihr mit Vergnügen auf den erſten, den zweiten, den dritten und alle folgenden Tänze; ich tanze morgen gar nicht; entweder ich habe Migräne, oder ich habe mir den Fuß verrenkt; ich bin noch nicht entſchloſſen, wel-

ches von beiden," erwiederte die Marquiſe, ein wenig piquirt.

Hippolit blickte lange ſchweigend und verwundert ſie an. „Wahrhaftig, Marquiſe! ich erkenne Sie nicht mehr," ſprach er endlich. „Zum erſten Mal ſehe ich, daß auch Sie etwas ſchwerfällig nehmen können; doch hoffe ich, Sie werden ſich eines beſſern beſinnen, und allen Erzengeln und Erzengelinnen zum Trotz morgen tanzen, wie immer!"

„Diesmal beliebt es wohl dem Herrn Grafen ſelbſt, ſich etwas ſchwerfällig zu zeigen; denn, um des Himmels willen! wer denkt denn an Ihre Erzengelin?" erwiederte ſpottend die Marquiſe. „Schon in Paris nahm ich mir vor, morgen krank zu ſeyn; ſehen Sie hier den Beweis davon," fuhr ſie fort, indem ſie einer Kammerfrau ein Kleid, welches dieſe eben durch das Zimmer trug, vom Arme nahm und vor dem Grafen entfaltete.

Mit dem größten Erſtaunen erblickte dieſer ein ganz einfaches, blendend weißes Gewand, fein und durchſichtig, wie aus Aether gewoben, doch ſchien es für eine Rieſin beſtimmt; es mußte, wenn die Marquiſe es trug, nicht nur hinten,

ſondern auch vorne und von allen Seiten mehrere Ellen lang ihr auf dem Fußboden nachſchleppen. „Aber wie in aller Welt wollen Sie es anfangen, in dieſem Gewande nur zwei Schritte zu gehen?“ rief er endlich.

„Gehen,“ erwiederte die Marquiſe, und lachte jetzt wirklich recht herzlich, „gehen? Aber, lieber Graf! Sie werden immer ſchwerfälliger. Wer geht denn, wenn man krank iſt?“

„Ach Gott,“ ſeufzte Hippolit, „eigentlich fängt es an, mir leid zu thun, daß dieſe Gabriele morgen erſcheint; abweſend gab ſie zu ſo manchem guten Einfall, zu ſo manchem piquanten Scherze Anlaß, und ihre Gegenwart wird gewiß nichts weniger als piquant oder amüſant ſeyn. Ich ſehe ſie ſchon im Geiſte vor mir mit dem Mondſcheinsgeſichte, wie ſie an der Seite ihres alten Gecken die geſtrenge Penelopeia mitten unter den übermüthigen Freiern zu ſpielen bemüht iſt. Die Maske iſt übrigens ſchon etwas verbraucht, indeſſen wenn ſie ihr nur halb ſo gut ſteht als die Leute es behaupten, ſo mag es drum ſeyn. Ich fürchte aber, der morgende Triumph unſerer ſchönen Freundin wird kaum der Mühe des Erkäm-

pfens werth seyn, obgleich ich diese sehr gering anschlage."

Der Abend kam. Die glänzende Reihe kerzenheller Säle füllte sich nach und nach und die Gräfin bemühte sich mit gewohnter Liebenswürdigkeit, die Abwesenheit der Marquise mit einer heftigen Migräne zu entschuldigen, welche aber hoffentlich späterhin zur gewohnten Stunde nachlassen und ihr erlauben würde, die Gesellschaft, in kleinere Partien getheilt, in ihrem Zimmer wenigstens auf Minuten zu sehen. Hippolit wich beim Empfange der Gäste der Gräfin nicht von der Seite. Mit dem Bedeuten, er müsse sie errathen, hatte diese es abgeschlagen, ihm Gabrielen gleich bei deren Eintritt bemerkbar zu machen, daher hielt er es für das sicherste, auf diese Weise seinen Willen durchzusetzen. Indessen war es spät geworden, die Erwartete fehlte noch immer, Graf Hippolit begann aus Verdruß darüber der Gräfin allerlei witzig-bittere Muthmaßungen über die Abwesende zuzuflüstern, als ein Kreis seiner Bekannten ihn einen Augenblick festhielt,

und dadurch ihn von der Gräfin trennte, ohne daß er solches bemerkte.

Ein lächerlich modern gekleideter dicker Mann stand mitten im Kreise der jungen Leute, sprach alle Sprachen zugleich und erzählte, heftig gestikulirend und im völligen Ernste, die Geschichte einer heftigen Leidenschaft, welche vor einigen Jahren eine Nepotessa des Papstes für ihn gefühlt hatte. Dabei erwähnte er der mannichfachen Gefahren, deren er sich ausgesetzt gesehen, um ihr und den Verfolgungen ihrer mächtigen Verwandten in Rom zu entgehen. Die jungen Herren um ihn her stürmten mit Fragen auf ihn ein; er wußte für alle eine Antwort, löste alle Zweifel, die man ihm in den Weg warf; das Lachen, der Lärmen wurden bald lauter, als man es in einer solchen Assemblée hätte erwarten sollen. Hippolit nahm recht herzlichen Antheil daran, als plötzlich erst ein leises Geflüster, dann ein allmähliches Verstummen in dem Kreise entstand. Die, so den lebhaftesten Antheil an den Neckereien genommen, welche man an dem alten Herrn ausgeübt hatte, begannen, sich leise davon zu schleichen, die übrigen nahmen sich sichtbar zu-

ſammen und ſtanden dann in etwas feierlich verlegener Faſſung; alles verkündete den Eintritt einer allgemein geachteten Perſon. Hippolit ſuchte mit den Augen den Gegenſtand, der dieſe plötzliche Umſtimmung des Tones verurſacht haben mochte und erblickte die Gräfin, welche eben eine Dame hereinführte, deren anmuthige und doch würdevolle Haltung und ſeltne Schönheit ihm gleich in ihr die lang Erwartete errathen ließ. Vor dem Zauberton ihrer Stimme, in dem ſie einige ihr naheſtehenden Bekannte anredete, war plötzlich jede Spur wilder Luſtigkeit verſchwunden. Selbſt als der alte dicke Herr mit dem Ausruf: „ma femme, ma petite femme vous voilà!“ auf ſie losſprang, um ſie zu begrüßen, wagte es Niemand, den Mund zu einem ſpöttiſchen Lächeln zu verziehen. „Die iſt es?“ flüſterte Hippolit der Gräfin zu, und dieſe beantwortete ſeine Frage, indem ſie ihn erſt Gabrielen vorſtellte und dann ihn mit Adelberten bekannt machte, welcher Geſchäfte halber Gabrielen und Herrn von Aarheim in die Reſidenz begleitet hatte.

Hippolit vermochte von nun an nicht, ſein Auge von Gabrielen zu verwenden, er ſah, wie

mehrere Bekannte, Männer und Frauen herbeieilten, um die lange Entbehrte zu begrüßen, wie alles um sie sich drängte, als sey mit ihr die Seele der Gesellschaft heimgekehrt.

Moritz wich nicht von der Seite Gabrielen's, rieb immerfort freudig die Hände an einander und brach in tausenderlei Redensarten aus, auf welche Niemand achtete, obgleich die meisten mit ma femme dit, oder ma femme sait, anfingen. Der leise Schmerz, der dabei in Gabrielen's Lippen fast unmerkbar zuckte, die ängstliche Röthe, welche, schnell entstehend und entschwindend, ihr Wange, Hals und Busen überhauchte, entgingen Hippoliten's Späherblick nicht. Eine wunderbar fremde Regung des Mitleids überschlich ihn dabei und er begann mit einer Art Aengstlichkeit darauf zu sinnen, wie der Lästige auf gute Art aus Gabrielen's Kreise zu entfernen sey, um diese in ungestörter Anmuth sich bewegen zu sehen, als sie ihren Gemahl mit wenigen, leicht hingeworfenen Worten auf einige Vasen von seltner Schönheit aus kostbaren Steinarten geformt, aufmerksam machte. Der Tisch, auf welchem diese Vasen standen, war mit farbigem Marmor aller

Art ausgelegt, und Moritz fand und benutzte hier ein reiches Feld, auf welchem er mit der einzigen Wissenschaft, welche er wirklich besaß, glänzen konnte. Bald gesellten mehrere Sachkundige aus der Gesellschaft sich zu ihm, ein lebhaftes Gespräch entstand, und Gabriele wendete sich sichtbar heiterer ab, um in den Nebenzimmern die übrige Gesellschaft aufzusuchen.

Sinnend folgte ihr Hippolit mit immer regerem Bemerken. So hatte er sie sich nicht gedacht, nicht so fein, nicht so gewandt, nicht so heiter. Die Melodie ihrer Worte, die Harmonie in allen ihren Bewegungen zogen ihn noch unwiderstehlicher an, als ihre Schönheit.

„Es ist doch nur eine Maske, wie sie alle," dachte er, „aber dieser steht sie vortrefflich und ist so herrlich angepaßt, daß schon der Versuch, sie zu lüften, Belohnung verdient." Er versuchte es hierauf, Gabrielen anzureden, aber es war, als ob eine ihm fremde Gewalt den gewohnten Fluß seiner Worte hemmte; Gabrielen's gerader kalter Blick brachte ihn aus der Fassung; zum ersten Male fühlte er sich verlegen, und war froh, als die Gräfin mit der Bitte [illegible]:

Gabriele möge ſie zur Marquiſe begleiten, welche eben etwas beſſer ſich fühle und den Augenblick kaum erwarten könne, in dem es ihr vergönnt würde, die geliebte Nichte ihrer Freundin zu umarmen.

Der kleine Zug der zu dieſem Beſuch Auserwählten, welchem auch Hippolit ſich anſchloß, folgte der Gräfin durch die ganze lange Enfilade prächtiger Säle, welche, wie es in Paris gebräuchlich iſt, mit dem Schlafkabinet der Marquiſe endeten.

Ein reicher ſeidner Vorhang verhüllte noch den Tempel, nachdem ſchon die Flügelthüren ſich geöffnet hatten, aber der berauſchende Duft der auserleſenſten Aromas des Orients verkündete die Nähe der Göttin. Auch der Vorhang wurde beſeitigt und ſelbſt der verwöhnte Hippolit ſtand jetzt geblendet von dem unerwarteten Anblick.

Auf einer Eſtrade, zu welcher einige, mit prächtigen Teppichen belegte Stufen hinaufführten, ſtand, ſchimmernd von Gold und Elfenbein, das, der edelſten antiken Form nachgebildete Bette. Eine purpurrothe, mit goldener Stickerei und goldnen Franzen geſchmückte Decke war darüber

hingebreitet, auf welcher die Marquiſe in der anmuthigſten Stellung hingegoſſen ruhte. Ein großer Spiegel an der Hinterwand deſſelben, ein anderer an der Decke des Baldachins über ihrem Haupte, und mehrere, anſcheinend vom Ungefähr, aber eigentlich mit ſorgfältiger Wahl im Zimmer geordnete große Ankleideſpiegel vervielfältigten die ſchöne Erſcheinung, indem ſie ſie von allen Seiten zeigten. Der Genius des Schweigens von Bronze, den Finger auf die Lippen gedrückt, ſchien den leicht vom Baldachin herabrollenden Schleier zu heben, der ſie zu verhüllen drohte, und blühende Roſenbüſche, Orangenbäumchen, Jasminſträuche, in köſtlichen Vaſen zu beiden Seiten auf den Stufen der Eſtrade, gaben der Niſche, in welcher das Bette ſtand, das Anſehen einer Laube aus dem Paradieſe der Muhamedaner. Alabaſterlampen verbreiteten den zauberhaften Schimmer einer mondhellen Nacht und kleine bläuliche Wölkchen kräuſelten ſich, aus Kaſſoletten aufſteigend, in welchen das ausgeſuchteſte Räucherwerk brannte. Das Auge irrte geblendet auf alle dem mannichfaltigen Geräthe von köſtlichen Hölzern, von Kryſtall, von Marmor

und Bronze, welches das Schlafzimmer einer eleganten Pariſerin zum glänzendſten Prunkzimmer des Hauſes macht.

Mitten in alle dieſer Pracht lag die Marquiſe, ganz einfach gekleidet und dennoch alles überſtrahlend. Der wohl berechnete Ueberfluß des früher erwähnten weißen langen Gewandes, in große maleriſche Falten von Künſtlerhänden geordnet, umſchwebte ihre Geſtalt, ohne ſie neidiſch zu verhüllen; die ſchönen Formen ſchimmerten hindurch, wie der Mond durch Silberwölkchen, die an ihn ſich heranzudrängen ſcheinen. Unter der Bruſt hielt ein großer ſtrahlender Rubin das Gewand zuſammen, der eine der weiten Aermel, wie von ungefähr zurückfallend, enthüllte einen wunderſchönen Arm, auf dem geſtützt, das reizende Köpfchen im lieblichſten Ausdruck der Ermattung ruhte. Eine um den Arm geſchmiedete goldne Sentimentskette und einige Perlenſchnuren ſchienen ſich abſtreifen zu wollen. Den andern Arm bedeckte der Aermel bis zu den zierlichen Fingerſpitzen, die, dem Kopfweh zu Ehren, ein Riechfläſchchen hielten. Um die hohe Stirne ſchwebten die glänzendſchwarzen Locken in zierlicher

Unordnung, nur ein einfaches Band hielt sie und die reichen Flechten zusammen, welche den ganzen Kopfschmuck bildeten. Die Marquise war unbeschreiblich reizend in diesen Umgebungen, auch fesselte stummes Erstaunen alles bei ihrem Anblick; nur Hippolit wagte es, sich in ihre Nähe zu schleichen und ihr ein leises „Bravo!“ zuzuflüstern.

Gabriele ward mit der entzückendsten Freundlichkeit von ihr empfangen; sie zog sie liebkosend zu sich herab, um sie zu umarmen, und als die hohe, schlanke Gestalt sich zu der auf dem Bette Ruhenden niederbeugte, umschwebte ihr goldnes Haar die dunkeln Locken der Marquise wie mit einer Strahlenglorie, während diese mit beiden Lilienarmen den stolzen Marmornacken der geliebten Nichte ihrer Freundin umschlang, und ihr Entzücken darüber in den schmeichelhaftesten Ausdrücken laut verkündete.

Nichts kann einander ungleicher seyn, als beide Frauen in diesem Augenblick. Farbe, Augen, Haare, Ausdruck des Gesichts, nichts von alle dem hatten sie mit einander gemein, und

doch war es unmöglich zu entscheiden, welcher von ihnen die Palme der Schönheit gebühre?

Zu matt für eine fortgesetzte Konversation, bat die Marquise eine wie durch Zufall gegenwärtige berühmte Künstlerin, die Gesellschaft für ihre kranke Langweiligkeit durch die Zaubertöne ihrer Harfe zu entschädigen. Die Dame ließ sich dazu willig finden, denn eigentlich war sie, nach Pariser Sitte, der die Marquise in Deutschland treu blieb, um eine bedeutende Summe von letzterer für den Abend erkauft. Ein griechischer Sessel ward für sie zu den Füßen des Ruhebettes auf die Estrade gestellt, die große goldige Harfe strahlte in ihren Armen, und kaum hatte die Virtuosin mit prüfenden Akkorden die Saiten berührt, als mehrere wunderschöne, fast idealisch gekleidete Kinder aus dem Nebenzimmer herbeieilten, und sich in malerischen Gruppen zwischen den Rosen- und Orangenbäumchen ordneten. Als große Lieblinge der Marquise hatten sie in deren Wohnzimmer gespielt und waren von den Tönen der Harfe herbeigelockt worden. So wenigstens suchte ihre Beschützerin das unerwartete Erscheinen mit lächelndem Zorne darüber zu entschul-

digen, aber es bedurfte keiner Entschuldigung, denn Jedermann fühlte sich von dem wirklich feenhaften Anblick hingerissen, den die Estrade in diesem Augenblick gewährte; es war als sähe man die Liebesgöttin von Amorinnen umflattert.

Endlich ward Ruhe. Der Zirkel war allmählich größer geworden; Mehrere, die nicht mit der Gräfin gekommen waren, hatten nach und nach sich vor und in dem Kabinette selbst versammelt, dessen Thüren jetzt weit offen standen. Allgemein herrschte die tiefste Stille einer zur Bewunderung bereiten Erwartung; aber kaum hatte die Künstlerin in leisen Akkorden begonnen, als ein wunderliches fortwährendes Klirren sie wieder verstummen machte.

Zürnend blickten Alle in die Ecke, aus welcher das störende Geräusch zu kommen schien. Dort stand Adelbert, todtenbleich, den stieren Blick auf die Marquise geheftet. An allen Gliedern heftig bebend, hielt er sich, anscheinend völlig bewußtlos, an einem Gestelle fest, welches in einer Ecke des Kabinets mit Porzellan beladen stand, sein Zittern theilte sich den darauf befindlichen Prunkvasen und Tassen mit, alles stieß

tönend an einander, ohne daß Adelbert weder dieſes, noch die daraus entſtehende Störung gewahr ward. Seine Seele war in ſeinen Augen, ſein Herz klopfte in ängſtlichen Schlägen gegen ſeine Bruſt, als wollte es ſie zerſprengen, denn mit dem erſten Blick auf die Marquiſe hatte er in ihr Herminien erkannt.

„Adelbert!“ rief Gabriele und ſprang erſchrocken von ihrem Seſſel auf, dem Freunde, den ſie plötzlich erkrankt glaubte, zu Hülfe zu eilen.

Ein allgemeiner Aufruhr entſtand, die Damen drängten ſich um die Marquiſe her, welche vor Schreck ohnmächtig zu werden drohte, die Herren führten Adelberten in ein Nebenzimmer, der noch immer bewußtlos mit erſtorbenen Augen Jedermann anſtarrte. Alle umſtanden ihn unſchlüſſig, auch Gabriele, die im erſten Schrecken, jede konventionelle Regel vergeſſend, ihm gefolgt war. Plötzlich erkannte er dieſe und mit einem erſtickten Schrei des Schmerzes ergriff er ihre Hände, drückte ſie an ſeine Augen, unter faſt konvulſiviſchem Beben, während einzelne Tropfen kalt und ſchwer ihm über die Wangen rollten.

„Um Gotteswillen einen Wagen, einen Arzt!

der Rittmeiſter iſt ſehr krank," rief Gabriele wie außer ſich; „er muß gleich nach Hauſe gebracht werden."

„Liebe Nichte, das iſt ja ein entſetzlicher Zufall," ſprach die Gräfin, welche als Frau vom Hauſe eben hinzutrat; „doch beruhigen Sie ſich, mein Wagen wird angeſpannt, der Arzt wird gleich hier ſeyn den Herrn von Lichtenfels zu begleiten, und nun bitte ich, folgen Sie mir zu den übrigen Damen, beruhigen Sie ſich, bitte ich nochmals, für alles Nöthige wird geſorgt."

Gabriele war indeſſen zu aufgeregt, um auf alle dieſe Redensarten zu achten, ſie ſchien im Gegentheil völlig entſchloſſen, den Rittmeiſter, der in ihrem Hauſe wohnte, zu begleiten. Die Gräfin ſtand in peinlicher Verlegenheit dabei, und ſogar von ihrem Betragen etwas beleidigt, als plötzlich Moritz, mit dem Geſchrei, **ma che cosa che cosa? what's the matter?** ihr zum Troſt erſchien, gerade im Momente, als das Bereitſeyn des Wagens gemeldet ward.

Die Gräfin beeiferte ſich Gabrielen's Gemahl den Vorgang zu erklären. „Herr von Lichtenfels iſt von einem plötzlichen Schwindel ergriffen,"

ſprach ſie, „er braucht ſchnelle Hülfe, gewiß werden Sie ihn begleiten, und unſre Gabriele wird ſich beruhigen, uns ihre Geſellſchaft nicht entziehen, wenn ſie ihn unter Ihrer Vorſorge weiß.“

„Certainement“ erwiederte Moritz, und begann in der Kürze die Reichthümer ſeiner Hausapotheke anzupreiſen, die ſeltenſten arcana, die koſtbarſten Wundereſſenzen gegen Schlagfluß, Schwindel und böſen ſchnellen Tod. „Sie ſtehen ihm alle zu Dienſten,“ rief er, „ich freue mich der Gelegenheit ihre Kräfte einmal erproben zu können. Vous resterez, ma chère!“ ſetzte er, gegen Gabrielen gewendet, etwas ſcharf und ſchneidend hinzu, da er bemerkte, wie ſie dennoch Miene machte ihn begleiten zu wollen.

Hippolit hatte bis jetzt ganz ohne alle äußre Theilnahme, den prüfenden Blick auf Gabrielen geheftet, dageſtanden; doch jetzt, als er ſie beſonders bei Erwähnnng der Hausapotheke, ängſtlich noch bleicher werden ſah, konnte er einer mitleidigen Regung ſich nicht erwehren. Er nahte ſich ihr unbemerkt. „Vertrauen Sie mir,“ flüſterte er ihr zu, „ich begleite ihn auch, und ver-

lasse ihn nur unter der Aufsicht des Arztes. Sobald er meiner Gegenwart nicht mehr bedarf, bringe ich Ihnen Nachricht von ihm; von dem Glücklichen, der so Ihre Theilnahme zu gewinnen wußte!“ Mit einer leichten Wendung kehrte er sich nach diesen wie im Fluge gesprochnen Worten gegen Adelberten, der sich eben etwas erholte, um ihn die Treppe hinunter zu führen. Moritz folgte Beiden, immerfort seine Wundersessenzen anpreisend.

Die Marquise hatte indessen für gut gefunden, den leichten Schreck bald zu überwinden, und als Gabriele am Arme der Gräfin zu ihr zurückkehrte, faud sie zwar sie noch immer in der Lage einer Kranken, aber voll Lust und Leben, voll Witz und Laune.

Ein in Paris auf das höchste gebildeter Instinkt lehrte sie, jedesmal den Ton der Unterhaltung der Neigung derer anzupassen, welche sie gewinnen wollte, und eigentlich wollte sie das gewöhnlich ohne Unterschied bei Allen. Daher war sie witzig, trübe, oder auch gefühlvoll, wie

es die Umstände erforderten, oft alles dieses in einer Stunde. Was sie sprach, war selten bedeutend, aber es gewann in ihrem Munde einen eignen Reitz; bei der höchsten Frivolität verstand sie entweder mit der Naivetät eines Kindes den Schein der unbefangensten Unschuld beizubehalten, oder auch mit glücklicher Keckheit bis an die äußerste Grenze weiblichen Zartgefühls zu treten, ohne dennoch diese je zu verletzen und so gefiel sie Allen, weil sie Allen Alles zu seyn wußte.

Indessen mißlang es ihr dieses Mal dennoch Gabrielen an sich zu ziehen, obgleich sie sehr wünschte, durch sie etwas Näheres von Adelberts gegenwärtiger Lage zu erfahren. Sie hatte ihn auf den ersten Blick eben so wohl wiedererkannt als er sie, aber aus mancherlei Gründen wünschte sie, die frühere Bekanntschaft mit ihm zu verschweigen und suchte daher, nur ganz von weitem, Gabrielen zu einem Gespräch über ihn zu bewegen. Doch diese blieb einsylbig, sichtbar befangen, bis endlich Herr von Aarheim uud Hippolit mit der Nachricht von Adelberts besserem Befinden anlangten. Ihr Blick erheiterte sich jetzt, sie vermochte es nicht, Hippoliten den Tanz

zu verſagen, den dieſer, von Moritzen unterſtützt, als Botenlohn für die günſtige Nachricht von ihr erbat. Triumphirend führte er ſie in den Saal und alles ſtrömte dem ſchönen Paare nach, um es walzen zu ſehen.

Mit unverſtellter Verwunderung ſah die Marquiſe ſich allmählich von Allen verlaſſen, außer von einigen Fräulein, die, durch traurige Erfahrungen gewitzigt, den Tanzſaal gern mieden. Zu dieſen geſellten ſich noch ein Paar alte Damen, welche die gute Gelegenheit ſich nicht entgehen laſſen wollten, jedes einzelne Stück des Ameublements im Kabinette recht ungeſtört zu betrachten und nach den Preiſen ſich zu erkundigen. Von Männern war nur Moritz von Aarheim dageblieben. Dieſer unterhielt die Geſellſchaft ſehr lang und breit von Adelberts glücklicher Ehe, von Gabrielen's innigem Verhältniß zu deſſen Gemahlin und zur Frau von Willnangen, und wie gewöhnlich hörte Niemand auf ihn, ſogar die Marquiſe nicht, obgleich ſie dies Geſpräch ſelbſt veranlaßt hatte.

Tauſend Sorgen beſchäftigten dieſe; ihr ſo künſtlich erſonnenes Krankenkoſtüm begann ſie in

die peinlichſte Verlegenheit zu ſetzen, ſie hätte in dieſem Augenblick gern alles darum gegeben, es wieder los zu ſeyn, um die Vorgänge im Ballſaal mit eignen Augen beobachten zu können, aber ſie ſah doch keine Möglichkeit, es abzuändern, ohne ſich lächerlich zu machen. Auch das Zuſammentreffen mit Adelberten, den ſie nie wieder zu ſehen gehofft hatte, beunruhigte ſie; Alle, ſogar die Gräfin Roſenberg, hatte ſie wenigſtens bei dem Glauben gelaſſen, daß ſie eine geborene Franzöſin aus einem großen Hauſe ſey; die Entdeckung des Gegentheils, das konnte ſie ſich nicht verhehlen, mußte ihr das Anſehen einer Abentheurerin geben; vor allem aber fürchtete ſie das Bekanntwerden ihrer früheren Verbindung mit Adelberten. Dieſen ſchnell wieder zu gewinnen, das ſchien ihr der ſicherſte Weg, um allen möglichen Unannehmlichkeiten vorzubeugen, und ſeine jetzige äußere Erſcheinung konnte ſie dieſem Plane nur geneigter machen, beſonders in dieſem Augenblick, da ſie Hippolits Benehmen gegen Gabrielen als für ſich höchſt beleidigend empfand. Zu ihrem großen Verdruſſe blieb ihr volle Muße allen dieſen Betrachtungen nachzuhängen; denn auch

die alten Damen hatten ſich, nach richtig aufgenommenem Verzeichniſſe der im Kabinette enthaltenen Koſtbarkeiten, den Spielzimmern zugewendet, Moritz aber war dem Ballſaal zugeeilt, um ſeinen Theil an dem Triumphe ſeiner Gemahlin ſich zu holen. Nur die verlaſſenen Fräulein waren da geblieben, und die Marquiſe fühlte ſich auf eine kränkende Weiſe mit ihnen auf gleichen Fuß geſtellt. Hippolit, der ſonſt außer ihrem Kreiſe keine geſellige Freude anerkennen wollte, ließ ſich nicht wieder blicken, vermuthlich huldigte er, wie alle Andern, in dieſem Augenblick nur jener Gabriele, die ihr immer verhaßter ward.

Endlich vermochte es die Marquiſe nicht länger, der peinigenden Ungewißheit zu widerſtehen. Bei der Unmöglichkeit, gekleidet wie ſie war, bis in den Ballſaal zu gehen, ſchickte ſie die Fräulein auf Kundſchaft dorthin aus, aber die armen Kinder kamen nach kurzer Zeit mit dem betrübten Geſtändniß zurück, nichts geſehen zu haben. Es war ihnen unmöglich geweſen, den dichten Kreis von Zuſchauern zu durchdringen, in deſſen Mitte, wie ſie gehört hatten, Gabriele mit dem Grafen Hippolit eben die Gavotte tanzte. Nie-

mand hatte auf ihre Bitten, durchgelassen zu werden, geachtet, denn Alle waren zu eifrig mit dem Schauspiele beschäftigt, welches, wie überlaute, bis in das Kabinett dringende Beifallszeichen jetzt verkündeten, so eben beendet ward.

Allmählich kamen jetzt auch mehrere Herren und Damen herbei; Alle schilderten den eben gehabten Genuß in den lebhaftesten Farben, und bedauerten zwiefach die unselige Krankheit, welche die Marquise um den schönsten einzigsten Anblick in der Welt gebracht habe. Da riß dieser endlich der letzte schwache Geduldsfaden, besonders als noch immer weder Gabriele noch Hippolit sich blicken ließen. Die Migräne kehrte plötzlich wieder, und ward bald so unleidlich, daß die Gesellschaft verabschiedet und die Thüre des Kabinetts wieder verschlossen werden mußte. Innerlich hoffte die Marquise, daß ihr Ungetreuer, durch diese Maaßregeln beunruhigt, in banger Besorgniß herbeieilen würde. Sie blieb sogar noch in der einmal gewählten Attitüde, so lästig ihr diese auch zu werden begann, aber umsonst, der Erwartete kam nicht.

Längst schon hatte dieser sich in seine Woh-

nung zurückgezogen, während die Marquiſe noch immer auf ihn harrte. Dort ſaß er in wortloſem Sinnen verloren, und horchte in die Nacht hinaus auf das ferne Rollen einzelner Wagen, wie es allmählich in den erſtorbenen Straßen verhallte. „Morgen, Morgen! Wir werden ja ſehen," ſprach er endlich leiſe vor ſich hin, und befahl dann ſeinem Kammerdiener, ihn früh zu wecken, denn ihm war, als ſtünde ihm in dem morgenden ſchon anbrechenden Tage etwas höchſt Wichtiges bevor.

Die Nacht verging ihm zwiſchen Schlaf und Wachen, immer noch ſchwebte Gabrielen's Geſtalt, jede ihrer anmuthigen Bewegungen, jedes ihrer noch anmuthigeren Worte ihm vor. In faſt nie gefühlter Wonne war er an ihrer Seite durch den Saal geſchwebt, mit ungeheuchelter Bewunderung hatte er in der Gavotte jede maleriſche Wendung ihrer eleganten Geſtalt, den Ausdruck des ſchönen Geſichts, das Spiel der zierlichſten Füßchen unverwendeten Blickes verfolgt, und da ſie ſpäterhin alles Tanzen verweigerte, hatte er, bis ſie die Geſellſchaft verließ, den Platz hinter ihrem Stuhle behauptet. Dort lauſchte er auf

jedes ihrer Worte, und ihr Geiſt entzückte ihn nicht minder als ihre Schönheit. Leicht und unbefangen, gleich entfernt von Uebermuth und Ziererei, ſah er ſie die Lobſprüche annehmen und ablehnen, mit denen man von allen Seiten ſie überſtrömte. Er fand ſogar keine Spur von dem ſentimentalen ſteifen Tugendbilde, das ſeiner Phantaſie vorgeſchwebt, keine von der Maske, die er abzuziehen ſich bereitet hatte. „Sie iſt ganz Leben, ganz Natur, Geiſt und Wahrheit," flüſterte er noch im Lauf des Abends der Gräfin zu, die ihrerſeits auch anfing auf ihre Nichte ſtolz zu werden, mit großem Selbſtbehagen ihn um ſeine Meinung von ihr fragte und ihm erzählte, wie Gabriele von Kindheit an unter ihrer Aufſicht, in ihrem Hauſe erzogen worden ſey.

„Daß ſie jenen glückſeligen Adelbert liebt?" ſprach Hippolit weiter, „nun **Honny soit qui mal y pense!** Wer kann es ihr verargen, der die in Eſelshaut gebundene Enzyklopädie aller Künſte und Wiſſenſchaften ſieht, welche der Himmel, er ſelbſt mag es verantworten warum? ihr zum Gemahl erkohr. Mir iſt ſie durch dieſe Liebe nur um ſo verehrlicher und herrlicher. Ein Weib

ohne Liebe ist ein Weib ohne Seele. Sogar die Häßliche wird leidlich wenn sie liebt, die Schöne wird dadurch zum Engel verklärt. Und daß diese Gabriele es unter ihrer Würde hält ihre Liebe zu verheimlichen, gefällt mir nun gar über die Maßen, sie heuchelt doch wenigstens nicht wie Alle ihres Geschlechts, die etwas zu verschweigen haben was der Mühe verlohnt.“ Die Gräfin war ähnlicher Aeußerungen ihres jungen Schützlings zu gewohnt, um sich ernstlich darüber zu erzürnen; Ermahnungen aber achtete er nicht, sondern entging ihnen gewöhnlich und auch dieses Mal durch schnelle Flucht. Wir werden ja sehen, ob es sich mit dem lahmen Helden nicht aufnehmen läßt! dachte er dabei in seinem Herzen.

Alle alten Schmerzen regten sich indessen von neuem in Adelbert's Brust; Haß, Liebe, Verachtung im furchtbarsten Kampf. Vergebens strebte er das verführerische Bild der Marquise aus seiner Phantasie zu verbannen, vergebens rief er zu Augusten wie zu einer Heiligen; Herminia schwebte die ganze Nacht hindurch in all ihrer blendenden

Schönheits-Pracht vor seinen aufgeregten Sinnen. So hatte er nie sie gesehen, nie geahnet, daß sie so über allen Ausdruck entzückend ihm erscheinen könne. Er bemühte sich, ihres Leichtsinns, ihrer Treulosigkeit, der unverantwortlichen Art, mit der sie ihn verstieß, zu gedenken; er glaubte sie zu hassen, er wähnte sie zu verachten, und doch sah er noch immer die lockende Gestalt, gelagert unter Rosen, von Liebesgöttern umschwärmt. Er gedachte der Möglichkeit sie wieder zu sehen, und eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich seiner bei dem Gedanken. Sehnsucht zog ihn zu ihr, Erinnerung in einem blutig zerrißnen Herzen hielt ihn zurück. Dieser Zustand erreichte eine so peinliche Höhe, daß er endlich, um ihm zu entgehen, den Entschluß faßte zu fliehen, ohne jeden andern Verlust weiter zu achten, der aus dieser Flucht im Laufe der Geschäfte, welche ihn hergeführt hatten, für ihn entstehen konnte.

Herzlich froh endlich, der peinigenden Ungewißheit entgangen zu seyn, beschloß er nur die schickliche Stunde abzuwarten, um Gabrielen Lebewohl zu sagen, und dann zu eilen, um in Au-

gustens Armen gegen sich selbst Schutz zu finden; doch graute ihm innerlich mit diesem Entschluß in der Seele allein und müßig zu bleiben. Er rief mit Tages Anbruch deshalb seinen Bedienten, gab ihm mehrere auf die nahe Abreise Bezug habende Aufträge, fing selbst an, Papiere zu ordnen und einzupacken, um nur in erzwungener Thätigkeit sein Gefühl nicht zur Sprache kommen zu lassen, als plötzlich, er begriff selbst nicht recht wie, eine der gestrigen Amorinnen, in Gestalt eines artigen kleinen Mädchens von etwa zehn Jahren, ihm ein rosenduftendes Zettelchen in die Hand schob, bei dessen Anblick ihm beinahe, wie gestern beim Anblick der Schreiberin desselben, die Sinne vergingen. Das Briefchen war nicht versiegelt, es war nur zusammengedreht, genau wie jene Zettelchen, die Herminia sonst ihm heimlich zuzustecken pflegte, als den Liebenden noch der ganze Tag, den sie im Hause ihrer Aeltern mit einander verlebten, zu kurz war für alles was sie sich zu sagen hatten. Gedankenlos öffnete er das duftende Papier, ohne bestimmt zu wissen was er that. Hier der Inhalt desselben.

„Ich will nicht Vergebung, ich will nicht Mit-

leid, ich will nicht einmal andeuten, daß ich zu beiden wohl berechtigt wäre. Ich verbanne mich auf ewig aus meinem Vaterlande, die nächste Stunde trifft mich nicht mehr hier. Der verhaßte Anblick der armen Herminia soll nicht mehr den Abscheu des Mannes erregen, der — genug ich reise. Doch einmal, einmal noch möchte ich zum Abschiede die Hand ergreifen, die einst bestimmt war, mich durch das Leben zu geleiten, einmal noch, ehe ich auf immer gehe! Ich weiß es, dieser Wunsch wird mir nicht gewährt werden, aber ich spreche ihn aus, ich fürchte nicht den Schmerz einer Verweigerung, denn ich fürchte keine Schmerzen mehr. Marion würde ungesehen, unbemerkt den Weg zu mir zu leiten wissen, ich wage es nicht noch eine Sylbe hinzuzufügen. Bitten klingt ja wie Hoffnung, Herminia hat seit gestern keine mehr."

Unschlüssig starrte Adelbert die lange nicht erblickten, wohlbekannten Schriftzüge an, dann hob er mechanisch den Blick zur Thüre, dort stand Marion mit einem schlauen ächt französischen Kindergesichtchen. Sie machte einen kleinen Knix, schob die nur angelehnte Thüre auf, und trip-

pelte, den Blick rückwärts ihm zugewendet, die Treppe des Seitengebäudes hinab, auf welcher sie zu Adelbert's Zimmer gelangt war. Gedankenlos schritt Adelbert ihr nach, über den Hof; auf der Straße erwachte er zwar wieder und war im Begriffe umzukehren, aber er bildete sich ein, sich der Feigheit einer solchen Flucht vor der Gefahr schämen zu müssen, und dieses Gefühl trieb ihn vorwärts.

Hippolit hatte indessen die Stunde sehr ungeduldig erwartet, in welcher er Gabrielen's Wohnung aufsuchen konnte, um bei Adelberten einen Krankenbesuch abzustatten, und vernahm mit nicht weniger Unmuth als Erstaunen, daß der, welchen er, von Aerzten umgeben, im Bette zu finden geglaubt hatte, schon am frühen Morgen ausgegangen sey. Niemand wußte, wohin? Hippolit hatte bei diesem Besuche auf irgend einen günstigen Zufall gerechnet, der ihm bedeutender, als eine bloße zeremonielle Visite, bei Gabrielen Zutritt verschaffen sollte, und verweilte jetzt unschlüssig auf der Treppe, darüber nachsinnend, ob es gerathener sey, schon jetzt sich bei ihr melden zu

laſſen, oder ſpäter wiederzukehren, als Moritz, ihm begegnend, ſeinen Bedenklichkeiten ein Ende machte, indem er ihn erſt auf das freundlichſte begrüßte und dann ſogleich an das Ziel ſeiner Wünſche führte. Mit unendlichem Bedauern verließ der Baron dort aus Mangel an Zeit Hippolit, nachdem er dieſen für den Mittag eingeladen, denn noch am nämlichen Morgen hatte er der Auktion eines Naturalienkabinetts, einer Vorleſung über die Möglichkeit, den Luftballon zu regieren, und einer Opernprobe beizuwohnen.

Schöner noch als im feſtlichen Schmuck des geſtrigen Abends trat Gabriele Hippoliten im zierlich einfachen Morgenkleide entgegen. Ihr helles Auge ruhte mit ſichtbarem Wohlgefallen auf ihm, ihr ſchöner Mund lächelte ihn freundlich an, während ſie mit ihrer ſüßen melodiſchen Stimme für die ihrem Gaſtfreunde geleiſtete Hülfe ihm nochmals dankte. Er, ſonſt ſo vorlaut, aller Frauen Gunſt ſo ſicher, ſtand dabei faſt unbehülflich da, und ſuchte vergeblich nach einer paſſenden Antwort, er fürchtete, Gabrielen etwas

zu erwiedern, weil er ſie dann nicht mehr hören würde, und fühlte dabei doch mit innerer Angſt das Lächerliche ſeines fortwährenden Schweigens. Endlich ſuchte er gewaltſam den Zauber zu zerreißen, der ſeine Zunge feſſelte, er ſtrebte wieder in den gewohnten Ton zu gelangen, mit dem er bis jetzt noch immer bei den Frauen Glück gemacht hatte, und ward zuletzt aus bloßer Verlegenheit zuerſt vorlaut, und endlich beinahe unverſchämt. Mit erzwungener Bedeutung brachte er ziemlich ungeſchickt einige witzig ſeyn ſollende Anſpielungen auf den Kranken an, der ſolcher Theilnahme ſich erfreuen könne, ſprach dann von der Verpflichtung aller Männer, einem ſo ausgezeichneten Günſtling des Glücks zu dienen, wenn gleich ſie eben dieſer Auszeichnung wegen ihn alle tödtlich haſſen müßten. Das Unziemende ſolcher verbrauchten Scherzreden, Gabrielen gegenüber, fiel ihm ſelbſt auf und vermehrte ſeine Verlegenheit; er wollte es mildern, und gerieth immer tiefer hinein, bis ſie ihn endlich unterbrach, nachdem ſie ihm lange genug, zuletzt recht mitleidig ernſthaft zugehört hatte.

„Ich könnte mich ſtellen, als verſtünde ich

Sie nicht," sprach sie, „oder ich könnte Sie auch verstehen, und dann mit gutem Fug und Recht mich erzürnen, und eigentlich sollte ich dieses auch wohl, aber Ihr ganzes Wesen, vor allem Ihre Jugend lassen mich hoffen, daß Sie mir eben eine Lection hersagten, die Ihr Kopf in der Welt, in der Sie bis jetzt lebten, auswendig lernte, von der aber in Ihrem Herzen keine Sylbe steht. Ich freue mich um so mehr der Aussicht, Sie oft und lange in unserm Kreise zu sehen, dem es vielleicht gelingen wird, Ihnen das Leben und auch die Frauen aus einem andern Gesichtspunkt zu zeigen." Hier schwieg sie, gleichsam eine Antwort erwartend, doch Hippolit, hochroth vor Zorn und Scham, vermochte kein Wörtchen aufzubringen und suchte nur in seinem Aeußern noch das sonst gewohnte dreiste Selbstbewußtseyn auszudrücken. „Stehen Sie nicht so wie ein zürnender Heros vor mir," setzte daher nach einer kleinen Pause Gabriele lächelnd hinzu, „nehmen Sie lieber meine Aeußerungen, wenn sie Ihnen auch nicht ganz gefallen sollten, so auf, wie ich die Ihrigen, das heißt, mit Duldung."

Gleich nach dieſem ſuchte ſie dem Geſpräch eine leichtere, gleichgültigere Wendung zu geben, aber es mißlang ihr. Hippolit war zu ſehr aus dem Gleichgewicht gekommen, um es ſogleich wieder zu finden, und ergriff deshalb den erſten ſchicklichen Augenblick, um ſeinen Beſuch zu beenden.

Von Gabrielen entfernt, fühlte er mit tiefer Beſchämung, daß er wie ein ausgeſcholtener Schulbube vor ihr dageſtanden, vor ihr, die ohne den geringſten Verſuch, ihm ſeine vorgefaßte Meinung von dem Verhältniß zwiſchen ihr und Adelbert zu benehmen, dennoch, wie völlig gerechtfertigt, ſtolz und klar ſich erhob, und zugleich eine Art Herrſchaft über ihn übte, zu welcher er ſich nicht bewußt war, ſie berechtigt zu haben.

Aergerlich und mit dem feſten Vorſatze, kalt und unbefangen aufzutreten, ſtellte er zur Zeit der Mittagstafel zum zweiten Male ſich in Gabrielen's Zimmer ein, aber er konnte ſich die Mühe ſparen, denn ſie begrüßte ihn nur mit einer leichten Verbeugung, und ſetzte dann ſehr lebhaft ihr Geſpräch mit einem Fremden fort,

der eben aus Rom kam und Ottokarn dort gesehen hatte. Moritz hingegen, der seit gestern eine ganz eigene Zärtlichkeit für Hippoliten gefaßt zu haben schien, bemächtigte sich sogleich seiner, um ihm eine Sammlung von Mißgeburten zu zeigen, welche er am nämlichen Morgen in der Auktion gekauft hatte. So ward im einzelnen Gespräch beinahe eine Stunde von der nur aus acht oder neun Personen bestehenden Gesellschaft hingebracht. Gabriele blickte oft auf die Uhr, man erwartete sichtbar noch Jemanden. Blaß und verstört trat endlich Adelbert herein, beantwortete sehr in der Kürze alle Fragen nach seinem Befinden, schob einige unverständliche Entschuldigungen seines späten Erscheinens dazwischen, und versicherte dann wieder, nur der Blumenduft, einzig der Blumenduft im Kabinett der Marquise habe ihm gestern den Zufall zugezogen, von dem er sich jetzt völlig hergestellt fühle.

Hippolit fand an der Tafel neben dem Herrn des Hauses seinen Platz, Gabrielen und Adelberten gegenüber. Letzterer blieb sichtbar verstimmt und Gabriele betrachtete ihn mit augen-

ſcheinlicher Beſorgniß. Dann aber wendete ſie ſogleich alle ihre Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft zu. Jeden und jedes wußte ſie an ſeinen Platz zu ſtellen, hatte Allen einzeln etwas Angenehmes zu ſagen oder zu erzeigen; und das auf ſo natürliche Weiſe, als müßte es ſo und nicht anders ſeyn. Sie war die Seele der Unterhaltung ohne damit prunken zu wollen, im Gegentheil, es war, als ob der Abglanz ihrer Anmuth ſich auf die verbreitete, welche ſie umgaben. Wer ihr nahte, gewann an Liebenswürdigkeit, an Geiſt, Witz, Verſtand, denn ſie wußte jeden lichten Funken hervorzulocken, und ſeit ſie in der großen Welt lebte, war, außer Hippoliten, vielleicht noch nie jemand anders, als höchſt zufrieden mit ſich ſelbſt, von ihr geſchieden.

Adelbert verſank inzwiſchen in immer trüberes Nachſinnen, aus welchem er, ſichtbar ſich zuſammennehmend, auffuhr, wenn man ihn anredete. Moritz hingegen war ſeelenvergnügt und eine Albernheit jagte die andere aus ſeinem Munde. Vergebens ſtrebte diesmal Gabriele, das Geſpräch abzuändern, Hippolit ſah, wie ſie alle Kraft ihres Geiſtes anwendete, um die Schwäche des Man-

nes, dem sie angehörte, zu verdecken, und die Nachtseite des Geschicks der schönen anmuthigen Frau trat plötzlich in all' ihrem hoffnungslosen Dunkel vor seine Seele. „So," dachte er, „so muß das holde Wesen unabläſſig arbeiten, sich anstrengen, sich quälen lebenslänglich, und warum? Um der Welt zu verbergen, was sie leidet! Um fremden Augen das Unwürdige der Fesseln zu entziehen, die sie zu Boden drücken, und welche nur der Tod lösen kann!"

Von unsäglichem Mitleide hingeriſſen, bemühte er sich von nun an, ihr zu helfen, und gewandt wie er war, gelang es ihm wirklich, den Faden der Unterhaltung behend zu ergreifen, ein Gespräch aufzubringen, welches unter seiner Leitung interessant genug ward, um selbst Moritzen zum Zuhören zu bewegen. Gabrielen's dankbare Zufriedenheit, die er in ihren Augen las, lohnte ihn überreich, besonders da Moritz ihn einlud, morgen und an jedem Tage, so oft es ihm bequem sey, wiederzukehren; eine Erlaubniß, welche er sich vornahm, recht oft zu benutzen.

Mehrere Tage vergingen, während denen Adelbert und Hippolit die Rollen getauscht zu haben schienen. Ersterer war nur selten, und nie in Gabrielen's Nähe zu finden, wenn er vermuthen konnte mit ihr allein zu seyn. Er verließ mit dem frühesten das Haus, und kehrte nur selten, und spät wieder heim, während Hippolit dort fast jede Stunde des Tages verlebte, und die Marquise nie anders, als umringt von fremden Zeugen, im geselligen Kreise sah. Er hatte sein Verhältniß zu ihr nie bindend gefühlt und auch sie konnte, nach der stillschweigenden Uebereinkunft der Welt, in der sie zu leben gewohnt war, sich hierüber keine Illusion machen. Jetzt war das Band, welches ihn ihr verknüpfte, nicht gelöst, es war zergangen vor Gabrielen's Erscheinung, wie Sommerwölkchen vor der Sonne in Nichts sich auflösen, und er achtete übrigens die Marquise zu wenig, um ferner nach ihr, noch den Verbindungen zu fragen, die sie jetzt zu schließen für gut finden mochte.

Nicht listig absichtlich, sondern vom ehrlichen Wunsche geleitet, Gabrielen's Geschick zu erleichtern, hatte Hippolit sich in kurzer Zeit ihrem schwa-

chen Gemahl so lieb und werth zu machen gewußt, daß dieser ihn ungern von der Seite ließ, und ihn mit Einladungen bestürmte, sein Haus als das seinige anzusehen. Je länger er Gabrielen sah, je deutlicher ward es ihm, daß diese Frau von Allen, die er bis jetzt gekannt hatte, sich himmelweit unterschied, und so konnte es ihm nie einfallen, auf gewöhnlichem Wege sie zu gewinnen. Auch dachte er nie daran, planlos lebte er in ihrer Nähe fort, strebte auf jede Weise, sich dort zu erhalten, und sann nie darüber nach, warum er ihr nach und nach seine liebsten Gewohnheiten und Neigungen opferte, warum sie mit mächtiger Allgewalt ihn zu beherrschen beginne; es war ihm, als müsse alles dies so und nicht anders seyn.

Gabrielen konnte es indessen nicht entgehen, wie zart und schonend der übrigens in allem so rücksichtlos handelnde Jüngling es vermied, die Lächerlichkeiten eines Mannes zu bemerken, der alt genug war, um sein Vater seyn zu können. Sie sah, wie oft er gegen die Spottlust der übrigen jungen Leute ihn in Schutz nahm, und ihre holdeste Freundlichkeit lohnte ihm ein Betragen,

welches sie für den untrüglichsten Beweis reiner Herzensgüte nahm. Der frühern jugendlichen Unbesonnenheit, mit welcher er in der ersten Stunde ihrer Bekanntschaft es gewagt hatte, sie zu beleidigen, wurde nicht mehr gedacht; oder wenn es geschah, so schämte Gabriele sich des Ernstes, mit dem sie eine kindische, nichts bedeutende Ungezogenheit gerügt hatte. So gewöhnte jeder Tag sie immer mehr an die Gegenwart Hippolit's, den sie zuletzt oft im Scherz ihren Edelknaben nannte.

Adelbert hingegen verlebte diese Zeit in stetem Schwanken zwischen Himmel und Hölle, bald in der wollustathmenden Nähe der Marquise alles außer ihr vergessend, bald niedergeschmettert von Reue und Selbstverachtung, wenn ein sorgender Blick aus Gabrielen's Augen, wie ein Strahl aus der schuldlosen, seligen Heimath ihn traf. Herminia hatte, als er, von Marion geführt, ihr Zimmer betrat, mit unwiderstehlichem Zauber den ganzen vollen Freudenkranz ihrer Beider Jugend neubelebt, in Himmelsfarben glühend, ihm zu zeigen gewußt. Ohne die frühere Schuld, welche diesen Kranz zerriß, wegleugnen zu wollen, aber auch ohne Reue darüber in Worten auszudrücken,

hatte sie vor dem Beleidigten sich nicht gebeugt. Aber, während sie vorgab, ihm Lebewohl auf ewig zu sagen, mußte er wähnen, in ein von Liebe, Reue, Schmerz zerrissenes Gemüth zu blicken, das in kalter Selbstverleugnung sich verloren gab, und nur bedacht schien, sich und seine Qualen ihm zu entziehen. Entschlossen, die Treubrüchige mit kalter wortarmer Vergebung verachtend niederzuschmettern, war er gekommen, nur wenige Minuten vergingen, und er lag zu ihren Füßen, sie entschuldigend, gegen ihre eignen Anklagen sie in Schutz nehmend, die jetzt erst laut zu werden begannen. Diese ihre erste Zusammenkunft endete von seiner Seite mit dem feierlichen Versprechen, noch am nämlichen Abend wiederzukehren, um dann gefaßter, mit Bewußtseyn den Augenblick ewiger Trennung zu feiern und so in Zukunft sein Bild liebend vergebend und mild in ihrer Erinnerung leben zu lassen.

Zur unglücklichsten Stunde hielt Adelbert sein Wort. Der vereinte Zauber früherer Unschuld und jetziger blendend strahlender Schönheit, in Reue, in Verzweiflung, in aller Gluth der hingebendsten Liebe, riß ihn hin, er vergaß alles,

auch die Auguſten geſchworene Treue. Ihr beſcheidnes Bild trat weit zurück in den verborgenſten Winkel ſeines Herzens, ſchmerzlich fühlte er es dort, ohne es ſich ſelbſt zu bekennen.

In bitterer Selbſtverachtung gab er von nun an jede Hoffnung der möglichen Rückkehr zum Beſſern auf. Er wollte nur Betäubung und fand ſie; er ſah und hörte nur Herminien, wie ſie einzig in ſeiner Liebe leben und athmen zu können ſchwur, ihre Verſicherungen, ihn nie ganz vergeſſen zu haben, ihr Geloben künftiger ewiger Treue, er glaubte Alles und Nichts. Im Wahnſinn äußern Sinnenrauſches, gefoltert von innern Vorwürfen in jeder Minute helleren Selbſtbewußtſeyns, mied er aufs gefliſſentlichſte alles, was ihn zu dieſem bringen konnte, vor allem Gabrielen.

Herminia hatte bei Adelberts Wiederſehen wirklich eine Regung jener Gefühle empfunden, die einſt ihre Jugend beglückten. Sie ſah ihn zum edlen ſtolzen Manne herangereift, ſogar die Narbe über der Stirn, welche früher ihr ſo entſetzlich dünkte, weit davon entfernt, ihn zu entſtellen, erhob jetzt ſein Geſicht zu dem eines Helden. Seine Erſchütterung bei ihrem Anblick verrieth

ihr die Gewalt, welche sie noch immer über ihn üben konnte, und Gabrielen's unverholene Theilnahme an seinem anscheinend plötzlichen Uebelbefinden ließen sie sogleich in dieser eine, wahrscheinlich beglückte Nebenbuhlerin ahnen. Gabrielen's von Allen gefeierter Name erregte schon ihre Eifersucht, ehe sie selbst sie noch sah, jetzt da Hippolit ihr um jener willen untreu zu werden drohte, ward sie ihr ganz unerträglich. Sechs in den gefährlichsten Umgebungen verlebte Jahre hatten Herminien sehr tief herabgezogen; Wechsel und Intrigue waren in dieser Zeit ihrem leidenschaftlichen Wesen zum Bedürfniß geworden, und unbekannt mit jeder bessern Regung, beurtheilte sie Alle und somit auch Gabrielen nach sich. Sie glaubte daher, sich nicht besser an dieser rächen zu können, als indem sie Adelberten von ihr abzuwenden und wieder in die alten Fesseln zu ziehen suchte. Zugleich hoffte sie dadurch Hippolit's Eifersucht rege zu machen, und so auch ihn wieder zu gewinnen, den sie, ohne ihn zu lieben, dennoch nicht freigeben wollte, besonders nicht an Gabrielen. Alles dieses vereint bestimmte sie zuerst zu jener mühevollen Vorstellung, mit der sie

Adelberten umgarnte, aber es ging ihr bald mit dieſer Rolle, wie jeder guten Schauſpielerin mit der ihrigen, ſie gewann ſie lieb, ſo daß ſie ſelbſt nicht mehr Täuſchung und Wahrheit von einander zu unterſcheiden wußte, und das Spiel immer weiter trieb, zuletzt hauptſächlich nur um des Spieles willen.

Nicht mit jener quälenden Empfindung, welche Herminia in ihr erregen wollte, aber doch ſchmerzlich beſorgt, ſah Gabriele Adelberten ſich täglich ihr mehr entfremden. Sie ſah die Angſt, die ihn in ihrer Nähe ergriff, ſie bemerkte, wie gefliſſentlich er jedes Geſpräch mit ihr vermied, ohne errathen zu können, wodurch ſie ſein Zutrauen verſcherzt habe. Auch zeigte er ſich ihr durchaus nicht feindſelig, aber ihr Beiſeyn übte über ihn eine ſichtlich vernichtende Gewalt. Das Geſchäft, welches ihn in die Reſidenz geführt hatte, vernachläſſigte er durchaus und brachte dennoch faſt alle ſeine Zeit außer dem Hauſe zu. Sie begriff nicht, wo? und womit? Bei der Marquiſe traf ſie ihn ſelten, denn ſie beſuchte dieſe nur, wenn ſich dort Geſellſchaft verſammelte, und dann pflegte Adelbert gewöhnlich zu fehlen.

Tausend Vermuthungen drängten sich Gabrielen entgegen, doch keine brachte sie der Wahrheit nahe; ihr Gefühl widerstrebte jedem heimlichen Nachforschen, aber dieses unerklärliche Betragen des Gemahls ihrer Auguste lastete recht schwer auf ihrem Gemüthe.

Zwischen der Marquise und der Gräfin Rosenberg war indessen seit Gabrielen's Ankunft eine Spannung entstanden, welche, und vielleicht bald, in einen förmlichen Riß auszuarten drohte. Herminie haßte Gabrielen zu sehr, um diesen Haß nicht auch der Gräfin sichtbar werden zu lassen, besonders seit es mit jedem Tage ihr entschiedener wurde, daß Hippolit um jener willen ihr unwiederbringlich verloren sey. Die Gräfin hingegen nahm Gabrielen stets in Schutz; sie hätte sie auf ihre Art lieb gewonnen, sie wußte sich nicht wenig damit, daß eine so glänzende Erscheinung aus ihrem Hause ausgegangen, unter ihren Augen gebildet sey. Nichts konnte ihr ein beifälligeres Lächeln ablocken, als wenn man Züge von Aehnlichkeit zwischen der Tante und der Nichte entdeckt haben wollte; auch konnte sie Gabrielen nicht entbehren, ihr stete Gegenwart machte

die geſelligen Abende der Gräfin zu den geſuchteſten und glänzendſten der Stadt, unerachtet ſchwache Nerven jetzt ſehr oft das Nichterſcheinen der Marquiſe entſchuldigen mußten; zum Theil, weil dieſe die Abendſtunden lieber mit Adelberten allein zubrachte, mehr aber noch, weil ſie das Rivaliſiren mit Gabrielen ſcheute. Auſſer ſich wäre ſie geweſen, wenn ſie gewußt hätte, wie wenig die Geſellſchaft im Salon der Gräfin ihre Gegenwart vermißte. Ihr erſtes blendendes Auftreten war zwar nicht vergeſſen, aber man gedachte deſſen nur als eines angenehmen und zu gleich fremden Schauſpiels, welches ſich indeſſen ſeiner Art nach doch nicht ganz mit deutſchem Sinn und deutſcher Sitte vereinen ließ, während Gabrielen's ſich ſtets gleichbleibende anſpruchsloſe Liebenswürdigkeit auf Geiſt, Sinn und Herz immerwährend wohlthuend wirkte.

Unerachtet der tauſend Schwachheiten, zu welchen ungemeſſene Eigenliebe und Luſt zu glänzen die Gräfin Roſenberg verführen mochten, hielt

dennoch Niemand fester als sie, an das was sie ihre Grundsätze nannte. Achtung vor äußerem Anstande, Sitte und gutem Ruf, diese Kardinal-Tugend vornehmer Leute besaß sie in hohem Grade; sie war eine abgesagte Feindin alles offenbaren Unrechts, und Adelberts Verhältniß zu Herminien mußte ihr großes Mißfallen erregen, sobald sie es für das erkannte, was es war. Hippolits jetziges Benehmen gegen die Marquise machte sie zuerst aufmerksam darauf. Sie sah, wie er, der sonst nur in den Blicken der Marquise d'Aubincourt zu leben schien, ihr jetzt mit unverkennbarer Kälte begegnete, wie zuvorkommend er Adelberten jedes Mal, wenn beide bei ihr zusammentrafen, den Platz neben ihr einräumte, und sie hatte selbst zu lange und in zu mannichfaltigen Verhältnissen in und mit der Welt gelebt, um nicht, wenn gleich dieses Mal ungerechter Weise, den Grund einer so auffallenden Veränderung im Betragen ihrer Hausgenossin zu suchen. Die dunkle Seite desselben blieb ihrem Scharfblick nicht lange verborgen, und grenzenloser Zorn ergriff sie bei Entdeckung, daß die Marquise es wage, unter ihren Augen, in ihrem

Hause und gleichsam unter ihrem Schutze mit dem Gemahl einer ihrer nächsten Verwandtinnen ein solches Verständniß zu unterhalten. Hätte die Gräfin Rosenberg den ersten Regungen ihres empörten Gemüths zu folgen gewagt, so wäre die Marquise in der nächsten Stunde durch öffentliche Kundmachung ihres Betragens vor der Welt auf das Beschämendste bestraft worden; aber sie war von jeher gewohnt, nur mit der äußersten Umsicht vorzuschreiten, und jedes, nicht durch Bewunderung erregte Aufsehen zu scheuen, wie den Tod. Der Familienstolz, welcher einst den Baron von Aarheim so mächtig beherrschte, war auch der Brust seiner Schwester nicht fremd, und das Bekenntniß, daß Auguste, ihre Verwandtin, um einer Andern willen verlassen werden konnte, schien ihr unwürdig und entehrend. Schmerzlich vermißte sie jetzt Ernesto's gewohnte leitende Hand, doch dieser Freund war fern, auf dem Wege nach Italien, wohin Ottokar's wiederholte Einladungen ihn zogen, und so blieb der Gräfin nichts übrig, als an seiner Stelle Gabrielen zu Rath und Mitwirkung aufzufordern, um mit ihrer Hülfe die Marquise ohne äußeres Aufsehen zu

entlarven, zu entfernen, und hernach Adelberten reuig und gebeſſert Auguſten wieder zuzuführen.

Gabriele ſtritt lange und heftig für Adelberten, gegen die Beſchuldigungen der Gräfin, ehe ſie ſich entſchließen konnte, ſolche als Wahrheit anzuerkennen, und ſelbſt dann bemühte ſie ſich noch, ſein Vergehen in gemildertem Lichte zu ſehen. Weder ſie, noch ihre Tante hatten die leiſeſte Ahnung davon, daß er in der Marquiſe d'Aubincourt Herminien wieder gefunden habe; um ſo auffallender mußte ihnen dieſe plötzlich entſtandene Leidenſchaft erſcheinen, aber auch um ſo leichter die Möglichkeit ſolche zu beſiegen. Adelberts ſchleunige Entfernung von der gefährlichen Zauberin, welche ihn umſtrickt hielt, ſchien beiden Frauen nach langem Berathen, das einzige Mittel, ihn wieder zu ſich ſelbſt, zu Auguſten zurückzuführen und der innigſte Wunſch dieſer wo möglich die über dem Glück ihres Lebens ſchwebende Gefahr gänzlich zu verbergen, beſtimmte Gabrielen, ſich an Frau von Willnangen zu wenden, um durch dieſe Adelbert's ſchleunige Zurückberufung zu bewirken. Denn ſo ſehr ſie auch den freundlichen Greis, Adelbert's Oheim,

liebte und ehrte, so wußte sie dennoch nicht, in wie weit man in einer, für Augustens Zukunft so wichtigen Sache, auf dessen Leitung sich verlassen könne, und durfte demnach es nicht wagen, das Muttergefühl der geliebten Freundin zu schonen.

Mildernd, begütigend, aber doch eindringend und ernst machte Gabriele sie mit Adelbert's trauriger Verirrung so schonend als möglich bekannt. Die Marquise zeigte sie ihr, so wie sie ihr selbst erschien, als ein für den ersten Augenblick höchst einnehmendes blendendes Geschöpf, reich an Allem was reizt, gefällt und verführt, aber eigentlich doch arm an innerem Werthe, mit keiner einzigen der Eigenschaften begabt, die einst Augusten das Herz ihres Gatten gewannen.

Auguste wird ihn wieder gewinnen, setzte Gabriele dieser Beschreibung hinzu. Sie muß ihn wieder gewinnen, um auf ewig ihn zu halten, sobald es uns nur gelingt, ihn dem magischen Kreise dieser neuen Armida zu entrücken, deren Nähe ihn allen seinen Freunden und sich selbst zum Unkenntlichen verwandelt. Um nicht zu ängstlich bei diesem Hauptzweck ihres Briefes allein zu

verweilen, verſuchte es weiterhin Gabriele, der Frau von Willnangen ein heiteres lebendiges Bild ihres jetzigen Lebens und des glänzenden Horizonts zu geben, an welchem ſie ſelbſt ein Stern erſter Größe war. „Sie ſehen," ſchrieb ſie ferner, „aus Ihrer ſonſt ſo furchtſamen Gabriele iſt nach und nach ein ziemliches Weltkind geworden; doch fürchten Sie nicht zu viel für meinen häuslichen Sinn. Ach liebe liebe Mutter! ich ſehne mich oft ſo, daß mir die Thränen in die Augen treten, nach einer einzigen Stunde, wie ich deren ſo unzählig viele bei Ihnen, mit Ihnen, mit Auguſten, mit Erneſto verlebt habe. Wiſſen Sie noch den Abend, wo wir ſangen: **Dolce dell' anima, speme del mio cor?** Wie laut, wie thöricht flatterte damals dieſes Herz, das jetzt ſo leiſe ſich regt! Alles iſt anders wie in jenen Tagen und doch im Grunde daſſelbe. Was je mir theuer war, iſt noch das Leben meines Lebens; jede Freude, jedes Gelingen, jeden guten Vorſatz knüpfe ich an ein liebes Bild; aber dies Bild glänzt weit, weit von mir in meinem Jugendlande. Ich träume davon, wie ſchlafende Kinder mit Engelbildern ſpielen, aus einer fernen, gol-

denen, himmliſchen Heimath, und wenn ich erwache, lächelt der Abglanz des Morgenrothes meines Lebens noch immer freundlich in meinen Werkeltag hinein.

„Wirklich, ich komme mit meinen vierundzwanzig Jahren mir oft recht alt, recht matronenhaft vor, und ich glaube, ich erſcheine auch Andern ſo; meinem Zöglinge wenigſtens gewiß, denn ich muß es nur bekennen, ich gebe mich jetzt mit der Erziehung ab, und zwar bei einem recht verwahrloſeten Kinde, das ich dem Untergange entreißen will. Freilich iſt es ſchon einundzwanzig Jahre alt, aber erſchrecken Sie nicht darüber, mein Zögling geberdet ſich gewöhnlich, als zähle er deren kaum ſieben; er iſt unbändig, ungehorſam und wieder lenkſam, folgſam und gut wie es kommt. Er verbindet alle Arten und Unarten eines Kindes mit jeder glänzenden Eigenſchaft der reifern Jugend. Denken Sie ihn hoch, ſchlank, ſchön wie Achill; ſchmiegſam, biegſam, faſt kindliche Grazie in jeder Bewegung, mit dunkeln Locken und ſchwarzen blitzenden Augen, wie Mignon. So wunderlich wie in ſeinem Aeußern eint ſich der Widerſpruch auch in ſeinem Innern. Er

ist stolz, auch wohl hochmüthig verachtend, eitel, argwöhnisch, suffisant-ausgelassen und oft recht von Herzen betrübt. Alles das theils durch das Leben, welches er bis jetzt lebte, theils durch die Leute, mit denen er in Verbindung gerieth, mehr aber noch, wie er mir nicht vertraute, aber errathen ließ, durch früh erlittenen Verrath, Mißhandlung und Betrug von Seiten derer, welchen es Pflicht war, ihn zu lieben. Von Natur ist er mild, bescheiden, heiter, vertrauend, jeder Aufopferung fähig, aber diese edleren Eigenschaften treten nur zuweilen hervor, und werden oft verdüstert. Er ist sehr unterrichtet, sogar gelehrt wie es mich dünkt. Er weiß von Kunst zu reden, bläst die Flöte, zeichnet, skizzenhaft aber geistreich. Doch Alles dies ist ihm nur ein Erlerntes, er weiß es nicht zu brauchen, er weiß nur damit zu glänzen. Er geht umher wie ein Nachtwandler in eines Königs Pallast, man muß ihn bei Namen rufen, damit er die Herrlichkeit gewahr werde, die ihn umgiebt, aber man muß ihn dabei auch recht sorglich festhalten, um ihn vor dem Falle zu schützen und auf die rechte Bahn zu bringen.

„Dies zu versuchen, habe ich mir nun vorgenommen. Ich fand ihn am Scheidewege, oder vielmehr, daß ich es nur gestehe, ich fand ihn schon eine ziemliche Strecke über die Gränze hinaus verlockt. Ein wunderliches Begegnen brachte ihn mir nahe; zuerst war er ungezogen, ich schalt wie billig, er schämte sich etwas ungeschickt, vielleicht zum ersten Male in seinem Leben bei solchem Anlasse, und mitten durch alles dieses blickte so viel Gutes, ja selbst Edles hervor, daß er mein innigstes Bedauern erregte, und ich den Wunsch fühlen mußte, ihm wieder zurecht zu helfen. Die Frauen mögen an seinem Verderben nicht wenig Schuld seyn. Nun es sey gewagt. Vielleicht gelingt es mir, wieder zu erbauen, was Andere meines Geschlechts zerstörten. Hippolit scheint Vertrauen zu mir gefaßt zu haben, und das ist schon viel.

„Möge es Ihnen ein Beweis seiner Herzensgüte seyn, daß er zu meinem eignen Erstaunen das Wohlwollen meines Gemahls sich in so hohem Grade zu erwerben gewußt hat, daß dieser ihn immer um sich haben möchte, und Hippolit

deshalb beinah wie einer unserer Hausgenossen anzusehen ist; nur daß er nicht bei uns wohnt. Manche kleine körperliche Schwäche des Alters beginnt, früh wie mich dünkt, Herrn von Aarheims Daseyn zu trüben, ohne daß ich deshalb ernstlich um ihn besorgt zu seyn Ursache hätte. Er wäre gewiß weit öfterer leidend und grämlich als er es ist, doch Hippolit macht ihn vieles vergessen, denn er umspielt ihn in Jugendlust und heiterer Lebensfülle. Der allmählich zum Greise heranalternde Mann scheint oft zu wähnen, er habe in ihm einen lieben Sohn wieder gefunden, der seine grauen Locken ehrt und seine kleinen Schwachheiten schonend erträgt. Wie sehr ich dabei an häuslicher Ruhe und Lebensfreiheit gewinne, werden Sie, die Sie uns so genau kennen, leicht ermessen, und sich nicht darüber wundern, daß Hippolit, in diesem freundlichen Verhältniß zu uns, mir selbst ein Verwandter zu seyn dünkt, der Anspruch hat an mich, daß ich für ihn thue was ich kann."

Einige Wochen waren nach Absendung dieses Briefes vergangen und Gabriele sah längst der Antwort entgegen, als eines Abends sich ein kleiner gewählter Kreis zum musikalischen Verein in ihrem Zimmer versammelt hatte.

Umflossen von Licht, Glanz und Schönheit saß die Marquise auf dem Divan unter einer strahlenden Girandole von Kristall. Vor ihr stand die reich geschmückte große Pariser Harfe, hinter ihr über sie hingebeugt Hippolit, dessen Flöte die Töne begleitete, welche sie mit Meisterhand dem goldenen Saitengewebe entlockte. Die ganze Gesellschaft im Saal war in der Andacht des Zuhörens und des Anschauens versunken. Nur Adelbert saß einsam und abgewendet in der fernsten Ecke desselben. Mit den so eben verklungenen einfachen Tönen eines alten oft gehörten Liedes hatte Gabriele eine Welt von Schmerz und Sehnsucht in seinem Busen aufgeregt. Die Melodie des Liedes war eine von jenen, welche wie Töne aus der Heimath in uns wiederklingen und den Worten so fest sich anschließen, daß es unmöglich wird jene ohne diese oder diese ohne jene zu denken. Hier ist das Lied:

Noch einmal muß ich vor Dir ſtehn,
Noch einmal in Dein Auge ſehn
So lieb und klar;
Die Hand, ſo feſt und wahr,
Noch einmal faſſen inniglich
Die liebe Hand und Dich — und Dich!

Drum wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Dann wär' ſchon alles recht,
Und wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Wie's Gott dann ſchicken möcht'!

Ich muß Dir ſagen noch einmal
All' meine Freud', all' meine Qual;
Du kennſt ſie beid',
Mein Glück und auch mein Leid,
Doch ich muß ſagen Dir auf's neu
All' meiner Seele Lieb' und Treu!

Drum wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Dann wär' ſchon alles recht,
Und wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Wie's Gott dann ſchicken möcht'!

Muß hören noch ein einzig Mal
Den ſüßen vollen Glockenſchall
Von Deiner Stimm',
Denn, — ging's mir noch ſo ſchlimm, —
Wenn ſie von Deinen Lippen weht,
Wird meine Klage ſtill Gebet.

Drum wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Dann wär' ſchon alles recht,
Und wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Wie's Gott dann ſchicken möcht'!

Will rufen all' mein ſchmerzlich Glück
Mir noch ein einzig Mal zurück;
Will lauſchen ſacht':
Wie Du an mich gedacht?
Noch einmal muß auf Erden mein,
Nur einmal noch der Himmel ſeyn.

Drum wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Dann wär' ſchon alles recht,
Und wenn ich nur erſt bei Dir wär',
Wie's Gott dann ſchicken möcht'!

Dieſen Worten, dieſen Tönen hatte Adelbert unzählige Mal im innigſten Gefühl ſeines Glücks an Auguſtens Seite zugehorcht, wenn Gabriele, wie eben jetzt, mit ihrer ſüßen rührenden Stimme ſie ſang; und nun erfüllten ſie das Gemüth des einſam Verirrten mit einer unendlichen Sehnſucht nach dem häuslichen glücklichen Heerd. Dabei ward ihm, als trennten weite Meere, unüberwindliche Klüfte ihn von den Seinen, als werde

er nimmer und nimmer ſie wiederſehen. Allmählich verſank er ſo in immer troſtloſere Wehmuth und beachtete weder das Spiel der Marquiſe noch alles was ihn umgab. Ein leiſes Oeffnen der Thüre bewog ihn endlich mechaniſch die Augen zu erheben und zu ſeinem unſäglichen Schrecken erblickte er dicht vor ſich die ehrwürdige Geſtalt ſeines, viele Meilen weit entfernt geglaubten Oheims, des General Lichtenfels. Blitzſchnell fuhr Adelbert bei dem unerwarteten Anblick in die Höhe, er wollte ihn begrüßen, aber die Stimme verſagte ihm den Dienſt; bleich, wie entgeiſtert, blieb er auf ſeinem Platze regungslos ſtehen, den ſtieren Blick auf den eben Eingetretenen geheftet, der ihn indeſſen eben ſo wenig bemerkte, als er ſelbſt von der, ganz der Muſik zugewendeten Geſellſchaft bemerkt ward.

Leiſe auftretend, durchſchritt der General das Zimmer der Länge nach, bis er dicht vor der Marquiſe ſtill ſtand, nur durch die Harfe von ihr geſchieden. Mit immer zorniger werdendem Ernſte betrachtete er ſie, jede Sekunde überzeugte ihn immer feſter, ſie ſey wirklich die, für welche er ſie im erſten Augenblicke erkannt hatte, bis end-

lich eine Pause in der Musik entstand. Die Marquise, welche bis dahin ihr Harfenspiel ganz unbefangen fortgesetzt hatte, wendete sich jetzt gegen ihre Zuhörer, um in den Augen derselben die dankbarste Bewunderung zu lesen, und ihr erster Blick fiel auf die hohe, drohende Gestalt, die, ganz nahe vor ihr, über die Harfe weg, sie anstarrte. Gelähmt vom Schrecken bei der unerwarteten Erscheinung, die auch sie nur zu wohl wieder erkannte, fühlte sie dennoch die dringende Nothwendigkeit, hier ruhig und besonnen zu bleiben. Sogar ein Gedanke der Möglichkeit, unerkannt durchzuschlüpfen, fuhr ihr durch den Kopf, wenn sie Fassung genug behielt, ferner für eine Französin zu gelten, deren große Aehnlichkeit mit der ehemaligen Braut seines Neffen den General verwirre. Aber ein Seitenblick auf Adelbert, der wie vernichtet da stand, brach ihr den Muth, und als nun vollends der General die wohlbekannte Stimme donnernd erhob, sank sie erbleichend auf den Divan zurück, und vermochte es kaum noch, auf ihrem Sitz sich aufrecht zu erhalten.

Erzürnt, tief empört, vom Augenblick hinge-

riſſen, vergaß der General alle ihm ſonſt eigene Milde und Schonung und begann eine laute lange Strafpredigt. Der ganze Zuſammenhang von Adelbert's Verirrung war ihm klar geworden wie der Tag, ſo wie er in der Marquiſe Hermi-nien wieder fand, und er überſtrömte die ihm jetzt zwiefach ſtrafbar Erſcheinende mit Fragen, mit Vorwürfen, mit Anklagen, welche den dabei Gegenwärtigen ihre früheren und jetzigen Ver-hältniſſe in dem allerungünſtigſten Lichte offen-baren mußten. Die duldende Verlegenheit der Marquiſe galt bei Allen für das vollkommenſte Eingeſtehen jeder Beſchuldigung, beſonders da ſie in der Angſt der früheren Verſtellung vergaß, und plötzlich in ſehr reinem geläufigen Deutſch ihren Widerſacher zu beſänftigen und manche Anklage von ſich abzuwenden ſuchte. Die Scene ward immer verwirrender und Gabriele, die, wenn ſie gleich auf dieſe Art es nicht gewollt hatte, ſich doch bewußt war, ſie veranlaßt zu haben, gerieth in immer drückendere Verlegenheit. Denn jetzt erhob ſich auch die Gräfin, um die Angeklagte vollends zu zerſchmettern.

Mit richtendem Ernſt, ſtolz und hoch wie

eine Königin, betrachtete sie sie einige Sekunden, dann wandte sie sich an Gabrielen mit der laut ausgesprochenen Bitte, ihr zu verzeihen, daß sie, auf beispiellose Art getäuscht, sich durch ihre gewohnte arglose Gefälligkeit habe verleiten lassen, eine Dame bei ihr einzuführen, mit deren Verhältnissen sie, wie sie jetzt gewahr werde, dazu nicht bekannt genug gewesen sey. Mit einer verbeugenden Bewegung, welche die nämliche Bitte auch den übrigen Anwesenden wiederholte, verließ sie alsdann das Zimmer, nur begrüßte sie noch vorher die Marquise mit einem nachlässig vornehmen: **Madame! J'ai l'honneur de Vous saluer** und umarmte nochmals ihre verlegen dastehende Nichte.

Auch Adelbert hatte sich früher, ohne bemerkt zu werden, entfernt.

Jedes Bestreben, dem General Einhalt zu thun, war vergeblich. Mitleidig versuchte es endlich Gabriele, der Marquise wenigstens den Weg zur Flucht zu bahnen, aber dieser war nicht zu helfen, sie saß regungslos auf dem Divan, von der einen Seite durch die große Harfe eingeengt,

von der andern durch den General, der sich selbst immer zorniger sprach, und seinen Anschuldigungen immer schonungslosere Worte gab. Hippolit hatte sich indessen lange fruchtlos bemüht, die bei diesem widerwärtigen Vorgange nicht persönlich interessirten Zuschauer zum Weggehen zu bewegen, Alle bildeten aber einen neugierigen Kreis und Niemand hatte die mindeste Lust zu wanken oder zu weichen. Doch jetzt, da die Gräfin das Beispiel gab, konnte man sich nicht mehr anständig weigern, ihr zu folgen. Die Gesellschaft brach also mit ihr auf, und Hippolit ergriff nun das einzige Mittel, das ihm übrig blieb, um diese unangenehme Scene gänzlich zu beenden. Er nahte sich der Marquise, schob die schwere Harfe bei Seite, und unerachtet der General, den er nicht kannte, noch immer fort sprach, bot er ihr den Arm, um sie an ihren Wagen zu geleiten. Doch es schien als ob das Regen der Gesellschaft um sie her, sie plötzlich aus ihrer Bewußtlosigkeit erwecke; sie stand auf, wieß mit einer verachtenden Bewegung Hippolits dargebotenen Arm von sich, und wandte sich dann gegen den General, der nun seiner

die Marquise in dieser Gesellschaft zu finden. Gut nur, daß Auguste sich nicht in Reisekleidern zeigen mochte."

„Wo ist sie? wo ist sie?" fragte Gabriele noch ängstlicher und zog hastig die Klingelschnur, um Annetten herbeizurufen.

„In Adelberts Zimmer," erwiederte der General, „sie wollte eiligst sich umkleiden."

Pfeilschnell flog jetzt Gabriele, die Freundin aufzusuchen, der General folgte ihr; unten von der Treppe herauf hörten sie unterwegs Hippolits und Adelberts Stimmen, wie im heftigen Wortwechsel ertönen und auch der Marquise Stimme ward vernehmbar.

Zu jeder andern Zeit würde dies alles Gabrielen sehr beunruhigt haben, jetzt achtete sie kaum darauf und dachte nur an Augusten. Sie fand sie wirklich in Adelberts Zimmer allein, zwar mit allem Geschehenen unbekannt, aber doch zitternd vor einem namenlosen Unglück, das ihr um so furchtbarer erschien, je weniger sie im Stande war, ihm eine Gestaltung zu geben.

Adelbert war vor einigen Minuten heftig bewegt und, wie sie meinte, freudig über ihren un-

vermutheten Besuch in das Zimmer gestürzt. Mit offenen Armen war sie ihm entgegen getreten, er aber hatte mit vorgestreckten Händen sie von sich abgewehrt, hatte furchtbar sie angestarrt und war dann davon geflohen wie ein Verzweifelnder. Auguste war ihm gefolgt, aber er in dem ihr fremden Hause schnell ihr aus dem Gesicht geschwunden. Mit Mühe hatte sie sich in das Zimmer zurück gefunden, und dann versucht sich zu erholen, um Gabrielen aufsuchen zu können, als diese mit dem General zu ihr eintrat.

Gabriele kannte das zutrauensvolle Gemüth ihrer Freundin, sie wußte, daß diese liebende, neidlose Brust keinen Funken Eifersucht verbarg, und blickte mit um so herzlicherem Mitgefühl auf die Arme, die nur vor einem ihr unbekannten äußeren Unglück zitterte, welches ihren Adelbert betroffen zu haben schien, während sie gar nicht daran dachte, daß sie anders als in ihm beklagenswerth seyn könne. Gabrielen's erste Sorge war, Augusten unter einem Vorwande aus dem Zimmer zu entfernen, in welchem Adelbert selbst jeden Augen-

blick überraschend eintreten konnte. Dann suchte sie die schwere Aufgabe zu lösen, Augusten so schonend als möglich mit Adelberts und Herminiens zufälligem Zusammentreffen und dessen Folgen bekannt zu machen. Die Natur hatte Augusten mit Lebensmuth und mit heiterem, alles ebnendem Sinn, diesen zum Glück des Lebens nothwendigsten Gaben, reichlich ausgestattet und so wäre es der sorgenden Freundschaft wohl gelungen, die Bitterkeit des Kelches wenigstens zu mildern, den sie nicht mehr an ihr vorüberführen durfte, doch Moritzens unseliger Unbedacht vereitelte ihr Bemühen.

Unbekannt mit allem früher Vorgefallenen, kehrte er von einem späten Männerdiner zurück und gewahrte mit großer Verwunderung den ungewohnt zeitigen Aufbruch der bei Gabrielen versammelt gewesenen Gesellschaft, deren Wagen sich eben von seinem Hause aus in alle vier Winde verstreuten. Mit noch größerem Erstaunen fand er in der Vorhalle die Marquise, Adelbert und Hippoliten in heftigem Wortwechsel begriffen. Ohne dessen Entstehen zu kennen, bemühte er sich, ihn zu schlichten, und stürzte, da dieses mißlang, ganz

verstört in Gabrielen's Zimmer, ohne die Anwesenheit des Generals und Augustens zu bemerken.

„Sono ammazato! sie sind todt oder vielmehr so gut als todt, alle beide! Sie schlagen sich mit Tagesanbruch auf Pistolen, der Rittmeister und Hippolit," rief er aus, und lief wie ein Verrückter im Zimmer umher. Vergebens bemühten sich der General und Gabriele ihn zum Schweigen oder zu einer bestimmten Erzählung des Vorganges, den er andeutete, zu bewegen; er fuhr nach seiner unverständigen Weise fort, die bängsten Befürchtungen zu erregen, ohne sich deutlicher erklären zu wollen, bis Auguste, freilich bebend und bleich, sich erhob, und des Generals Arm ergriff.

„Kommen Sie, Vater!" sprach sie zu ihm, „führen Sie mich!"

„Bravissimo!" rief plötzlich sehr freudig Moritz von Aarheim, das ist ein herrlicher Einfall, mein Wagen steht zum Glück noch angespannt und ich selbst will Sie zur Frau Marquise begleiten. Dort ist er, die gute Dame zog ihn beinahe gewaltsam mit in ihren Wagen, gewiß hält sie ihn bei sich fest, to keep him out of harms way."

„Er folgte Herminien?" rief wie außer sich

der General, und wüthender als je flammte sein Zorn auf. „Ja, ich nehme Ihren Wagen, ich will den Ehrlosen bei der Ehrlosen finden!“

Auguste sank an Gabrielen's Busen. „Herminia! und du verschwiegst es mir?“ sprach sie leise und fiel dann, nicht ohnmächtig, aber wie zerbrochen an allen Gliedern, auf das Sopha zurück.

„What shall we do, what shall we do?“ wimmerte Moritz in einem fort, nach seiner gewohnten Art in jeder Angst. Der General war indessen zum Zimmer hinausgestürmt, eben rollte der Wagen fort, in welchem er zur Marquise fuhr. Moritz kam glücklicher Weise auf den Gedanken, sich ebenfalls aufzumachen, um seinerseits den Grafen Hippolit aufzusuchen, und so erhielt Gabriele endlich eine ruhige Stunde, um mit der innigsten Liebe Augustens Sorge und Schmerz zu beschwichtigen.

Die Zeit verging im trüben Gespräche, es ward Mitternacht, schlaflos horchten die Freundinnen auf jeden, durch die immer einsamer werdenden Straßen hinrollenden Wagen, unzählige Mal mußte die treue Annette hinaus auf den Balkon, um nachzusehen, ob Niemand käme? Ver-

gebens. Draußen blieb Alles ruhig, und in ihnen ward es immer trostloser und bänger.

Schonend, um ihn trauernd, ihn vertretend, wie nur der Schutzengel seines Lebens vor dem ewigen Richter es könnte, hatte indessen Gabriele versucht, Adelberts Verirrung zu entschuldigen, und Hoffnungen einer glücklichern Zukunft zu erregen. Sie hatte es mit einem Herzen zu thun, das ohnehin so bereit war zu vergeben, und der Sieg über die Vergangenheit ward ihr in dieser Hinsicht nicht schwer. Desto bänger aber zitterte Auguste den nächsten Morgenstunden entgegen, die sie, Unheil weissagend, den Himmel schon röthen sah. Gabriele war hier weniger besorgt und bemühte sich eifrig, der Freundin den Glauben beizubringen, den sie selbst so gern festhielt: daß Herr von Aarheim sich geirrt habe und von gar keinem Streit, der einen blutigen Ausgang drohe, die Rede gewesen seyn könne.

Von jeher war sie fern von allen Stadtsagen und aller Anekdotenjägerei geblieben, ihr ganzes Wesen schlug jeden Versuch nieder, sie mit irgend etwas, diesen schmutzigen Quellen Entfließendem bekannt zu machen. Daher war Hippolit's frühe-

res Verhältniß zur Marquiſe ihr ein Geheimniß geblieben und ſie begriff wirklich nicht, wie und warum Adelbert mit ihm gerade in dieſem Momente ſo heftig an einander hätte gerathen ſollen. Die beleidigenden Worte, mit welchen die Marquiſe das Zimmer verließ, hatte ſie als Ausbrüche ohnmächtiger Wuth zu wenig geachtet, um ſich die Mühe zu geben, ſie verſtehen zu wollen. Doch während ſie auf dieſe Weiſe ihre zitternde Freundin zu beruhigen ſuchte, erhob plötzlich Annette ihre Stimme aus dem dunkeln Winkel, in welchem ſie neben Auguſten's Ruhebette ſaß, und gab beiden Frauen eine Gewißheit, welche dieſe ſo gern entbehrt hätten.

Das treue Mädchen war der Liebling *ihrer* Herrin geblieben, und hatte als ſolcher ſo manches kleine Vorrecht; unter andern das, an Konzertabenden in einem Nebenzimmer der Muſik lauſchen zu dürfen. Auch an dieſem Abende hatte ſie dieſe Erlaubniß benutzt. Aengſtlich über die ihr ſo ganz ungewohnte Scene, welche die Freuden deſſelben unterbrach, wollte ſie die große Treppe hinab, der unerwartet ſchnelle Aufbruch der Geſellſchaft hielt ſie auf, und ſo kam ſie in der Vor-

halle des Hauses an, als eben der Zwist zwischen Hippolit und Adelberten begann.

„Liebe gnädige Frauen!“ sprach Annette, „es schmerzt mich in der Seele, Ihnen Ihren Trost zu benehmen, aber Wahrheit bleibt doch immer das Beste, und so denke ich, muß ich sie Ihnen gestehen, da ich sie weiß. Die beiden gnädigen Herren sind freilich leider in gefährlichen Zwist gerathen.“

Gabriele erschrak nicht weniger über dieses Geständniß, als über Augusten's Gegenwart dabei und suchte, so viel sie unbemerkt es konnte, Annetten zum Schweigen zu bringen, aber vergebens. Ein unglücklicher Stern schien heute über diesem Hause aufgegangen, der jede Schonung vernichtete, und Auguste drang mit so heftigen, ungeduldigen Fragen in das Mädchen, daß Gabrielen nichts übrig blieb, als sie gewähren zu lassen.

„Die Frau Marquise,“ erzählte Annette „ging eben ganz hochtrabend durch die Halle und der junge Herr Graf hinter ihr drein; sie sah sich aber gar nicht nach ihm um, sondern nur immer mit steifem Nacken gerade aus, als der Herr Rittmeister an mir vorüber die Treppe hinabstürmte.

Er war so todtenbleich und so zerstört, daß ich ohne die Uniform gar nicht gewußt hätte, er sey es. So wollte er neben der Frau Marquise zur Thüre hinaus, aber sie hielt ihn am Arme fest, trat dicht vor ihn und sah ihm starr und fest in die Augen. Da ward er immer bleicher, und zitterte so, und sah aus wie an dem Abende, als er aus der ersten Gesellschaft bei der Frau Gräfin kam. Die Frau Marquise sprach französisch zu ihm und weinte dabei, und lehnte den Kopf an seine Schulter vor allen Bedienten! Ich glaubte es nicht, wenn ich es nicht gesehen hätte."

„Und er? und er?" fragte ängstlich leise Auguste.

„Nun der Herr Rittmeister stand da und regte sich nicht," war die Antwort; er trat sogar ein kleines Bischen zurück, wie mir dünkt, aber es half ihm nichts. Die böse Dame, Gott verzeih es mir, aber das ist sie, faßte ihn und drehte ihn plötzlich gegen den jungen Herrn Grafen. Danken Sie diesem Herrn, sprach sie auf einmal auf deutsch, daß er zur Besserung des unartigen Knaben den Herrn Onkel kommen ließ, und dann gehen Sie hinauf, bitten Sie ab, küssen Sie die

Hand, die Sie ſtraft, man wird Ihnen am Ende vergeben und Sie werden auf Ihre Art glücklich ſeyn. Was aus mir wird, aus meiner gemordeten Ehre, gilt dir gleich und ſo auch mir. Ja wahrhaftig, ſie hat ihn geduzt, und dann weinte ſie und lehnte ſich wieder an ihn. Da trat der junge Herr Graf heran, kommen Sie, gnädige Frau, ſprach er, Sie geben hier ein Schauſpiel, deſſen Sie morgen ſich ſchämen werden, und ſo nahm er ihren Arm und wollte ſie an den Wagen führen, aber ſie riß ſich los. Soll ich vor Ihren Augen um Ihretwillen mich mißhandeln laſſen? rief ſie dem Herrn Rittmeiſter zu. Soll ich den Befehlen dieſes Menſchen gehorchen, durch deſſen Künſte ich morgen das Mährchen der Stadt ſeyn werde? und Sie, um den alles dieſes geſchieht, ſehen gelaſſen zu? Da ward der Herr Rittmeiſter ſo feuerroth, als er vorher bleich geweſen war; auch Graf Hippolit ward heftig, und unſer gnädiger Herr, der eben zur Thüre hereintrat, ſprach auch darein und wollte ſie beſänftigen, auf ſpaniſch und italieniſch, aber es wollte alles nichts helfen. Der Streit ward immer heftiger und mir wurde ſo angſt dabei, daß ich zuletzt auch nicht mehr

vernahm, was sie auf deutsch zu einander sagten, bis der junge Herr Graf endlich gelassener wurde und sich verständlich machen konnte. Herr Rittmeister, sagte er, lassen Sie uns eine Scene enden, die schon zu lange gewährt hat und hier doch nicht entschieden werden kann. Morgen bin ich zu jeder Erläuterung bereit. Gut dann, morgen, erwiederte der Rittmeister, und trat ganz nahe zu ihm heran und flüsterte ihm etwas in's Ohr, worauf der Herr Graf eine bejahende Verbeugung machte, als wolle er sagen, ich bin's zufrieden, und dann fortging. Die Frau Marquise that nun ganz ohnmächtig und der Herr Rittmeister mußte sie begleiten, damit sie nicht allein im Wagen wäre. So wurde dann Ruhe, aber gewiß, es war nur zu deutlich zu sehen, die beiden Herren haben so leise nichts Gutes mit einander abgemacht."

„Komm!" rief Auguste mit erzwungener Ruhe, „jetzt muß ich zu ihm und wäre er auch bei ihr, ich muß ihn sehen. Ihr Auge flammte, ihre Bewegungen waren fieberhaft und Gabriele kämpfte der Ausführung dieses Gedankens mit aller Macht entgegen. Sie stellte ihr vor, wie mißlich und

zweckwidrig, bei Männerstreitigkeiten jedes Einmischen der Frauen in der Regel auszufallen pflege, aber sie hätte schwerlich gesiegt, wenn nicht das Rollen eines Wagens in den Hof hinein Augusten wenigstens für den Augenblick zurückgehalten hätte.

Es war der General, der so ganz mit dem Ausdrucke einer guten Botschaft zu den Frauen hineintrat, daß sie alles geschlichtet und jede Besorgniß für überwunden achten mußten. Doch was den Oheim so freudig machte, war nur die Gewißheit, daß weder Bitten noch Drohen, weder Thränen noch Gründe Adelberten hätten bewegen können, die Marquise weiter als bis an die Thüre ihrer Wohnung zu begleiten. Die Gräfin Rosenberg, bei welcher der General, spät wie es war, Zutritt suchte und die freundlichste Aufnahme fand, hatte als Augenzeugin ihn dessen versichert, überdem war sein Zorn gegen Adelberten durch diese Dame um vieles gemildert worden. Mit ihrer gewohnten Klugheit hatte sie dem Oheim alle Künste und Lockungen auf das lebhafteste geschildert, mit welchen Herminia den Arglosen fast unwiderstehlich anzog und festhielt. Die seltene Schönheit der verführerischen Frau, des Neffen

früheres Verhältniß zu ihr, Auguſtens Abweſenheit wurden ebenfalls in Anſchlag gebracht, und ſo gelang es ihr, den Oheim halb verſöhnt mit dem Liebling ſeines Herzens wieder heimzuſenden.

„Die Tante iſt eine Frau, vor welcher ich alle Achtung habe,“ ſprach er zu Gabrielen, „Welt und Erfahrung haben ſie mild und verſtändig gemacht. Sie kennt das Leben, und weiß, daß Adams Söhne aus gröberem Stoffe geformt wurden als ihr, die ihr doch immer den Engeln näher verwandt ſeyd als uns, nämlich, wenn ihr einmal etwas taugt. Die Herminien nehme ich aus, die gehören zu den gefallenen Engeln, vor welchen jeder gute Chriſt ein Kreuz ſchlägt. Getroſt, liebe Nichte! Jugend iſt freilich ein ſtrengerer Richter als das Alter, aber ich hoffe doch, der Sünder Adelbert ſoll Gnade finden, wenn er heimkehrt. Und ſomit gute Nacht. Der heutige Tag hat der Plage genug gehabt, laßt uns Kräfte ſammeln für den morgenden, ehe er uns hier überraſcht.“

„Und Adelbert? wo iſt er?“ fragte Gabriele mitleidsvoll, denn Auguſte ſaß da und vermochte keinen Laut aufzubringen.

„Das weiß ich nicht,“ erwiederte der Gene-

ral, „wie ich höre hat er weder Freunde noch Bekannte, bei denen man ihn vermuthen könnte, und nachdem ich die Gräfin verlassen, bin ich nach allen Gasthöfen herumgefahren, ihn zu suchen, ich habe schlaftrunkene Portiers und Hausknechte die Menge ins Verhör genommen, aber Niemand wollte von ihm etwas wissen. Und wenn ich ihn auch gefunden hätte, was hätte es geholfen? Liebe Frauen, ich will es zugeben, es mag um die Gesetze unsrer Ehre ein barbarisches Ding seyn, aber sie sind für's erste nicht zu ändern. Uebrigens hat er es, wie ich höre, mit einem braven edlen Gegner zu thun, laßt das euern Trost seyn wie es der meinige ist. An das Leben geht es nicht gleich, und ein kleines Andenken an diese Geschichte kann ihm für die Zukunft ganz gesund seyn, wenn es nicht zu arg kommt."

Die weichen liebenden Herzen der Frauen konnten dieser Ansicht nicht beipflichten, sie schlugen ängstlich und ahnungsvoll in immerwachsender Besorgniß, als auch Moritz bei jetzt ganz hellem Tag heimkehrte.

Der Arme bebte im Fieberfrost und mußte sogleich zu Bette gebracht werden. Seine Nach-

forschungen waren nicht glücklicher gewesen als die des Generals. Vergebens hatte er Hippoliten in dessen Wohnung aufgesucht, vergebens war er von Haus zu Haus gefahren, wo er nur eine Spur von ihm zu finden hoffen konnte. Endlich war er bis an die Sternwarte gekommen, wo eben der Professor der Astronomie, den er kannte, hinaufstieg, um eine beim Aufgang der Sonne sich ereignende Finsterniß zu beobachten. So wie die Vorliebe für die Astronomie von Moritz gewichen war, hatte er auch solchen Beobachtungen entsagt, aber es kam ihm der große Gedanke: so wie der Tag anbräche, mit Hülfe eines Teleskops alle Thore der Stadt zu bewachen, um zu entdecken, nach welcher Seite Hippolit und Adelbert sich wenden würden, ihr feindseliges Vorhaben auszuführen; denn er vermuthete mit großer Wahrscheinlichkeit, daß sie weder in der Stadt noch bei Nacht ihren Zwist ausfechten könnten. Mit heldenmüthiger Standhaftigkeit begann er auf dem Balkon des Observatoriums seine Beobachtungen der Wege, so wie der Tag graute, aber der kalte Morgenthau und die oben herrschende Zugluft griffen ihn nach der

durchwachten Nacht und der vorhergegangenen Ermüdung so an, daß er bald seinen Plan aufgeben und mit einem bedeutenden Erkältungsfieber sich nach Hause bringen lassen mußte.

Gleich einer sorglichen Mutter pflegt die Natur ihre leidenden Kinder gern dem allberuhigenden Schlafe in die Arme zu legen, wenn sie sich ausgeweint haben, und auch Auguste war endlich in den schweren todtähnlichen Schlummer völliger Erschöpfung gesunken. Trüb und gedankenschwer blickte die neben ihrem Bette wachende Gabriele in den draußen hellleuchtenden Morgen hinaus, als Annette leise die Thüre öffnete, geheimnißvoll und schweigend ihr winkte, und gleich darauf leicht und unhörbar wie eine Elfe auf den Fußspitzen über den Teppich hineilte und den Platz neben Augusten einnahm, den ihre Herrin eben verlassen hatte. Gabriele schwankte, einen Augenblick erschrocken, an der Thüre, mit fragendem Blick sah sie das Mädchen an, aber an dem ängstlichen Klopfen ihres eigenen Herzens fühlte sie die Unmöglichkeit, lautlos die traurige Nach-

richt zu vernehmen, die sie zu hören befürchten mußte, und so eilte sie zitternd und stumm die Treppe hinab.

In ihrem Wohnzimmer fand sie Adelberten. Mit dem Ausdrucke der Verzweiflung sank er vor ihr hin, so wie sie hereintrat und umfaßte, tief zur Erde gebeugt, ihre Knie. Sie bebte bei seinem Anblick unwillkürlich zurück, eine Ahnung, der sie nicht Worte zu geben sich getraute, drückte ihr Herz bis zum Stillstehen zusammen; ängstlich blickte sie auf den Trostlosen, der noch immer vor ihr lag und hatte kaum Kräfte genug, ihn aufstehen zu heißen.

„Hier zu den Füßen des Schutzengels, dessen Trost, dessen Hülfe ich auf ewig entsagen muß, lege ich meinen Abschied von jedem Glück nieder, von jeder Freude, von mir selbst! Ich gehe, gleichviel wohin, ich suche das Elend, ich finde es überall fern von Augusten, fern von meinen Kindern," sprach kaum verständlich Adelbert. Dann sprang er auf, trat einige Schritte von Gabrielen zurück und rief mit wildem Blick und heftig gerungenen Händen: „Nein! nein! es ist nicht möglich. Ich träume, ich will erwachen,

ich muß erwachen! Es ist nicht möglich, daß ich selbst mir meinen eignen Himmel so schnöde verschlossen habe. Er war ja mein, er ist es noch, ich will erwachen, ich muß erwachen!"

„Sie sind erwacht. Gottlob Sie sind es," sprach jetzt Gabriele mild und gefaßt. „Hoffen Sie, haben Sie Vertrauen zu denen, die Sie lieben. Das Aergste ist doch nicht geschehen?" setzte Sie mit unsichrer Stimme hinzu. „Kein Blut hoffe ich? — Hippolit?"

„O hoffen Sie nichts Gutes mehr von mir," unterbrach sie Adelbert mit vor dem Gesicht gefalteten Händen.

Grausen ergriff Gabrielen bei diesen Worten; abgewendeten Blickes wankte sie der Thüre zu, doch er warf sich, sie aufhaltend, ihr in den Weg.

„Nein, ein Mörder bin ich nicht," rief er, „doch ist es nicht mein Verdienst, daß ich es nicht bin. Augustens guter Engel bewahrte mich; der meine nicht; der hat auf ewig sich von mir gewendet!"

„So lebt Hippolit? Sie schlugen sich nicht?" fragte Gabriele.

„Sein Blut floß, es floß von meiner Hand, ich Rasender! Aber er lebt, er wird leben," rief Adelbert. „Um Augustens willen wird er leben."

Lange noch fuhr er fort sich bald zu verdammen, bald sein Geschick anzuklagen, während Gabriele, jetzt selbst beruhigter, sich abmühte, in den armen umdunkelten Geist ihres Freundes einen Strahl tröstender Hoffnung zu leiten.

„O bewahren Sie alle Ihre Milde, allen Ihren Trost für Augusten, mich überlassen Sie dem Untergange," rief er. „Lieben und Verachten! Bezeichnete ich so nicht einst den höchsten Schmerz? Wie wird Auguste ihn tragen? Muß ich denn wünschen, sie möge mein vergessen?"

Gabrielen's sanfte Stimme beschwichtigte indessen doch allmählich seine wilde Leidenschaftlichkeit. Sein Herz erwarmte, sein altes Vertrauen erwachte vor ihrer holdseligen Anmuth, und so gelangte er bald dahin, ihr alles zu bekennen. Und wer erst dazu gekommen ist, vor einem Zweiten sich laut anklagen zu können, der beginnt im nämlichen Moment, halbausgesöhnt mit sich selbst, im eignen Herzen sich leise zu entschuldigen.

Bittere Beschämung, Reue, unaussprechliche Sehnsucht nach seinem ehemaligen glücklichen Leben hatten ihn aus dem Salon hinaus ins Freie getrieben; bekannte Stimmen, welche auf der Straße ihm entgegen kamen, bewogen ihn wieder umzukehren, und die stillere Einsamkeit seines abgelegenen Zimmers aufzusuchen. Dort überraschte ihn geisterhaft Augustens nicht geahnete Gegenwart; mit seinem ganzen Daseyn, sogar mit seinen Sinnen zerfallen, wußte er nicht zu unterscheiden: ob die beschämende Wirklichkeit ihn quäle, oder ob Scheinbilder, durch inneres Bewußtseyn ins Daseyn gerufen, ihn irrten? Er floh halb wahnsinnig, mit der Hast des wildesten Entsetzens die Treppe wieder hinab, und am Fuße derselben empfingen ihn Herminiens ungebändigter Zorn, ihre schonungslosen Vorwürfe. Ach! er glaubte in jenem Augenblick diese alle zu verdienen, denn sein Herz lag wie Eis in der wild-bewegten Brust; die Täuschung der Sinne war geschwunden und er fühlte sich zwiefach meineidig, gegen sie wie gegen Augusten. Er hätte in diesem Moment die ganze Welt, am liebsten sich selbst vernichten mögen; denn mitten durch den

Sturm ſeines Gemüths bebte noch der zitternde Klagelaut, mit dem Auguſten's Erſcheinung ihm entſchwunden war. Hippolit's beſonnene Klarheit, die ſichere Ruhe, mit welcher dieſer die ſchleunige Entfernung der Marquiſe als das zunächſt Nothwendigſte betrieb, erbitterten den Aufgebrachten noch mehr. In ſeiner leidenſchaftlichen Verworrenheit war ihm alles willkommen, was ſich ihm bot, um ſeiner innern Verzweifelung in verzweiflendem Thun Luft zu machen. Und ſo ergriff er mit Freuden die jedes Mißverſtehn ausgleichen ſollenden Worte Hippolit's als eine förmliche Ausforderung, die ihm Gelegenheit geben konnte, alle Schuld gegen Herminien wie gegen Auguſten mit ſeinem Blute zu ſühnen.

Im Wagen neben Herminien befiel ihn ein unausſprechliches Grauen vor ihr, wie vor dem Dämon ſeines Lebens; vergebens ſprach ſie ihm zu; er hörte ihre Stimme, ohne ihre Worte zu vernehmen, floh, von einem dumpfen Inſtinkt geleitet, und ließ ſich nicht halten, ſo wie ſie die Thüre ihres Hauſes erreicht hatten. Gequält vom ängſtlichen Bewußtſeyn verdienter Verlaſſenheit, in wilder Hoffnung auf den folgenden Mor-

gen, irrte er nun heimathlos die ganze Nacht hindurch im Freien umher und strebte nur Hippolit's Bild als das eines Feindes festzuhalten. Gleich zerstört von innen und außen, mit jenem Trotz, welcher das innere Bewußtseyn eines Unrechts, das man nicht anzuerkennen fest entschlossen ist, allemal begleitet, betrat er zur bestimmten Stunde um fünf Uhr des Morgens das Zimmer Hippolit's, der ruhig und heiter dem Erwarteten entgegen kam.

Ganz anders als der arme Adelbert, hatte dieser die Nacht zugebracht. Zwar war auch sein Blut bei der gestrigen Scene in Wallung gerathen und er hatte deshalb, vom Zorn überwältigt, nicht widersprochen, da sein Erbieten zu jeder Erläuterung ganz anders aufgenommen wurde, als er es eigentlich gemeint hatte; doch in der ruhigen Einsamkeit seines Cabinets ward er bald Herr seines leicht aufbrausenden Sinnes. Der pünktliche Gehorsam seines Kammerdieners hatte diese Einsamkeit gegen jeden Angriff, besonders gegen Moritzen's Nachfragen zu sichern gewußt und so war Hippolit ungestört im ernsten Kampfe mit sich selbst, fähig geworden, dem feindselig zu ihm

Eintretenden freundlich-ernst die Hand entgegen zu reichen.

Adelbert stutzte einen Augenblick bei diesem unerwarteten Empfang, dennoch war er weit von dem Gedanken entfernt, die dargebotene Hand zu ergreifen, die er mit erzwungener Kälte, doch nicht auf beleidigende Art ablehnte.

„Herr Graf!“ sprach er, so ruhig als es ihm möglich war, „haben Sie die Güte auch für mich ein Pferd satteln zu lassen, denn Sie begreifen wohl, daß ich jetzt das meinige nicht aus Herrn von Aarheims Stall holen lassen kann.

„Alle meine Pferde stehen zu Ihrem Befehl, Sie sollen die Wahl haben, es sind schöne Thiere darunter, die Ihnen gewiß gefallen werden;“ war Hippolit's sehr höfliche Antwort. „Doch wäre es nicht besser, den schönen Morgen erst nach der Erläuterung zu genießen, zu welcher ich gestern mich erbot?“

„Ihr kalter Hohn soll mich nicht aus der Fassung bringen,“ rief jetzt Adelbert beinahe schäumend vor Wuth. „Kommen Sie denn zu Fuß, wenn Sie Ihre Pferde schonen wollen, doch ohne Säumen bitte ich, mich verlangt nach Ihrer so-

genannten Erläuterung; mit der schönen Natur halten Sie es späterhin nach Belieben.“

In Hippolit's Angesicht flammte bei diesen Worten die glühende Röthe des Zorns auf, doch gelang es ihm schnell, die vorige Fassung wieder zu gewinnen. „Eben deshalb, weil auch ich keine Zeit zu verlieren wünsche, bitte ich, den Ritt bis nach der Erläuterung, die ich Ihnen versprach, zu verschieben,“ erwiederte er gelassen. „Nirgend kann ich bequemer sie Ihnen geben als hier.“

„Hier?“ rief Adelbert, mit wildem zornigem Lachen, „nun meinetwegen auch. Das Zimmer geht nach dem Hofe zu, in dem engen Raume kommen wir vielleicht um so eher zum Zweck. Nun es sey, auch hier. Wo sind Ihre Pistolen? Ich habe keine mitgebracht, mein rechter Arm vermag zwar nicht mehr, den Säbel zu führen, mit dem linken aber nehme ich es im Schießen mit jedem auf.“

„Hier sind zwei Paar Pistolen, sie sind alle geladen,“ sprach Hippolit, indem er sie auf den Tisch legte, dann ging er zur Thüre, schloß ab und steckte den Schlüssel zu sich. „Sie sehen meine Bereitwilligkeit alle Ihre Forderungen zu

erfüllen, Herr Rittmeiſter! nur eine muß ich beſtimmt Ihnen verſagen, ich ſchieße nicht auf Sie, Sie hören mich denn zuvor an. Dann thun Sie, was Ihnen recht däucht. Laſſen Sie mich vollenden was ich zu ſagen habe," rief er mit erhobener Stimme, da Adelbert heftig gegen ihn anfuhr, „nur wenige Augenblicke erbitte ich mir, dann können Sie, ich wiederhole es, thun was Sie wollen. Einer Dame zu Gefallen wie die Marquiſe d'Aubincourt iſt, ſchlagen ſich Männer wie wir beide nicht; daß dem ſo ſey, liegt in der Erläuterung, die ich Ihnen verſprach, klar zu Tage. Und ſollten wir uns ſchlagen, um unſere Tapferkeit zu beweiſen? Ihre ehrenwerthen Narben, Herr Rittmeiſter, überheben Sie dieſer Mühe, und obgleich ich leider keine ähnlichen aufzuweiſen habe, ſo verkündet das Gerücht doch zu viel ſolcher Heldenthaten von mir, wie die iſt, zu der Sie mich jetzt auffordern, als daß ich fürchten müßte, in der Welt für feig zu gelten, weil ich erkläre, mich diesmal nicht ſchlagen zu wollen."

„Genug, genug der Worte," unterbrach ihn Adelbert. „Die Zeit entflieht und meine Geduld mit ihr. Haben Sie mich geſtern gefodert, warum

wollen Sie mir heute nicht Rede ſtehen? Und war Ihr Verſprechen einer Erläuterung keine Ausforderung, nun ſo fordere ich Sie jetzt, weil Sie es wagen, eine Dame zu läſtern, die zu ſchützen mir, beſonders ſeit dem geſtrigen Abend, Pflicht iſt. Ihnen gehört jetzt der erſte Schuß, ich bin bereit, wählen Sie, hier ſind die Piſtolen.“

„Nicht eher,“ rief Hippolit, „bis Sie den Inhalt des Taſchenbuchs unterſucht haben, welches dort neben den Piſtolen liegt; es enthält die verſprochenen Erläuterungen. Und auch dann, ich will Sie nicht betrügen, ich bleibe auf jeden Fall meiner erſten Erklärung treu, ich ſchieße nicht auf Sie, ich habe Gründe, es nicht zu thun.“

Mit immer ſteigender, raſender Wuth drang nun Adelbert auf ihn ein, ohne auf ihn zu hören, und wollte ihm ein Piſtol aufzwingen, doch Hippolit wehrte ihn ab, indem er bei ſeiner Erklärung blieb.

„Thun Sie, was Sie wollen,“ ſprach er endlich, „bleiben Sie meinetwegen dabei, wenn Sie es für Recht halten, meine geſtrigen Worte als eine Forderung zu nehmen, der Glaube, es

sey so, brachte Sie ja hieher, und ich stelle mich Ihnen, schießen Sie. Nur geben Sie mir Ihr Ehrenwort, das Zimmer nicht zu verlassen, ehe Sie jenes Taschenbuch untersucht haben, und dann geloben Sie mir, den Inhalt desselben vor Jedermann auf ewig zu verschweigen. Gewähren Sie mir das."

Adelbert, vor Zorn bewußtlos, spannte das Pistol. Hippolit stand ihm gegenüber in aufrechter Stellung am Fenster, während Jener der Thüre zuflog. Sein Mund sprach unverständliche Worte, sein Herz klopfte, hörbar bewegt vom wildkochenden Blute, Feuerflammen tanzten vor seinen Augen. „Sie wollen es! Sie wollen es!" schrie er, wie einer, der nicht weiß, daß er spricht, und ohne zu zielen drückte er ab.

Hippolit wankte erbleichend, und sank dann in einem neben ihm stehenden Sessel. „Sie halten Ihr durch die That abgelegtes Versprechen, Sie können nicht eher hinaus, ich habe den Schlüssel und Sie werden keinen Wehrlosen berauben wollen," sprach er mit leiser Stimme, und hob den linken Arm gegen den Tisch, der

rechte, überquellend von Blut, hing bewegungslos herab.

Adelbert stand da wie ein Starrsüchtiger. Fast noch bleicher als der blutende Hippolit, staunte er mit dem Ausdruck völligen Unbewußtseyns ihn an, und hielt dabei das unglückliche Pistol noch immer in drohender Stellung in die Höhe.

„Fassen Sie sich, erfüllen Sie, was ich von Ihnen erbat, Sie sehen, ich blute sehr, und mir kann eher keine Hülfe werden," sprach Hippolit.

Adelbert schien zu erwachen. Mit einem unterdrückten Schrei des Entsetzens flog er auf den Verwundeten zu.

„Dorthin, das Taschenbuch," stammelte dieser fast unverständlich und wies immerfort nach dem Tische hin, „lassen Sie mich nicht verbluten."

In wilder Hast flog jetzt Adelbert an den Tisch, mit zitternden Händen und unstätem Blicke öffnete er das Buch, das Bild Herminiens fiel zuerst ihm entgegen, dann einige Portraite junger Männer, unter ihnen sein eigenes, das er ihr gab als er die Universität bezog, auch Briefe quollen den Bildern nach, doch alles flimmerte

vor seinen Augen und draußen wurden Hippolits Diener immer lauter vor der verschlossenen Thüre, denn der Knall des Pistols hatte sie herbeigezogen.

„Lassen Sie mich öffnen," rief endlich bittend Adelbert, „ich kann nicht lesen in dieser Angst, ich will es, ich gelobe es, ich will eher nichts anders unternehmen, aber lassen Sie mich jetzt öffnen." Hippolit willigte ein.

„Ein Spiel, ein dummes Spiel, wir wußten nicht, daß sie geladen seyen," stammelte er den erschrocken Eindringenden entgegen und sank dann, vom Blutverlust erschöpft, ohnmächtig hin.

Sein Kammerdiener, der zum Glück zugleich Wundarzt war, begann jetzt die Wunde zu untersuchen und Adelbert erwartete in stummer Angst mit gesenkten Blicken seinen Ausspruch. Die Verletzung war schmerzhaft, bedeutend, doch nicht gefährlich, die Kugel war in den Oberarm gedrungen, aber nur der starke Blutverlust konnte Besorgniß erregen. Die Schmerzen des ersten Verbandes erweckten den Verwundeten aus seiner Ohnmacht; ohne reden zu können, reichte er Adelberten die linke Hand, zeigte abermals nach

dem Tiſch, auf welchem das Taſchenbuch lag, und ſchloß dann ermattet die Augen wieder.

Adelbert verſuchte zu halten, was er verſprochen hatte, er ergriff das Buch, aber die Luft im Zimmer, der Anblick Hippolits, der mit geſchloſſenen Augen wie ein Todter auf dem Ruhebett lag, beraubten ihn aller Beſinnung; in zitternder Haſt, ohne eigentlich zu wiſſen, was er that, raffte er Buch, Gemälde, Briefe, alles zuſammen, und floh damit hinaus, zum Zimmer, zum Hauſe, zur Stadt hinaus. Erſt in der lautloſen Einſamkeit eines abgelegenen, um dieſe Tageszeit ganz unbeſuchten Luſtwäldchens fand er ſich wieder.

Der geſtrige Abend, die darauf zum Theil an dieſer nämlichen Stelle durchwachte lange Nacht, und die eben durchlebten wildbewegten Morgenſtunden gingen, nach und nach heller werdend, an ihm vorüber; ihn hatte alles ein wüſter Traum gedünkt, nur das Taſchenbuch, gegen welches ſein Herz in heftiger Bewegung anſchlug, war ihm ein beängſtender Zeuge der Wahrheit. Abermals ergriff und öffnete er das Buch; eine heiße Thräne entfiel ſeinem Auge

als er ſein Jugendbild betrachtete, deſſen reine von keiner Leidenſchaft entſtellten Züge ihn mit kindlicher Himmelsſeligkeit anlächelten. Es war ſo wenig ihm noch ähnlich, daß Hippolit ihn wahrſcheinlich nie darin wieder erkannt hatte.

„Ja ſo war ich! Auch ſie war ſo!“ ſeufzte er und verhüllte die brennenden Augen im thauigen Graſe und weinte laut. Er gedachte jener Zeit, da er, faſt noch ein Knabe, dies Bild heimlich malen ließ; er gedachte der Freude, mit der Herminia es empfing und wie ſie gelobte, allen fremden Augen verborgen, es ewig auf ihrem Herzen zu tragen. Endlich ermannte er ſich wieder, und begann nun ernſtlich, die im Taſchenbuch vorgefundenen Briefe zu unterſuchen.

Der erſte, der ihm in die Hände fiel, war von Herminien an Hippolit. Er hatte das Geſchenk ſämmtlicher Portraite, das von Adelbert mit eingeſchloſſen, begleitet. Sie wollte, ſchrieb ſie, durch dieſes Opfer Hippoliten, dem Einzigen, den ſie geliebt habe und lieben könne, jeden Argwohn benehmen, als ob ſie noch in irgend einer Art von Verbindung mit einem jener Männer wäre, die ſie freilich einſt, ehe ſie Ihn er-

blickt, zu lieben geglaubt habe. Mit ächt französischer Leichtigkeit, unübertrefflichem Witz und hinreißender Lebendigkeit gab sie ihm die Schilderung der moralischen Eigenschaften und Eigenheiten der Originale, als Zugabe zu jenen Portraiten. Vor allem aber hielt sie sich lange bei der Geschichte ihrer ersten Liebe auf. Ohne ihn zu nennen, malte sie Adelberten, recht ausgelassen muthwillig, zuerst als eine Art von zärtlichem Jocrisse, im langen Kinderrock, hernach als sentimentalen, invaliden Bramarbas. Auch sich selbst vergaß sie nicht, und spottend schilderte sie sich in ihrer damaligen ländlichen Naivität und Einfalt. Sie wußte dabei doch sehr geschickt sich durch manche liebenswürdige Schwäche, durch manches reizende Detail interessant zu zeigen, während sie sich das Ansehen gab, sich über sich selbst lustig machen zu wollen. Versicherungen ihrer unwandelbaren, ewigen Liebe, fast in den nämlichen zärtlichen Worten, in den nämlichen Wendungen, deren sie unzählige Mal auch gegen Adelberten sich bedient hatte; Eifersüchteleien, Klagen, tausend Neckereien füllten viele Seiten der übrigen Briefe an Hippoliten an. Andere

waren von den Originalen jener Portraite, mit denen sie ehemals in zärtlichem Verhältniß gestanden, die sie mit den Bildnissen zugleich Hippoliten überliefert hatte. Alle waren so viel Beweise eines sehr frivolen, ja man möchte sagen, eines zügellosen Lebens.

Adelbert mochte bald nicht weiter lesen. Das Unwahre in Herminiens Wesen ekelte ihn unbeschreiblich an; die Thorheit des ungeheuern Opfers, welches er dieser Unwürdigen gebracht hatte, fiel mit Zentnerlast ihm aufs Herz. Er fühlte sich plötzlich von ihr losgerissen, frei auf ewig. Aber das Gefühl dieser Freiheit glich dem des Gefangenen, der, dem Kerker entlassen, vor der Thüre desselben steht, ohne Heimath, ohne Freund, ohne in der ganzen weiten Welt eine menschliche Seele zu wissen, zu der er sagen dürfe, nimm mich auf, denn ich gehöre dir an. Leidenschaftlich in allem, auch in der Reue, glaubte er im Uebermaaß derselben, daß sein Hauch nie wieder mit der reinen Luft sich einen dürfe, in der Auguste, in der seine Kinder athmeten. Er beschloß in seiner Verzweiflung, auf immer aus ihrer Nähe sich zu verbannen, nie wieder sollte der Klang

ſeiner Stimme Auguſtens Ohr verwunden, nie ihr Auge mit Abſcheu von ſeinem Anblicke ſich wenden müſſen. Doch ſo ganz ohne Spur zu verſchwinden, ohne alles Lebewohl, ohne allen Segen in die Wüſten des Lebens hinaus zu gehen, dieſe Aufgabe ward ſeinem liebegewohnten Herzen doch zu ſchwer, und dies Gefühl hatte ihn mit allen ſeinen Klagen zu Gabrielen's Füßen geführt.

Noch immer bekämpfte dieſe ſeinen wilden Schmerz, und wandte, wenn gleich faſt hoffnungslos, alles an, ihn von dem Vorſatz zur Flucht abzubringen, als der General Lichtenfels zu ihnen hereintrat. Ernſt, wenn gleich nicht zürnend, ruhte ſein Blick eine ſtumme Minute lang auf Adelberten, der vor dem Gefürchteten ſich gern in den Mittelpunkt der Erde verborgen hätte; dann aber trat ein feuchter Schimmer in das milder werdende Auge des edlen Greiſes. „Komm!“ ſprach er, und ſchloß den beinahe Widerſtrebenden feſt an ſeine Bruſt. „Komm, hier trug ich den Knaben, hier ruhteſt du wundenmatt, nach ehrenvollem Kampf, dem Tode nah. Hier weinteſt du im ſchönen Schmerz um

die geſunknen Hoffnungen deiner Jugend, hier iſt auch jetzt noch dein Platz. Du warſt ja immer das Kind meines Herzens; welcher Vater wird ſein Kind von ſich ſtoßen, weil es fiel? Komm, ich helfe dir auf, und dann wollen wir beide friſch ans Werk, um zu retten, zu beſſern, wieder herzuſtellen; Gott wird uns helfen.“

Vergebens ſtrebte Adelbert in den Armen des Generals ſein übervolles Herz in verſtändlichen Worten vor ihm auszuſchütten. „Sey ruhig,“ ſprach dieſer, „ich weiß Alles, du haſt mir nichts zu bekennen. Ich komme von deinem edlen Gegner, er leidet viel, doch hoffentlich ohne Gefahr. Nur der heftige Blutverluſt kann ſeine Heilung verzögern, die Kugel hat eine Ader zerriſſen und er blieb lange ohne Hülfe.“

Adelbert verſuchte abermals zu reden, doch der General verhinderte es, indem er nochmals verſicherte, die Gräfin Roſenberg und Hippolit hätten ihm alles erklärt. „Ich kenne den ganzen Umfang deiner Schuld,“ ſprach er, „aber ich weiß auch was ſie mildert. Der Graf wollte freilich Anfangs auch mir, wie ſeinen Leuten, aus eurem Duell ein Geheimniß machen.“ —

„Duell?“ unterbrach jetzt Adelbert den General, „Duell nennt er es? meine That ist Mord, meuchelmörderisch überfiel ich ihn, der wehrlos vor mir stand.“ —

„Laß das,“ erwiederte der General, „du wußtest diesen Morgen eben so wenig was du thatest, als ich gestern Abend wußte was ich that. Zorn und Ueberraschung sind gefährliche Feinde, die uns, auf das Mildeste genommen, zu, wenigstens dummen, Streichen verleiten, deren man hernach Zeitlebens sich zu schämen hat. Das haben wir beide erfahren, ich gestern, du heute. Jetzt stehe ich aber als Abgesandter des Grafen vor dir, durch mich fordert er zurück was er deiner Ehre vertraute, und erinnert dich nochmals an das heilige Versprechen ewigen Schweigens über diesen Gegenstand. Ich lese in deinen und Frau von Aarheims Blicken, daß du es bei ihr schon jetzt vergessen hast,“ sprach nach einer kleinen Pause der General, beide mit prüfendem Blick betrachtend. „Es ist nicht recht, aber auch diesmal noch mag der Zustand deines Gemüths dich entschuldigen Unsere edle Freundin ist unfähig, ihre Kenntniß eines solchen Geheimnisses

zu mißbrauchen, darum übergieb ihr jetzt getrost das Buch, so kommt es am sichersten in die Hände seines Eigenthümers. Gabriele wird gewiß nicht den reinen Blick mit dessen leidigem Inhalt besudeln wollen. Und nun komm, alles ist bereit, wir gehen mit einander auf Reisen. Unsere holsteinischen Güter entbehren schon lange unsrer Gegenwart, dort wollen wir hin. Es ist gut, daß du jetzt Augusten noch nicht wieder siehst; eigentlich verdienst du es auch noch nicht, also ohne Abschied, Gabriele und deine Kinder werden dich indessen schon bei ihr vertreten und deine Fürsprecher seyn.'

Gabriele versuchte es, hierin dem General einzureden, doch er verhinderte sie daran mit sanfter Gewalt. „Schöne, gute Frau!" sprach er, „ich weiß im Grunde Ihres Herzens billigen Sie mein Vorhaben, warum denn versuchen, gegen Ihre eigene Ueberzeugung mich eines andern überreden zu wollen? Wir sollten das nie; es kommt davon so vieles Uebel in der Welt, und dennoch lassen sich auch die Besten und Klügsten unter uns nur zu oft von ihrem Gefühl dazu hinreißen. Von Ihnen aber weiß ich, daß

Sie über dieſe Schwäche erhaben ſind, ſobald Sie ſich nur recht beſinnen wollen. Jetzt lege ich Auguſten's armes, wundes Herz an das Ihrige, und reiſe in dieſer Hinſicht getroſt, Sie werden es zu heilen wiſſen, wenn es geheilt werden kann. Ich komme von ihr, ſie ſchläft noch. Armes Kind! Körper und Geiſt ſind todt-müde, denn wir ſind zwei Nächte hinter einander durchreiſet; ich und ihre Liebe ließen ihr keine Raſt, und ſo wollen wir ihr die Erholung gönnen, welche die Natur gütig ihr gewährt. Morgen bringt eine Staffette Ihnen die erſte Nachricht von uns; Auguſte wird ſich um Adelbert's Geſchick beruhigen, wenn ſie ihn bei mir weiß. Uebrigens reiſen wir Tag und Nacht, bis wir über die Grenze hinaus ſind, denn die Polizei könnte doch wohl Luſt bekommen, ſich nach dem von ungefähr losgegangenen Piſtol zu erkundigen, darum fort, fort, wir haben keine Zeit zu verlieren."

Mit dieſen Worten zog er Adelberten ſich nach, der wie im bewußtloſen Traume ihm folgte, Gabriele blieb einſam zurück. Beinahe nicht minder betäubt als er, ſtarrte ſie gedankenlos

vor sich hin, bis Annette sie mit der Nachricht ins thätige Leben zurückrief, daß Auguste erwacht sey und sehnlichst nach ihr verlange.

In stiller Ergebung betrachtete Auguste ihr Geschick, so wie allmählich die Hand der Freundschaft den Schleier sorgsam lüftete, der so lange nur in verworrener Gestaltung es ihr gezeigt hatte. Dann aber begann sie auch recht innig in ihre ländliche Einsamkeit, zu ihrer Mutter, zu ihren Kindern sich zurück zu sehnen. Sie hatte noch immer manchen harten Kampf mit ihrem Herzen zu bestehen, so fern auch alle Bitterkeit ihr war und blieb. Mit dem Glauben an Adelberts unerschütterliche Liebe, an seine felsenfeste Treue, war ihr auch die Ruhe verloren gegangen, mit der sie bis dahin der süßen Gewohnheit, glücklich zu seyn, sich hingegeben hatte, ohne weder über ihr Glück noch über die Möglichkeit, daß es anders werden könne, nachzudenken. Es konnte noch Alles gut werden, das fühlte sie, das hoffte sie, darum betete sie mit Inbrunst; doch wie konnte es so werden wie es gewesen war? Und

dies Gefühl mußte ihr Gemüth mit einer Sehnsucht, einer ſtillen Trauer erfüllen, welche nur der Anblick ihrer Kinder zu mildern vermochte. In ihnen lebte ja noch der Adelbert, den ihr Herz, trotz alles Gegenſtrebens ihres Verſtandes, dennoch verloren geben mußte.

Adelbert's Briefe, voll des Ausdrucks der tiefſten Reue, betrübten ihr Gemüth ſtatt es zu tröſten. Die glühende Leidenſchaftlichkeit, mit der er Auguſten zu einem engelgleichen Weſen erhob, von dem er in tiefer Selbſtzerknirſchung nur Mitleid erflehte, während er ſich ihrer Liebe und ihrer Achtung auf ewig für unwerth erklärte, konnte ihre Ausſicht in die Zukunft nicht erheitern. Nur des Generals Anſicht ihrer und Adelbert's Lage, die er in ſeinen Briefen ihr offen mittheilte, gewährte ihr einigen Troſt. Sein Ermuntern zum Rechten, ſein Vorſtellen deſſen, was ihr oblag zu dulden und zu vollbringen, ſtählten ihren Muth. Ihr Blick erheiterte ſich, wenn ſie las, wie kräftig er Adelbert's, durch frühen Schmerz entnervtes Gemüth aufzurichten ſtrebe, wie er durch Thätigkeit ihn zu zerſtreuen und aus ſeiner jetzigen troſtloſen Verſunkenheit

wieder empor zu richten ſuche, und wie er alles anwende, um ihn nur wieder zum Vertrauen in ſich ſelbſt zu verhelfen.

„Der Zuſtand unſrer hieſigen, durch unſre jahrelange Abweſenheit ſehr verwahrloſeten Beſitzungen gewähren ein weites, faſt unabſehbares Feld zur Arbeit," ſchrieb ihr der General, „und ſomit laſſe ich unſern Adelbert vor lauter Thätigkeit kaum zu Athem kommen. Morgens, mit Sonnenaufgang, ziehen wir hinaus in Feld und Wald, Abends gibts zu richten und zu ſchlichten, nachzurechnen, Papiere zu ordnen, bis in die ſinkende Nacht. Da müſſen die Grillen ihm verſchwinden, denn ihm bleibt keine Zeit weder ſie zu fangen, noch zu pflegen. Muthig, liebe Auguſte! laß du mich nur gewähren, ſobald es Zeit iſt, bringe ich ihn geſund und geheilt, von innen und außen, zu deinen Füßen hin, und du gute weiche Seele wirſt ihn dann wieder an deinen Buſen nehmen, das weiß ich, und fürchte nicht deine Strenge, ſondern nur deine Milde, die mir ihn wieder verderben könnte."

Auguſten nach Lichtenfels zu begleiten, wäre Gabrielen's ſehnlichſter Wunſch geweſen, als end-

lich der Tag der Trennung herbeikam; doch Herrn von Aarheim's fortdauernde Kränklichkeit erforderte ihre stete Gegenwart. Seit jener auf der Sternwarte thöricht durchwachten Nacht plagten ihn Rheumatism und alle Uebel, welche diesen Unhold in tausendfacher Gestalt zu begleiten pflegen. Gabrielen's mitleidige Geduld vermochte es kaum, alle die mannichfaltigen Wunderlichkeiten und Launen zu ertragen, mit denen der grämlichste und unleidlichste aller Kranken, zu jeder Stunde des Tages, zuweilen auch der Nacht, sie quälte. Die Besuche, welche Anfangs über manche lange Schmerzensstunde ihr hinüberhalfen, blieben nach und nach aus, denn sein böser Humor verscheuchte Alle, die nicht, wie Gabriele, durch Pflichtgefühl gebunden, bei ihm ausharren mußten. Hippolit, der Einzige, der die Langeweile, von der Moritz sich hauptsächlich geplagt fühlte, hätte verscheuchen können, befand sich selbst noch leidend. Mehrere Wochen waren seit dem Vorgange zwischen ihm und Adelberten vergangen, und noch immer durfte er das Zimmer nicht verlassen. Gabriele hatte noch in keiner Lage ihres Lebens sich so ganz auf sich selbst zurückgewiesen gefühlt, selbst nicht

am Rhein, wo frische lebendige Thätigkeit ihre tiefe Einsamkeit erheiterte. Sogar die Tante hatte sie verlassen; um der Marquise auszuweichen, war sie am Tage nach der Konzert-Scene nach einem nicht weit entfernten Badeorte gereist, obgleich noch vor der eigentlichen glänzenden Kurzeit. Ein kaltes höfliches Billet hatte einstweilen Herminien deren Antheil an der gemeinschaftlichen Wohnung aufgekündigt, denn diese war nur im Namen der Gräfin Rosenberg dem Eigener abgemiethet worden.

Die Marquise aber eilte eben nicht, von dieser Aufkündigung Notiz zu nehmen, sondern verweilte noch mehrere Wochen als einzige Bewohnerin des Hauses, in anscheinend vollkommner Ruhe. Sie zeigte während dieser Zeit sich weit öftrer als sonst im Theater und bei andern öffentlichen Vergnügungen, auch suchte sie auf andere Weise, durch vielfältig ausgesendete Einladungen zu glänzenden Festen, die öffentliche Meinung irre zu leiten, oder auch zu braviren, doch gelang ihr dieses nur bei sehr wenigen Mitgliedern der Gesellschaft. Obendrein gehörten diese Wenigen nicht zu denen, deren Beispiel auf die Uebrigen Einfluß haben konnte. Nie

hatte es ſo viel Migränen und Katarrhe in der Reſidenz gegeben, als an den Abenden, wo die Marquiſe einen recht glänzenden Kreis um ſich her zu verſammeln gedachte. So mußte ſie es bald müde werden, in ihren hell erleuchteten, aber ſparlich bevölkerten Sälen ihre kleinen Koketterien zu üben, und Unmuth und Ueberdruß bewogen ſie endlich, Paris, den einzigen Schauplatz wieder aufzuſuchen, auf dem ihre glänzende Erſcheinung gehörig gewürdigt werden konnte. Kein ſehnender Blick folgte ihr dorthin, wo ſie wie ein ſtrahlendes Meteor wieder in den Strudel verſank, dem ſie, weder ſich noch Andern zum Heil, auf kurze Zeit entſtiegen war.

Müde und erſchöpft von einer zum größten Theil am Schmerzenslager ihres Gemahls durchwachten Nacht, ſaß Gabriele nach kurzem unerfreulichen Schlummer in der Jelängerjelieber-Laube des kleinen Gartens am Hauſe, dem einzigen Orte, wo es ihr jetzt vergönnt war, des im höchſten Schmucke prangenden Frühlings ſich zu erfreuen. Alles um ſie her funkelte und blitzte im Sonnen-

ſtrahl von Diamanten, die ein warmer Frühregen verſchwenderiſch geſtreut hatte; ihre Roſen flammten in höchſter Blüthenpracht, faſt ſichtbar ſtieg der Opferduft von den Lilien und tauſend andern Blumen, die in üppiger Fülle ihre Beete ſchmückten, zum Himmel auf, und miſchte ſich in den noch berauſchendern Wohlgeruch der hohen Orangenbäume, die auf dem Raſenplatz vor der Laube lichte Schatten ſtreuten. Endlich einmal entronnen der ängſtlich beklommenen Atmoſphäre des dunkeln Zimmers, in der ſie jetzt den größten Theil des Tages, unter dem ungeduldigen Klagen ihres Kranken verleben mußte, athmete hier die arme Gabriele mit vollen Zügen neues Leben und Erquickung. Allmählich überſchlich ſie jene ſtille Sehnſucht, jener wonnige Frühlingsſchmerz, der das Auge mit ſüßen Thränen füllt und das Herz raſcher pulſiren macht. Sie gedachte ihrer erſten Jugend, ferne Geſtalten gingen an ihr vorüber und ſie verſank in immer lieberes Träumen, von ihrer Mutter, von Erneſto, von Ottokar. Dann gedachte ſie auch des jungen Freundes, der ſo keck das Leben daran geſetzt hatte und alle Vorurtheile ſeiner Jugend, ſeines Standes, ja der

ſogar das eigne Gemüth mit eigenſinniger Entſagung überwand, nur um einen ihm faſt fremden Mann aus einem gefährlichen Traume zu erwekken. Dieſe That Hippolits war ihr immer im romantiſchen Licht eines Heldenmuths erſchienen, den ſie ſehr geneigt war übertrieben zu nennen und deſſen Aeußerung gerade auf dieſe Weiſe in dem feurigen, ſonſt alle Schranken ſo gern durchbrechenden Jüngling, ihr unerklärlich blieb, ſo oft ſie auch ſchon darüber nachgedacht haben mochte. Seit ſeiner Verwundung hatte ſie ihn nicht wieder geſehen, doch ließ ſie täglich mehre Male Nachricht von ihm einziehen, denn Moritz ſehnte ſich ſtündlich nach ſeiner erheiternden Gegenwart, und auch ſie vermißte oft ihren Edelknaben.

Ein leichtes Geräuſch weckte endlich die Träumerin aus ihrem faſt wortloſen Sinnen; ſie blickte auf und an einer großen Zypreſſe gelehnt, ſtand dicht vor der Laube Hippolit ſelbſt, die dunkeln blitzenden Augen auf ſie geheftet. Das ſelige Lächeln eines Verklärten umſpielte die bleichen Lippen und der Ausdruck langer körperlicher Leiden gaben der ſonſt ſo lebenskräftigen jugendlichen Geſtalt etwas unbeſchreiblich Rührendes. Ihn er-

blicken und mit einem hellen freudigen Ausruf ihm entgegen treten, war das Werk des ersten Moments, während er, wie überwältigt von der Seligkeit desselben, vor ihr auf das Knie sank und die Hand, welche sie ihm bewillkommnend gereicht hatte, mit Feuerküssen bedeckte.

„So! so! begrüße ich das neue Leben! Hier begrüße ich die Sonne, die ich so lange entbehrte!“ rief Hippolit, wie außer sich vor Entzücken.

„Unvorsichtiger!“ schalt freundlich und bewegt Gabriele, „Sie sind noch krank, Ihre Lippen brennen heiß; wie konnten Sie in diesem Zustande sich auswagen? Wahrlich, Sie sind im Fieber, Ihr ganzes Wesen ist so unnatürlich gereizt, ruhen Sie, ich bitte, ruhen Sie aus,“ sprach sie beinahe ängstlich werdend, und bemühte sich, ihm aufzuhelfen.

„Mir ist wohl, mir ist unnennbar wohl, freilich meinem Arzt entsprungen, und — mir ist unaussprechlich wohl, stammelte Hippolit, ward immer bleicher und sank endlich mit geschloßnen Augen in den Sessel, aus welchem Gabriele bei seinem Eintritt aufgesprungen war. Sie wollte fort, sie wollte Hülfe herbeirufen, doch er hielt

mit übernatürlicher Kraft ihre Hand fest umschlossen; auch öffnete er nach wenigen Sekunden die Augen wieder, und athmete hoch auf, sichtbar sich erholend.

„Zürnen Sie nicht, schelten Sie nicht," bat er, „daß ich die schöne warme Sonne, den blauen Himmel, nicht länger nur aus dem Fenster ansehen mochte. Ihre Pappeln dort am Bassin sind Schuld. Ganz in der Ferne sehe ich von meinem Zimmer aus ihre Wipfel, das einzige Grün weit umher. Stundenlang habe ich während meiner Krankheit sie betrachtet, sie allein verkündeten mir den Sommer, und wenn der Wind in den schlanken Zweigen spielte, war mir, als ob sie von Ihnen mir erzählen wollten. Heute, heute regten sie sich und nickten und winkten so sehr und die Nachtigall vor meinem Fenster sang so schmerzliche Sehnsucht, es war nicht länger zu ertragen; ich öffnete ihr den Käfig und sie und ich, wir flogen beide auf und davon. Hier werde ich genesen, glauben Sie mir es nur, hier athme ich Lebensluft."

„Gabriele waltete ämsig und arglos geschäftig um ihn her, während er so sich zu entschuldigen

ſuchte, recht wie ein ſorgliches Mütterchen um ihr liebes krankes Kind. Sie breitete ihren Shawl an den Zweigen der Laube aus, um ihn gegen das Sommerlüftchen zu ſchützen, das draußen ſanft und linde die Blumen und Blüthen umſpielte; aus einem Körbchen mit Orangen, welches zufällig neben ihr ſtand, wählte und bereitete ſie zu ſeiner Erquickung die ſüßeſte Frucht, dann brachte ſie ihm die ſchönſten Roſen herbei, es war, als wolle ſie ihn in dieſem Moment für alle Entbehrungen der ſchönen Tage entſchädigen, die der Arme, im dumpfen Zimmer eingekerkert, hatte verleben müſſen. Nach Frauen Art vergaß ſie in ihrer Geſchäftigkeit beinahe, wer der Gegenſtand ihrer ſorgſamen Pflege eigentlich ſey und Hippolit ſaß ſtill und ſelig da, ließ ſich alles gefallen und hütete ſich wohl, dieſe ſchönen Augenblicke durch ein unbedachtes Wort ſich zu verkümmern.

Inzwiſchen war unter ihnen beiden doch eine Art von zuſammenhängendem Geſpräch aufgekommen. Gabriele erzählte von Auguſtens jetzigem Leben, und wie alle Hoffnung da ſey, daß Adel-

bert in Liebe und Thätigkeit wieder geneſen und zu ſich ſelbſt kommen werde.

„Das alles danken wir Ihnen, Ihrem uns Allen unbegreiflichen Heldenmuthe. Sie ſind ein kronenwerther Sieger," ſprach ſie und blickte mit unbeſchreiblicher Freundlichkeit ihn an. „Den ſchwerſten aller Siege, den über ſich ſelbſt, haben Sie errungen. Doch geſtehen Sie mir, was konnte Sie bewegen, des Mannes, der mit ſo unerträglichem Trotz Sie zu beleidigen ſuchte, mit ſo faſt eigenſinnigem Unbedacht zu ſchonen und Ihr eignes Leben einem Raſenden wehrlos in die Hände zu geben? Adelbert war Ihnen kaum ein Bekannter, und für einen ſolchen wagten und ertrugen Sie das Unglaubliche, das faſt Unmögliche, um ihn ſich und den Seinen, die Sie noch weniger kannten als ihn, am Rande des Unterganges zu retten! Die Welt wird dieſe That eben ſo wenig zu würdigen wiſſen, als wir, Ihre Freunde, ſie verſtehen, obgleich wir ſie bewundern, wärs auch nur der Seltenheit wegen. Geſtehen Sie es mir im Vertrauen, lieber Hippolit, was bewog Sie zu dieſem ungeheuern, unglaublichen Opfer?"

„Sie fragen im Ernſt?“ erwiederte gelaſſen Hippolit. „Konnte ich denn anders? Sie ſelbſt ſchwebten ja immer zwiſchen ihm und mir, da mußte er ja wohl ſicher ſeyn. Wie hätte ich nach dem Leben des Gemahls einer Frau zielen können, die Gabrielen ſo werth iſt, deren Leiden und Freuden ſie wie die eigenen empfindet! Wäre er gefallen, hätte ich ja Sie betrübt.“

Eine ſchöne Perle ſtieg bei dieſer unerwarteten Erklärung in Gabrielen's helles Auge. Sie wollte ſprechen, aber der Athem verſagte ihrer bewegten Bruſt. Lächelnd durch Thränen, wie ein ſeliger Engel, trat ſie endlich ganz nah vor Hippoliten hin, ſtrich mit ſanfter Hand ihm die dunklen Locken zurück und hauchte einen leiſen, kaum fühlbaren Kuß ihm auf die Stirne. Ihre Lippen bewegten ſich, im Begriffe ihm etwas recht Freundliches zu ſagen, aber ſie bebte erſchrocken zurück da ſie ihn anſah. Sein eben noch ſo bleiches Geſicht flammte in dunkler Purpurröthe, ſeine Augen blitzten wie verzehrendes Feuer, er machte eine Bewegung, als wolle er ſie umfaſſen, ſie an ſeine ungeſtüm wogende Bruſt drücken, und riß ſich im nämlichen Moment mit ſichtbarer

Gewalt von ihr los und floh bis in die fernſte Ecke der Laube. Dort warf er ſich auf die Knie nieder; ſich ſelbſt unbewußt, hatte er den verwundeten Arm aus der ihn ſtützenden Binde gezogen, und hob nun in flehender Stellung beide Hände zu ihr auf.

„Nein, nein," rief er wie auſſer ſich, „dies Uebermaaß von Wonne und Schmerz erträgt keine menſchliche Bruſt!" Und nun ergoß ſich ſein übervolles Herz im glühendſten Ausbruch einer Leidenſchaft, die in dieſem Moment der ſeligſten Pein, in wüthenden verzehrenden Flammen hell aufloderte und ſich nicht mehr bändigen laſſen wollte.

Zitternd vor Schrecken blickte ihn Gabriele eine Weile an, ehe ſie Faſſung genug gewann, ihm zu antworten. „Stehen Sie auf, Graf Hippolit," ſprach ſie endlich ſehr ernſt, „vergeſſen Sie den kranken Arm nicht; wahrlich ich ſehe immer mehr, wie Unrecht Sie thaten, ſchon heute das Haus zu verlaſſen. Kehren Sie heim, armer Kranker!" ſetzte ſie nach einer kleinen Pauſe etwas milder hinzu, „ich will es nicht verbergen, Sie haben mich erſchreckt, doch das iſt ſchon

vorüber; die Ruhe wird Ihnen wohlthun, es soll sogleich eine Sänfte geholt werden.“

„Gabriele, Gabriele! wenn Sie jetzt mich fortschicken, werde ich Sie nie wieder sehen dürfen, ich ahne es,“ rief Hippolit; „ich verdiene Ihren Zorn; lange, lange habe ich geschwiegen, weil ich ihn fürchtete. Glauben Sie mir, ich habe mich bekämpft, ich wollte ewig schweigen, kein Hauch, kein Wink sollte das Geheimniß meines Lebens verrathen, damit Sie nur ferner mich um sich dulden möchten, damit ich nur ferner Ihre süße Stimme hören, im Strahl Ihrer lieben Augen den Himmel erblicken könne, ich erlaubte mir ja keinen größeren Wunsch. Ich wollte ja nichts hoffen, nichts erflehen; das wilde Toben hier sollte sich Ihnen nie zeigen. Ein einziger unbewachter Augenblick hat mich verrathen, und nun darf ich nie wieder vor Ihnen erscheinen, ich weiß es wohl, ich bin verbannt!“

Gabriele sprach in milden Worten zu ihm; er hörte sie wohl, doch er verstand sie nicht, er konnte nur den Gedanken fassen, sie beleidigt, ihren Zorn erregt zu haben.

„Wie werde ich künftig leben können!“ rief er.

„Entfernung von Gabrielen ist Tod, ist Hölle, das fühlte ich jeden Abend in meiner Einsamkeit, wenn ich ihre Schwelle verlassen hatte. Und nun gehe ich ganz hoffnungslos, kein Morgen kommt, wo ich mir sagen kann, ich werde Sie wieder sehen. O Gabriele! O gnädige Frau! muß es denn seyn? ich will ja ewig schweigen, ich will ja nichts, als was Sie dem Würmchen dort auf dem Grashalm, der Mücke hier in der Luft auch gewähren, nur sehen, nur dulden sollen Sie mich, und wenn gleich nicht freundlich wie sonst, nur ohne Zorn.

Endlich gewann Gabriele einen Augenblick, sich verständlich zu machen. „Graf Hippolit," sprach sie sehr ruhig gefaßt. „Sie verkennen sich und mich, und Ihr eignes Gefühl. Daß Sie dieses bald selbst einsehen werden, weiß ich gewiß. Für jetzt bitte ich Sie ernstlich, beruhigen Sie sich, ich zürne nicht, ich vergesse von heute an die wilden Ausbrüche, zu welchen gereizte Phantasie den Kranken verleitete; ich wünsche, daß auch Sie dieses thun mögen; nur so allein kann unser ruhiges, freundliches Verstehen ungetrübt bleiben. Kehren Sie jetzt heim, und lassen Sie

Ihre völlige Wiederherstellung einstweilen Ihre erste größte Sorge seyn. Leben Sie wohl.“

„Sagen Sie nur, daß ich Sie wieder sehen werde,“ flehte Hippolit in demüthiger Entfernung.

„Darf ich denn mit meinem jungen Freunde so streng ins Gericht gehen? Kann ich es denn vergessen, daß Sie für das Glück meiner Auguste Ihr Leben wagten?“ erwiederte ihm Gabriele.

Ein Bedienter unterbrach sie, er kam, um Hippoliten zu Herrn von Aarheim zu rufen. Dieser hatte bei seinem Erwachen dessen Anwesenheit im Garten erfahren und drang nun mit kränklicher Hast darauf, ihn augenblicklich bei sich zu sehen.

„Jetzt? jetzt? in dieser Minute? Nimmermehr! jetzt nicht, jetzt kann ich nicht zu ihm,“ rief Hippolit, bald erglühend, bald erbleichend.

„Nein, Sie können und dürfen es auch Ihrer Gesundheit wegen nicht, und ich selbst will dieses ihm erklären,“ erwiederte Gabriele, gab dann schnell dem Bedienten Befehl, den Grafen in einer Sänfte nach Hause zu geleiten und ergriff die Gelegenheit, mit leichtem Gruß an ihm

vorüber zu eilen, um Moritzen über sein Nichterscheinen zu beruhigen.

Sie verschwand bald unter den Säulen der Vorhalle, und Hippolit starrte noch immer ihr nach. Er fühlte nicht, daß die Binde wieder um den verwundeten Arm gelegt ward, er merkte kaum, daß man dem Ausgange des Gartens ihn zuführte. Nur als er zu Hause in seinem eignen Zimmer, aus den Fenstern desselben, Gabrielen's Pappeln wieder ganz in der Ferne erblickte, nur da kam ein lichter Gedanke an die zunächstvergangene Stunde in ihm auf. Ein schnell aufsteigendes Wetter thürmte sich schwarz und drohend hinter Gabrielen's Garten am Himmel empor, schon fielen einzelne große Regentropfen schwer herab und die schlanken Wipfel der Pappeln beugten sich tief vor dem plötzlich sich erhebenden Gewitterſturm. Mit bangem vorahnenden Herzen starrte Hippolit in den Aufruhr der Natur, der über Gabrielen's Wohnung herein brechen zu wollen schien, als die Sonne die Wolken zerriß. Die Regentropfen wandelten sich in glänzend flüssiges Silber, und hoch über den Pappeln

wölbte sich prächtig der leichte Farbenbogen des Friedens und der Hoffnung.

Mit so anscheinender Kälte Gabriele auch immer die unerwartete Erklärung ihres jungen Freundes aufgenommen haben mochte, in ihrem Innern fühlte sie sich doch dabei von Mitleid, Schrecken und zürnendem Erstaunen bewegt. Vergebens versuchte sie das ganze unangenehme Ereigniß zu vergessen, sie konnte sich nicht enthalten in der Einsamkeit darüber nachzudenken. Seit Jahren hatte nichts ihre Ruhe in dem Grade erschüttert, es war ihr, als laste seit jener Minute ein innerer Vorwurf auf ihrem Gemüthe, und doch war es ihr unmöglich, zu entdecken, wo und wie sie gefehlt habe.

Mißmüthig über dieses beängstigende Empfinden, ergriff sie endlich die Feder, um sich gegen Frau von Willnangen über den Vorgang auszusprechen, der es veranlaßte, und so vielleicht auch mit sich selbst darüber ins Reine zu kommen. Doch kaum hatte sie einige Zeilen geschrieben, als sie mit unwilligem Lächeln alles von sich schob und ihren Schreibtisch wieder zuschloß.

„Bin ich nicht thöricht!“ sprach sie bei sich selbst. „Müßte Frau von Willnangen nicht laut auflachen, wenn sie läse, wie ich eifrig ernsthaft, gleich einem sechszehnjährigen Mädchen, ihr in großer Herzensangst die Liebeserklärung eines kaum dem Knabenalter entwachsenen Jünglings mittheile, und sie bitte, in dieser entsetzlichen Noth mir zu rathen? Nein! wahrlich nein! so großen Lärmen wollen wir über ein solches Flackerfeuer nicht anstellen! Ihre Wangen erglühten in tiefer Beschämung. Wie war es mir möglich, die brausenden Ausbrüche eines exaltirten jugendlichen Sinnes so zu mißverstehen?“ dachte sie, während sie den angefangenen Brief wieder aus dem Schreibtisch nahm und vernichtete. „Weichheit des eben Genesenden, Frühlingsfreude nach langem Entbehren, ließen ihn sich selbst verkennen; warum denn nicht auch mich? Er wird froh seyn, wenn ich zu vergessen scheine, was ich nur vergessend verzeihen kann, und was er gewiß nie wieder wagen wird, in Anregung zu bringen. Höchstens könnte nur durch Widerspruch erregter Eigensinn ihn zur Beharrlichkeit bewegen, und das muß vermieden werden.“

Herrn von Aarheims Arzt erschien am folgenden Morgen, um Hippoliten die Erlaubniß zu erbitten, ihn am Abend besuchen zu dürfen. Moritz suchte seinen Jubel darüber in allen Sprachen, deren er mächtig war, auszudrücken und versicherte, nun ebenfalls in den nächsten Tagen wieder ausgehen zu können.

„Wir wollen uns damit denn doch nicht übereilen," erwiederte der Arzt, zu Gabrielen gewendet. Auch dem jungen Grafen wäre es sehr gesund, wenn er noch einige Tage daheim bleiben wollte, aber er läßt sich nicht halten und so ist es gerathener, wenn wir ihm das Ausgehen mit gehöriger Sorgfalt erlauben, als daß er uns, wie gestern geschah, entspringt, und unnützer Weise in Angst versetzt. Ich fand ihn Nachmittags in heftiger fieberhafter Bewegung; auch seine Wunde schien sich wieder entzünden zu wollen, und doch war er augenscheinlich mehr exaltirt als krank. Ich wußte nicht, was ich aus dem wunderbaren Zustand machen sollte und war schon im Begriff, ihn im Verdacht eines bedeutenden Vergehens gegen die ihm vorgeschriebene Diät zu halten, als ich erfuhr, daß er in der

Sonnenhitze von einem Ende der Stadt bis zum andern gelaufen sey.“

Hippolit erschien gegen Abend. Gabriele war absichtlich bei seiner Ankunft in Moritzens Zimmer zugegen. Er erröthete, erbleichte und kam bei ihrem Anblick sichtbar außer Fassung, doch Moritzens ausgelassene Freude über das Wiedersehen seines Lieblings überstimmte alles, und verbarg auch die kleine Verlegenheit, deren Gabriele im ersten Augenblick sich doch nicht gänzlich erwehren konnte. Moritz war an diesem Abend, vielleicht zum ersten Mal in seinem Leben, die Seele des kleinen Vereins; er scherzte, lachte über seine eigenen Einfälle, und ließ übrigens Niemanden zum Worte kommen. Hippolit bemühte sich zwar, wie sonst munter und unterhaltend zu erscheinen, aber der Zwang, den er sich dabei anthat, konnte nur einem Beobachter, wie Moritz war, entgehen. Gabriele ward dessen wohl gewahr, sie nahm ihn als Beweis des beschämenden Gefühls, mit dem er des gestrigen Morgens gedenken mochte, und strebte nur, durch möglichste Unbefangenheit das Andenken einer Scene zu vernichten, die sie am liebsten ganz in Vergessenheit begraben hätte.

Vierzehn Tage vergingen, während welchen Hippolit Gabrielen täglich, doch nie allein sah. Er selbst schien dieses zu vermeiden und hütete seine Blicke wie seine Worte, so daß sie wiederum gegen ihn, sie wußte selbst kaum wie, in ihren gewohnten zutraulichen Ton gerathen konnte. Seine Genesung vollendete sich in dieser Zeit, und auch Moritz erholte sich genugsam, um Tagelang mit Planen für den Rest des Sommers sich zu beschäftigen. Jeden Tag wurde eine andere Reise in Vorschlag gebracht, alle Beschreibungen großer und kleiner Bäder, in der Nähe und Ferne, wurden herbeigeschafft, aber es fanden sich immer am Morgen triftige Gründe, das gestern Abend Gewählte wieder zu verwerfen.

Gabriele hatte allen diesen Berathschlagungen immer sehr gelassen und gleichgültig beigewohnt, bis Moritz eines Morgens mit ganz ungewohnt adeligen und ritterlichen Gesinnungen aufstand, sich zum Frühstück bei ihr melden ließ, und ihr dabei sehr feierlich erklärte, daß er jeden Edelmann für einen Thoren achte, der ohne Noth, ferne von dem Sitz seiner Ahnen, im bunten Gewühl der Menge sich herumstoßen lasse, und daß er deshalb gesonnen sey, sich mit ihr inner-

halb zweier Tage nach Schloß Aarheim zu begeben, um dort wenigstens bis zum nächsten Winter zu residiren.

Schloß Aarheim wieder zu sehen! Tausend widersprechende Gefühle wechselten in Gabrielen's Gemüth bei diesem Gedanken. Es ward ihr, als harre ihrer in den heiligen Mauern, irgend etwas Unerwartetes, etwas Unerhörtes. Nicht um die Welt hätte sie eine Sylbe gesprochen und Moritzens Entschluß wankend gemacht, aber sie bebte in ängstlicher Freude vor dessen Ausführung.

Mit den altritterlichen Gesinnungen überkam dem Baron auch ein Anflug von altritterlicher Gastfreiheit. Rechts und links lud er nun Freunde und Bekannte ein, Wochen, ja Monate lang in der Burg seiner Ahnen bei ihm zu weilen. Auch Gabriele mußte an Frau von Willnangen schreiben und sie bitten, mit Augusten und den Kindern, die noch übrige Zeit bis zur Heimkehr Adelberts und des Generals, bei ihr zuzubringen. Während sie mit diesem Briefe sich beschäftigte, trat Hippolit in ihr Zimmer und zum ersten Mal seit dem Morgen in der Laube sah sie sich mit ihm allein.

Niemand hätte in dem, bange und beklommen,

in augenscheinlicher Verlegenheit Dastehenden, die vorlaute Zierde der elegantesten Zirkel, den dreistesten Liebling der glänzendsten Damen wieder zu erkennen vermocht. Er hatte recht ehrlich mit sich gekämpft, ob er nicht die Reise nach Aarheim als Anlaß ergreifen solle, um sich wenigstens auf einige Zeit von dem Gegenstand einer Leidenschaft zu entfernen, deren Hoffnungslosigkeit sowohl, als Unbezwingbarkeit ihm mit jedem Tage fühlbarer wurde. Schon glaubte er sich Sieger, als Moritzens Einladung ihn von der geträumten Stufe herunterriß. So lange er noch an der Möglichkeit zweifeln konnte, in Gabrielen's Nähe, unter ihrem Dache, in der glücklichen Zwangslosigkeit eines ländlichen Aufenthalts selige Tage zu verleben, so lange schien es ihm, als könne er entsagen; doch jetzt, da dieses Glück ihm wirklich so nahe geboten ward, daß er es beinahe ohne Unschicklichkeit nicht von sich weisen durfte, jetzt mußte er es ergreifen und sollte er darüber zu Grunde gehen. Er dachte gar nicht mehr daran, freiwillig darauf resigniren zu können, und nur der Zweifel marterte ihn, ob Gabriele ihm erlauben werde, die Einladung anzunehmen.

„Herr von Aarheim hatte die Güte, mich

einzuladen," flüsterte er ängstlich und kaum vernehmbar. —

„Und Sie fürchten die Burggeister? und möchten uns lieber nicht begleiten?" unterbrach ihn Gabriele mit etwas erzwungener guter Laune, denn Hippolit's Verlegenheit steckte auch sie an. „Wenn ich Ihnen rathen darf," fuhr sie lächelnd weiter fort, „so überwinden Sie Ihre Geisterfurcht und begleiten uns; finden Sie dort nicht das Gewohnte, so finden Sie dafür das Ihnen Neue. Die ehrwürdige Burg, das wilde, schöne Thal, die Felsen und Höhlen, ja selbst die tiefe Einsamkeit, Aehnliches ist Ihnen vielleicht im Leben noch nicht vorgekommen. An geselliger Abwechselung wird es uns ebenfalls nicht gänzlich fehlen; viele unserer hiesigen Freunde versprachen auf ihrer Rückkehr aus den böhmischen Bädern, einige Tage bei uns zuzubringen, und den kurzen Umweg weniger Meilen nicht zu scheuen. Und um Sie nicht ganz mit der Zukunft vertrösten zu müssen, so habe ich auch Hoffnung, mir Ida und Bella von Schöneck von ihrer Mutter zur Begleitung zu erbitten. Die kaum zwei Tagereisen entfernte große Stadt, wo ich bei meiner Tante zuerst in der Welt erschien, wird uns hoffentlich

ebenfalls manchen angenehmen Besuch früherer Bekannten zusenden," setzte sie hinzu, da Hippolit noch immer schwieg.

„Wie über allen Ausdruck gütig ist es, daß Sie sich das Ansehen geben wollen, als wünschten Sie mich zum Mitgehen zu bereden, während ich in Demuth Ihrer Entscheidung harre, ob ich Sie begleiten darf," sprach er endlich, sichtbar erleichtert. „Doch darf ich es gestehen? Daß die Aussicht, von so viel gleichgültigen Besuchern umschwärmt —"

„Es wird damit so gar arg nicht werden, als Sie es sich denken," unterbrach ihn Gabriele; „wir werden genug der Tage, vielleicht sogar der Wochen frei behalten, um unsere alten Uebungen wieder vorzunehmen; ich wette, es thut damit Noth, denn Sie sind gewiß während Ihrer Krankheit nicht fleißig gewesen; eben so wenig als ich, bei der meines Gemahls, es seyn konnte. Das müssen wir wieder einbringen. Für Ihr Landschaftszeichnen bietet mein Thal Ihnen bei jedem Schritt die herrlichsten Punkte. Auch unsere musikalischen Uebungen und vor allem unser Studium der Kunstgeschichte wollen wir mit Eifer wieder vornehmen. So wie wir uns in Schloß Aarheim

nur ein wenig eingerichtet haben, ſollen Winkelmann und der alte Vaſari wieder an die Reihe kommen. Ida und Bella werden gern an alle dieſem thätigen Antheil nehmen.“

Ziemlich gegen ihre ſonſtige Art, hatte Gabriele raſch hinter einander weg geſprochen, als ob ſie eine Indiskretion von Hippoliten befürchtete, und ihn deshalb lieber gar nicht zu Worte kommen laſſen wollte. Er ſelbſt hingegen war während der Zeit ſeiner innern Bewegung Meiſter geworden und ſo nahm von nun an das Geſpräch eine ruhigere Wendung, während deſſen beide vereint eine Auswahl unter Büchern, Muſikalien und allerlei Kunſtgeräth trafen, die ſie mit nach Schloß Aarheim nehmen wollten. Hippolit ſchwamm dabei in einem Meer von Wonne, doch hütete er ſich gar ſehr vor jeder, auch der unmerklichſten Aeußerung ſeines Empfindens.

Gabriele hatte ſich bis jetzt täglich unzählige Mal wiederholt, daß nichts lächerlicher ſeyn könne, als wenn ſie jene Erklärung Hippolit's für etwas mehr nehmen wolle als für jugendliche Uebereilung, in einem durch Zufälligkeiten bis zur Ueberſpannung gereizten Zuſtande. Auch war ſie von der Wahrheit dieſer Anſicht feſt überzeugt,

vielleicht weil sie es seyn wollte, denn wer vermag zu unterscheiden, was ihr selbst immer dunkel blieb? Eine Art ängstlicher Uebereilung im Gespräch, die ihr nicht eigen zu seyn pflegte, schien freilich oft, wie eben auch jetzt, geheimes Fürchten einer Aufklärung anzudeuten, das denn doch, ihr selbst unbewußt, in einem Winkel ihres Herzens lauschen mußte, den sie, aus verzeihlicher Zaghaftigkeit vielleicht, zu ergründen nicht wagen mochte.

Fern von Allen, welche sie liebte, in der trostlosen Umgebung, zu der das Schicksal sie verurtheilte, hatte sie in Hippoliten endlich eine für ihr Gemüth wie für ihren Geist gleich wohlthuende Erscheinung gefunden. Sie konnte nicht ohne die reinste Freude, nicht ohne inniges Wohlwollen den glücklichen Einfluß bemerken, den ihre Leitung und warum sollte sie es sich nicht aussprechen? den ihre Nähe an ihm übten. Je mehr angebornen Edelsinn, unglaubliche Güte, und andere glänzendere Eigenschaften des Geistes und Gemüths er im Umgange mit ihr entfaltete, je deutlicher sah sie mit Schaudern, wie nahe er bei alle diesem dem Untergehen in Eitelkeit, Unglauben und Lieblosigkeit gewesen war. Nie, unter

keinen Umständen, hätte sie ohne den tiefsten Schmerz ihn wieder loslassen, nie ihn dem eitelen Treiben wieder übergeben können, dem er an ihrer Hand so tapfer sich entwunden hatte. Und nun, nach seinem an Adelberten geübten Edelmuth, fühlte sie noch durch das heilige Band inniger Dankbarkeit sich ihm verpflichtet. Daher fiel es ihr nicht ein, ihm eine strenge Richterin werden zu wollen, daher sah sie so gern in der Unruhe, die ihn in ihrer Nähe ergriff, nur das Bestreben, jedes Erinnern an ein Betragen zu verhüten, dessen er, ihrer Meinung nach, sich jetzt herzlich schämen mußte! Und wer mag sie deshalb tadeln? Wer mag es verdammen, daß ihrem reinen Gemüthe nie der Gedanke kam, um einer dem Irrthum verfallenen Minute willen ihn dem Verderben Preis zu geben? Gabriele war zu rein tugendhaft, um je daran zu denken es seyn zu wollen; daher konnte ihr der Gedanke gar nicht kommen, daß sie hier vielleicht ein Opfer zu bringen habe.

Ida und Bella von Schöneck waren ein Paar gute, liebe und schöne Kinder, deren harmlose Gesellschaft nur dazu dienen konnte, das Einer-

lei eines zu kleinen Kreises zu unterbrechen, ohne durch großes Uebergewicht störend zu werden. Bei ihrer in sehr beschränkten Umständen lebenden Mutter hatten sie nur einsame Tage gesehen, bis Gabriele der armen lebenslustigen Mädchen sich annahm und ihnen zu mancher, ihrem Alter und ihrem Range angemessenen Freude verhalf, nach der sie bis jetzt sich um so heißer gesehnt hatten, je ferner sie ihnen geblieben waren.

Alles Neue war ihnen willkommen, daher fanden sie sich am Tage der Abreise mit frohen erwartungsvollen Gesichtern bei Gabrielen ein, um sie nach Schloß Aarheim zu begleiten. Sie fuhren in Gabrielen's Wagen. Moritz hatte seinem jungen Freunde einen Platz neben sich in seiner, nach ganz eigner Erfindung erbauten Batarde bestimmt, doch dieser zog es gewöhnlich vor, auf einem der schönen Pferde, die er sich nachführen ließ, bald Gabrielen's Wagen zu umschwärmen, bald Morgens einige Stunden früher aufzubrechen, um die Uebrigen im gemeinschaftlichen Absteigequartier zu empfangen.

Den beiden jungen Mädchen zu Gefallen, deren Phantasie sich aus Romanen und Beschreibungen, ein himmlisch schönes Bild von den Freu-

den des Badelebens zusammen gesetzt hatte, war der Umweg über Karlsbad beschlossen worden. Mit dem Gefühle des frommen Wallfahrers an heiliger Stätte, sah Gabriele sich zum zweiten Mal auf diesem Wege, der sie vor sieben Jahren zu dem Wendepunkte ihres Lebens geführt hatte, von welchen die lange Reihe der, strengen Entsagungen und den schwersten Opfern geweihter Tage ausging, die sie seitdem verlebt hatte.

In Karlsbad selbst knüpfte sich eine oder die andere frohe oder bittere Erinnerung an jeden ihrer Schritte; in stiller Wehmuth suchte sie jedes Plätzchen auf, das irgend ein ihr merkwürdiges Ereigniß bezeichnete; vor allem aber versäumte sie es nicht, in einer stillen feierlichen Abendstunde zur kleinen Marienkapelle im Walde einsam zu wallfahrten, während ihre Begleiterinnen unter Moritzens Schutze sich im sächsischen Saal im lustigen Wirbeltanz drehten.

Es war am Vorabend eines heiligen Festes. Die Betstühle waren leer, nur ein Kind lag in einem Winkel der Kapelle auf den Knien, während der Sakristan den Altar abstäubte, den morgenden Festputz des Muttergottes-Bildes zurecht

legte und die welken Blumen und Kränze wegnahm, um sie durch neue zu ersetzen.

Gabriele sah dem einfältig-frommen Treiben eine Weile zu, ehe sie ihrer Stimme Festigkeit genug zutraute, um nach der armen alten Frau zu fragen, die sonst um diese Stunde hier zu beten pflegte, und die sie jetzt mit trübem Vorahnen vermißte.

„Die ist bei Gott," erwiederte der Sakristan; „ich kannte sie wohl, sie war eine fromme Frau dort unten aus dem Dorfe; sie hatte ein Gelübde gethan und hielt es redlich, bei Frost und Hitze, im Sonnenschein und Regen. Und so ist sie zum Lohne hier an heiliger Stätte vor drei Monaten sanft und selig entschlafen. Wir wollten sie wecken, da es dunkel ward, und sie noch immer auf den Knien wie betend lag, aber sie erwachte nimmermehr auf Erden."

Gabriele zerfloß in Thränen der innigsten Rührung, während der Sakristan so sprach. Ottokar's Bild stand vor ihr und jedes entschlummerte Gefühl in ihrem Herzen regte sich mächtig und laut; ihr war, als seyen die Jahre zwischen jetzt und jenem Abend, wo sie an dieser nämlichen Stelle gestanden hatte, ganz aus der Reihe der Zeiten getilgt, als sey alles noch wie damals.

Indeſſen hatte das Kind ſich ihnen genähert und wollte mit ſchüchternem Gruße vorüber, als der Sakriſtan es anhielt. „Das iſt ein Urenkelchen der alten frommen Mutter, Ihro Gnaden,“ ſprach er, und klopfte freundlich die vollen blühenden Wangen des Mädchens. „Nun ſchäme dich nicht,“ fuhr er fort, „du biſt ein frommes Kind, Gott und die Heiligen werden deinen Vater und deine Mutter dafür ſegnen, denn das Gebet frommer Kinder dringt durch die Wolken.“

„Ich habe nicht für Vater und Mutter gebetet,“ ſprach das Kind.

„Nicht für Vater und Mutter? für wen denn?“ fragte der Sakriſtan.

„Weiß nicht,“ war die Antwort, „aber die heilige Jungfrau wird ſchon verſtehen, wem es angeht, ſprach Aeltermutter ſelige, und weil Mutter es ihr einmal verſprochen hat, da ſie krank war, ſo geht immer Eins von uns zur Vesperzeit hierher und betet wie Aeltermutter ſonſt, da ſie noch lebte.“

Gabriele ſank auf der Stelle, wo das Kind gebetet hatte, in ſtiller Rührung hin, der Sakriſtan und das Kind, reichlich von ihr beſchenkt, entfernten ſich ſchweigend und ehrfurchtsvoll. Ihr

Auge ſchwamm in ſüßen Thränen, ihr Herz in ſeliger Wehmuth. War es Gebet, war es Erinnerung, war es Hoffnung, was ihren Buſen in lange nicht gefühlter Wonne hob, ſie wußte es nicht zu unterſcheiden, aber ſie lag da auf den Knien, in Andacht und Freude verloren, bis die faſt zur Dunkelheit gewordene Dämmerung ſie erweckte. Langſam erhob ſie ſich und ſah dicht hinter ſich Hippoliten in ihrem Anblick verſunken. Sie wickelte ſich als ſie ihn gewahrte, feſter in ihren großen Shawl, den ſie wie einen Schleier über den Kopf nahm, als ſolle er gegen die Abendkühle ſie ſchützen.

Hippolit verſtand dieſe Bewegung, ſtumm und ehrfurchtsvoll zog er ſich zurück, während ſie an ihm vorüberging und wagte es nicht ihr den Arm zu bieten. Er drückte nur die zurückflatternde Ecke ihres Shawls demüthig an ſeine Lippen, ohne daß ſie dieſes bemerkte und folgte dann von ferne, um ſie auf dem Wege nach ihrer Wohnung zu beſchützen.

Wenige Tage darauf verließen ſie Karlsbad.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google